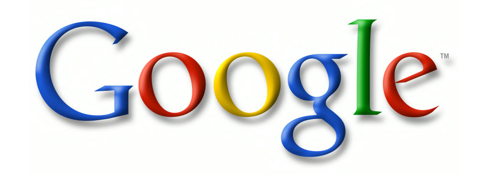
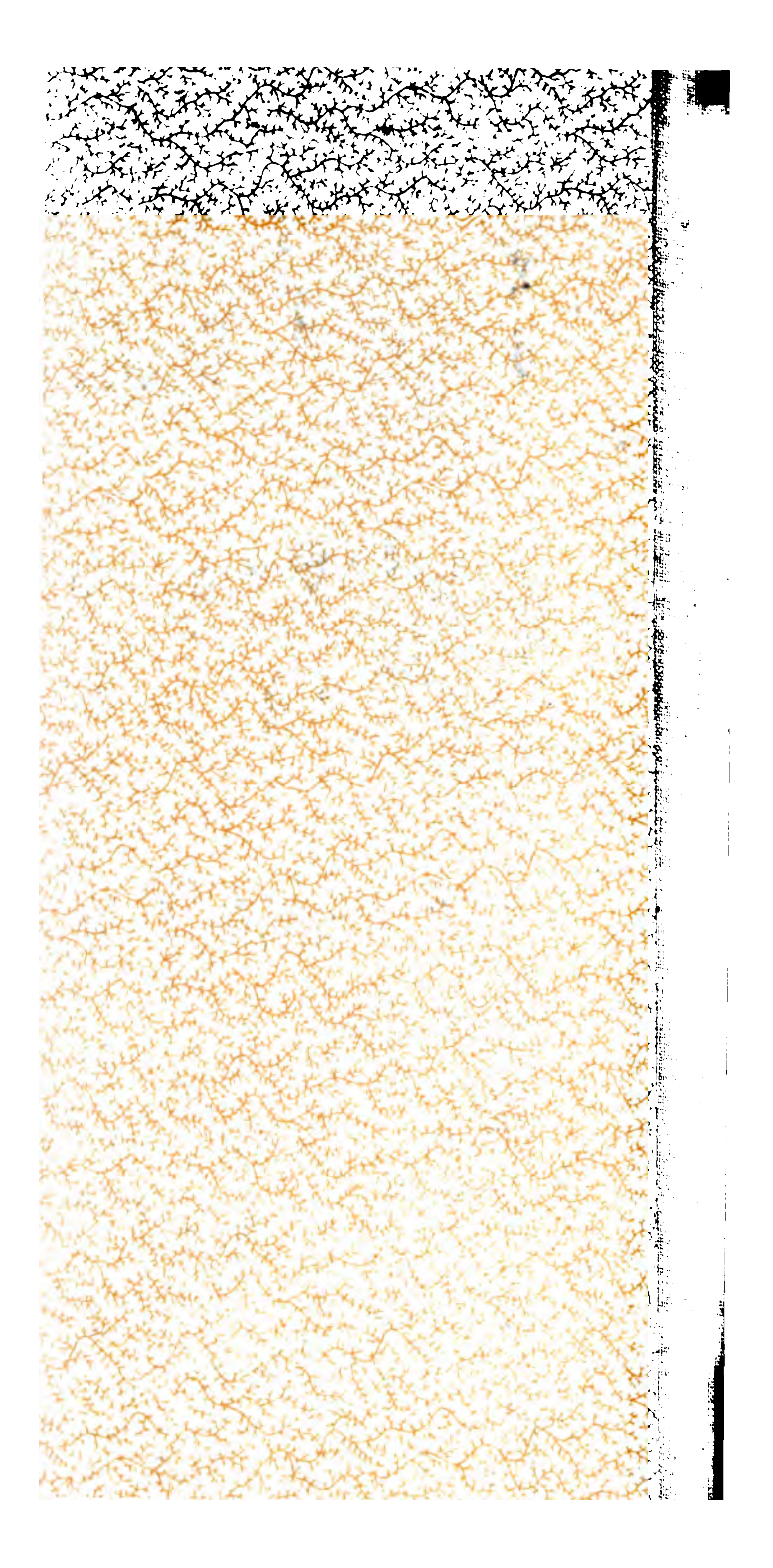
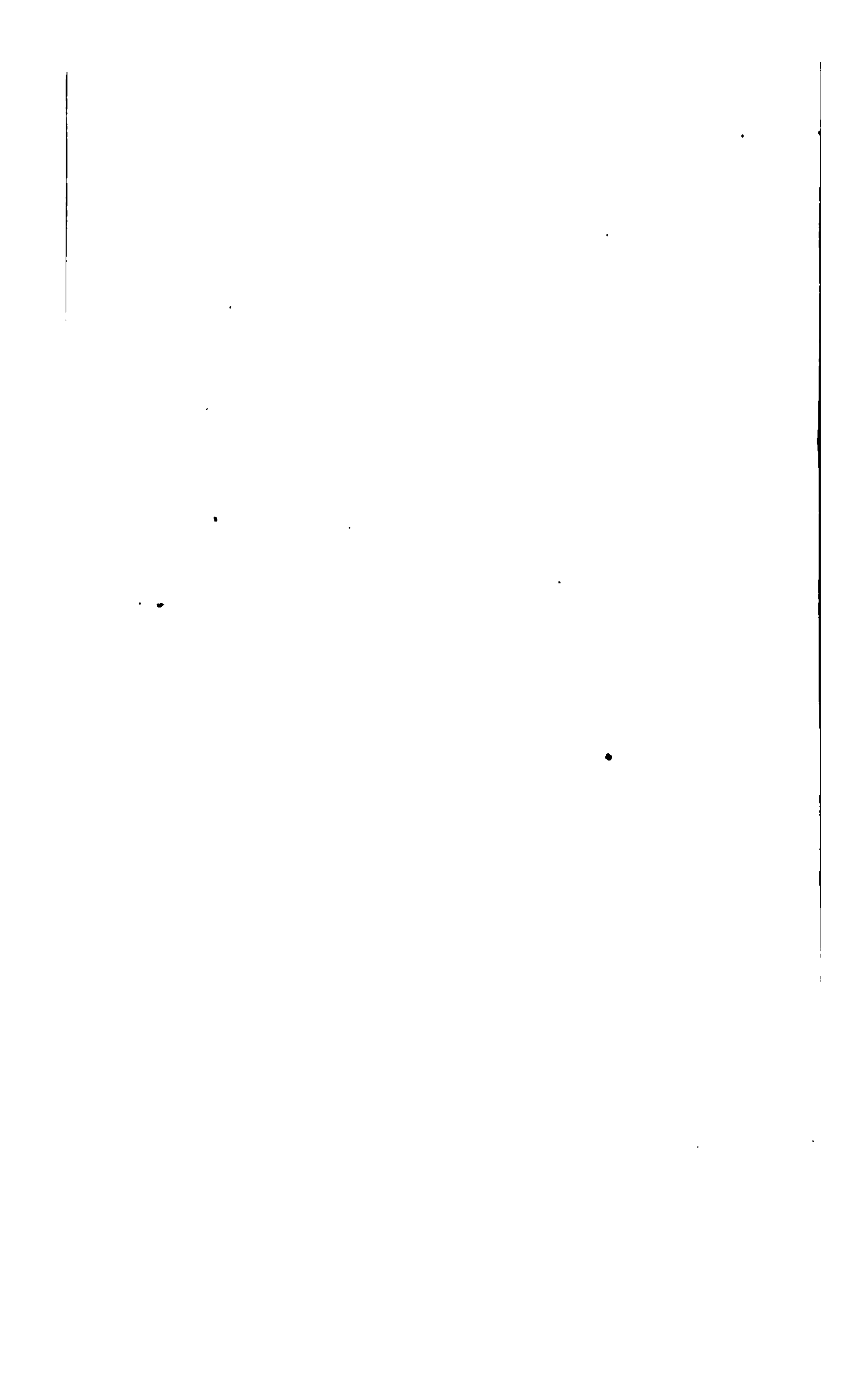








# Supplement

zu

# Schiller's Werken.

Zweiter Theil.

Stuttgart 1838.
P. Balz'sche Buchhandlung.

# Schiller's

# Leben, Geistesentwickelung und Werke

## im Zusammenhang.

Von

Dr. Karl Hoffmeister.

Zweiter Theil.

Stuttgart 1838.

P. Balz'sche Buchhandlung.






# Inhaltsanzeige des zweiten Theils.

## Periode der wissenschaftlichen Selbstverständigung.

Seite

## Zurückführung der nach Schiller's Werken in Einem Bande citirten Stellen auf die Oktavausgabe in zwölf Bänden [1].

### Zweiter Theil.

S. 6, Note 2 (Oktavausg. B. 10, S. 98).
S. 21, Note 1 (Oktavausg. B. 10, S. 147 und S. 228 f.).
S. 29, Note 1 (Oktavausg. B. 10, S. 206 f.).
S. 30, Note 1 (Oktavausg. B. 10, S. 398).
S. 32, Note 2 (Oktavausg. B. 10, S. 193 ff. und S. 285 ff.).
S. 34, Note 1 (Oktavausg. B. 12, S. 481).
S. 38, Note 1 (Oktavausg. B. 10, S. 345).
S. 41, Note 1 (Ebendaselbst).
S. 44, Note 2 (Oktavausg. B. 10, S. 321).
S. 44, Note 3 (Oktavausg. B. 10, S. 350 und S. 421).
S. 54, Note 1 (Oktavausg. B. 10, S. 274).
S. 73, Note 2 (Oktavausg. B. 1, S. 138).
S. 78, Note 1 (Oktavausg. B. 12, S. 227).
S. 82, Note 2 (Oktavausg. B. 12, S. 410).
S. 87, Note 1 (Oktavausg. B. 10, S. 316).
S. 103, Note 1 (Oktavausg. B. 10, S. 403).
S. 104, Note 1 (Oktavausg. B. 12, S. 225).

[1] Die folgenden Citate sind in unserer Schrift nach beiden Ausgaben angegeben.

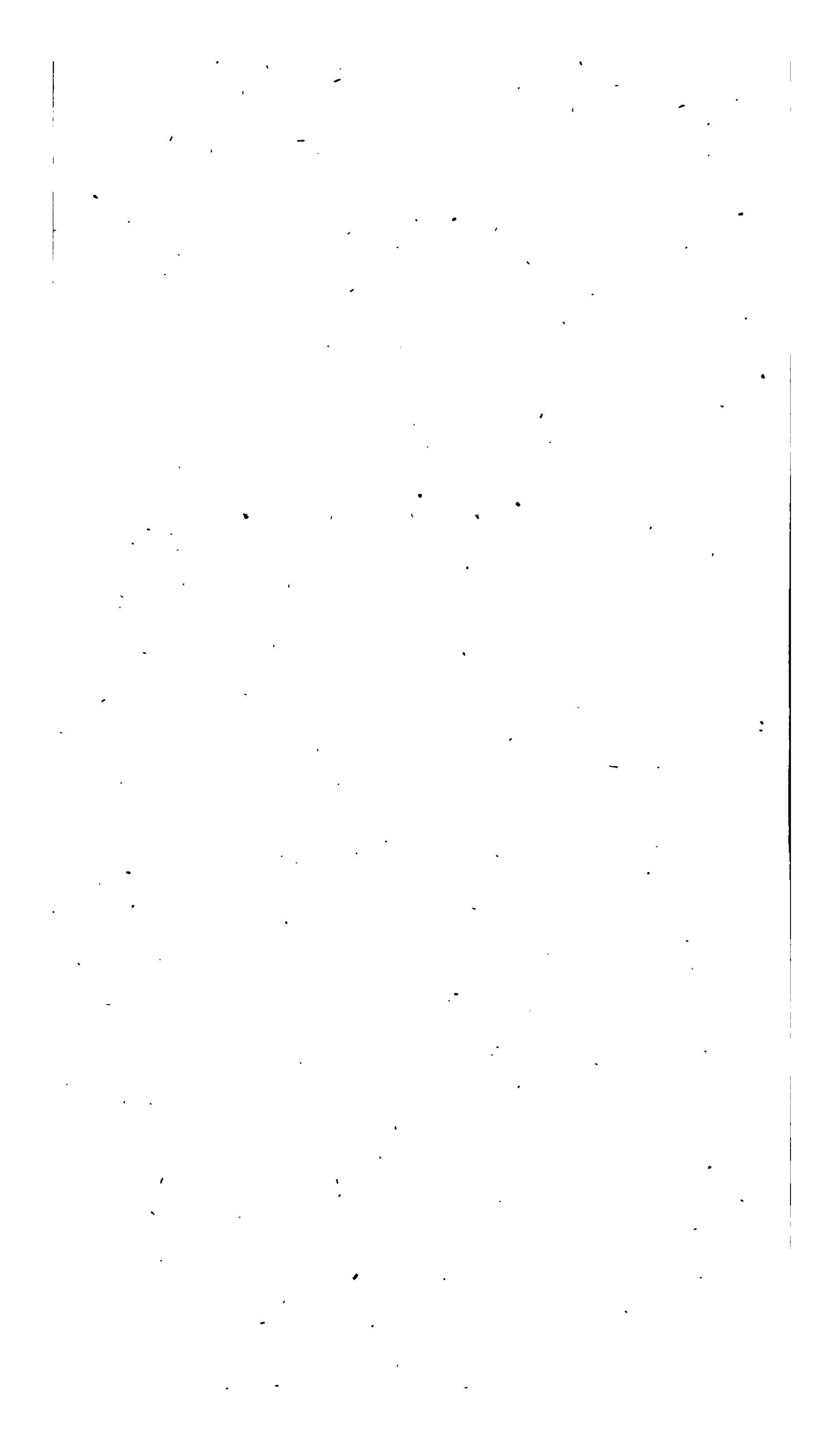
# Schiller's

# zweiter Lebensabschnitt,

oder

## Periode der wissenschaftlichen Selbstverständigung.

Von Don Karlos — 1786 — bis zu den Horen — 1794.



# Erstes Kapitel.

Philosophisches Interesse und Geschichte. Erste historische Arbeiten.
„Der Verbrecher aus verlorener Ehre."

Mit Don Karlos war ein poetischer Cyklus durchlaufen. Schiller hatte in der eingeschlagenen Richtung die höchste Aufgabe, wenn nicht vollkommen befriedigend, doch glänzend und ruhmvoll gelös't, und seinem sittlich-poetischen Trieb Genüge gethan. Nach den Bedingungen seiner damaligen Bildung vermochte er seine Weltansicht nicht höher zu entwickeln und klarer zu deuten, als es im Don Karlos geschehen war. Sein poetischer Genius verstummte in seiner Brust, nachdem derselbe das Herrlichste, was sie umschloß, zu Tage gefördert. So mußte Don Karlos das letzte Wort Schiller's auf dem Standpunkt werden, den er bisher einnahm, und er fühlte sich jetzt seiner Dichtkunst um so mehr entfremdet, da schon längst, noch in der letzten Zeit seines Aufenthaltes in Mannheim, sein lebendiges Interesse am Theater in ihm erloschen war.

Aber was andere Dichter erst in ihrem Alter erlebten, sollte Schiller schon in seiner Jugend an sich erfahren, daß, wenn die poetische Begeisterung nachläßt, sich ein wissenschaftliches Interesse einstellt. Dieses letztere war, wie wir aus

der früheren Darstellung wissen [1], in Schiller unter der bestimmtern Gestalt des philosophischen Interesses von Anfang an vorhanden, es war ein Bedürfniß seines Geistes und mit seiner poetischen Thätigkeit auf's innigste verbunden, bis es sich im Verlauf eines hart bedrängten Leben's von ihr trennte, sich ihr entgegensetzte, und besonders gegen das Ende des zurückgelegten Zeitraumes hemmend und störend auf sie einwirkte [2]. Als nun die poetische Flamme in ihm erlosch, ist es ein Wunder, daß dieses zweite Schiller'sche Geisteselement sich der Herrschaft bemächtigte und seine zweite Lebensperiode bestimmte, indem hierdurch das Innere nur äußerlich zur Erscheinung kam? Ja, man kann mit Recht sagen, daß eben dieser immer mächtiger werdende Drang des Denkens eine Ursache war, warum Schiller jetzt geraume Zeit aufhörte, ein Dichter zu sein.

Aber auch das äußere Leben machte seine Rechte unabweisbar geltend und verlangte, dringender als je, die Abtragung der lange vorenthaltenen Schuld. Als die melodische Stimme der Muse verstummte, konnten die rauhen Mißklänge der Welt nicht länger mehr ungehört und unbeachtet bleiben. Jetzt also, nach den herbsten Erfahrungen, war Schiller's goldner Traum verflogen, auf die Ausübung seines Dichtertalentes seine äußere Existenz zu gründen; ja eben diese gründlich eingeschärfte Einsicht, daß das in Deutschland unmöglich sei, hatte ihm seine Muse verleidet und ihn zu dem Entschluß bestimmen helfen, sein Lebensglück seinem eben so ausgezeichneten intellektuellen Talente anzuvertrauen, und durch Aneignung einer Brodwissenschaft sich eine ehrenvolle Stellung in der Gesellschaft zu verschaffen [3].

Welches aber diese Berufswissenschaft sein sollte, darüber war er lange immer von Neuem mit sich uneins. Dem Manne wird, weil er vergleichen kann und die Schwierigkeiten übersieht, die Wahl eines Amtes nicht so leicht, als dem Jüngling, welcher sich nur durch seine Phantasie und seine dunkle Neigung bestimmen läßt, so daß er gemeinhin schon gewählt

[1] Siehe Th. 1, S. 41 ff.
[2] Ebendas. S. 244 und S. 311.
[3] Ebendas. S. 268.

hat, ehe er sich noch entscheiden kann. Unser Dichter hätte sich eigentlich in seiner engen, kleinlichen Zeit für gar kein Lebensgeschäft bestimmen mögen, wenn er sich selbst getreu blieb, und so schwankte er um so mehr, je weniger sein Herz mitsprach. Es war eine auf jeden Fall bittere Wahl, welche ihm seine äußeren Verhältnisse aufzwangen. Von dem Plane, die Rechte zu studiren, scheinen ihn seine Freunde bald abgebracht zu haben. Aber die Arzneikunst wieder hervorzuholen, das lag ihm näher und schien ihm besser zu sein. Die Medizin hatte er ja — und zwar mit Neigung, wie er sich jetzt sagte — ehemals studirt und selbst ausgeübt, er war nur durch ein Mißgeschick von ihr getrennt worden. Was hinderte ihn jetzt, wieder zu ihr zurückzukehren?

Und doch fand er bei näherer Erwägung mehr Schwierigkeiten, als er anfangs geahnet hatte. Seinem in weiten idealen Feldern schwärmenden Geiste kam die Arzneikunst enge und geringfügig vor; es war von seinen frühern Studien wenig in ihm zurückgeblieben, er mußte das Meiste von Neuem lernen; und seit seiner Flucht von Stuttgart hatte sich seine eigenthümliche Geistesnatur so bestimmt in ihm ausgebildet und hervorgestellt, daß ihn jetzt vielleicht am allerwenigsten jene aufgedrungene Jugendbeschäftigung befriedigen mochte. Er hatte eine ganz entschiedene Richtung zum G e i s t i g e n genommen, und die materielle Welt lag außerhalb seines Interesses und seiner Betrachtung. Je mehr ein Mensch sich im Reiche des Geistes bewegt und anbaut, desto mehr verliert er den Sinn für das Körperliche, und das scheint der Hauptunterschied der Talente zu sein, daß der eine Theil der Menschen sich mehr zu geistigen Gegenständen hinneigt, der andere mehr Lust und Geschick hat, körperliche Dinge zu betrachten und zu behandeln. Bei Schiller vereinigte sich alles, ihn aus der materiellen Welt zu verdrängen und in das Gebiet des Geistigen emporzuheben; er betrachtete, wie Goethe, das Materielle nur im Lichte des Geistigen. Schon früher in der Karlsschule schien ihm von allen medizinischen Studien die Philosophie der Physiologie am interessantesten, und er hatte es ja sich zur eigenen Aufgabe gemacht, dem Zusammenhang des Leibes mit dem Geiste nachzuspüren. Nur wo die

Medizin an die Philosophie und an das Geistige grenzte, also nur da, wo sie aufhörte, Medizin zu sein, vermochte sie seine Aufmerksamkeit zu fesseln. Ohne jene Beziehung lag das Materielle außerhalb der eigenthümlichen Gedankenbewegung Schiller's. Das Sittliche, das Psychische, das Menschliche in seinen Tiefen und Aeußerungen nahm sein ganzes Interesse, sein Denken und Dichten ausschließlich in Anspruch. „Neugefundene Räder in dem unbegreiflichen Uhrwerk der menschlichen Seele,“ sagt er selbst [1], „einzelne geistige Phänomene, die sich in irgend eine merkwürdige Verbesserung oder Verschlimmerung auflösen, sind mir, ich gesteh' es, wichtiger, als die todten Schätze im Kabinet des Antikensammlers oder ein neu entdeckter Nachbar des Saturnus, dem doch der glückliche Finder seinen Namen sogleich in die Ewigkeit aufladet.“ Und in einem andern Aufsatze aus der damaligen Zeit [2] äußert er sich: „Man hat das Erdreich des Vesuv untersucht, sich die Entstehung seines Brandes zu erklären; warum schenkt man einer moralischen Erscheinung weniger Aufmerksamkeit, als einer physischen?“

Bei dieser ausschließlichen Vorliebe für das Geistige mußte ihm bei ernster Selbstbesinnung die Medizin als etwas seiner Natur durchaus Heterogenes erscheinen. Er mußte von ihr absehen, oder sich selbst aufgeben. Es ist für den Mann erniedrigend, wenn er einen bedeutenden Theil seines Lebens einem Geschäfte widmen muß, welchem seine ganze Seele widerstrebt. So hätte unser Schiller vielleicht gar keine Brodwissenschaft für sich gefunden — wie denn in unserm Staatsleben bei der unendlich getheilten und bis ins Kleinste streng geregelten Arbeit jeder andere leicht seine Stelle findet, nur häufig der gewaltige Genius nicht, wenn er zugleich ein Mann von Charakter ist — wenn sich ihm nicht endlich das Geschichtsstudium als ein Weg zu einer sorgenfreien Zukunft angeboten hätte.

Die Geschichte hatte ihn schon in der Karlsschule aus seinem Plutarch angesprochen, und mit ihr war er seither

[1] In der Ankündigung der Rheinischen Thalia, 1784.

[2] In dem Verbrecher aus verlorener Ehre, Schiller's Werke in Bd., S. 715. 2. m.

durch seine Vorstudien zu dem Fiesko und Don Karlos in Verbindung geblieben. Wenn er die Geschichte zu seinem Lebensberufe machte, so trat er nicht aus der Sphäre des Menschlichen, in welcher er sich allein mit eigenem Genüge bewegen konnte, und er betrat eine Lebenslaufbahn, welche sich an seine bisherigen dramatischen Arbeiten anschloß. Der wahre Historiograph und der neuere Tragiker sind Blutsverwandte; sie theilen sich in dieselbe Weltbetrachtung. Studirte Schiller die Geschichte, so konnte er hoffen, in derselben einst ein akademisches Lehramt, und dadurch eine freie und selbstständige Stellung zu erhalten. Aber auch schon jetzt konnte er durch Uebersetzungen oder eigene historische Darstellungen seiner Existenz zu Hülfe kommen und zugleich sich mit der Feder nach und nach die gehörigen Kenntnisse für sein neues Fach und einen Ruf als Historiker erwerben. Ein lang fortgesetztes Studiren für einen fern liegenden Zweck hatte wenig Anziehendes und Erfreuliches: er hoffte solche langwierige Studien dadurch zu umgehen, daß er sich schreibend mit manchen Zeiträumen und Völkern der Universalgeschichte näher bekannt machte. So blieb er ganz in seiner bisherigen schriftstellerischen Thätigkeit.

Aber die Geschichte hatte auch ein inneres Interesse; sie orientirte ihn in der äußern Menschenwelt, die kennen zu lernen er sich jetzt gedrungen fühlte. Er setzte sich durch dieses Studium in ein wissenschaftliches Verhältniß zu der Welt. Es gibt ein Alter, in welchem man dem Drang, die äußern Dinge näher an sich heranzuziehen, nicht mehr ausweichen kann. Schiller war in dieses Alter gekommen. Die Verständigung mit uns selbst hängt großentheils von der Verständigung mit der Außenwelt ab. Was ihm die äußere Erfahrung bisher versagt hatte, sollte ihm von nun an die Wissenschaft gewähren. Wer die Geschichte nicht kennt, sagt ein Alter, bleibt Zeitlebens ein Kind.

Die erste historische Arbeit, mit der sich Schiller beschäftigte, scheint eine Uebersetzung der Geschichte von Amerika von Robertson gewesen zu sein. Die zweite Ausgabe dieses Buches, die uns vorliegt, erschien 1801 in der Weidmannschen Buchhandlung in Leipzig, in zwei starken Bänden, unter

dem Titel: Wilhelm Robertson's Geschichte von Amerika, aus dem Englischen übersetzt von Joh. Friedrich Schiller. Der Uebersetzer hat seinem Werke aus sich gar nichts beigefügt, weder in den Anmerkungen, noch in einer Vorrede, so daß es sich aus der Uebersetzung selbst schwer entnehmen läßt, wie viel Antheil Schiller an derselben hatte. Es könnte leicht sein, daß sie nur unter seiner Aufsicht und Leitung veranstaltet wurde, und daß er ihr seinen Namen lieh, um ihr einen guten Absatz zu verschaffen. Wenigstens vermißt man in dieser Uebersetzung Schiller's ausgearbeiteten und schwungvollen Stil, so daß er auf jeden Fall dieser Arbeit nicht sowohl sein Talent, als nur seinen Fleiß gewidmet zu haben scheint. Sie ward ihm vielleicht vornehmlich ein Mittel zur Abtragung seiner Mannheimer Schulden und zur Verbesserung seiner äußern Lage überhaupt. Doch müssen hierüber, ehe sich etwas Bestimmtes sagen läßt, so wie über Schiller's ganzes Leben in Leipzig und in Dresden noch bestimmtere Nachrichten abgewartet werden. Wir würden in diesem dunkeln Zeitraum uns in großer Verlegenheit befinden, wenn nicht unser Hauptaugenmerk auf eine Analyse der Werke Schiller's gerichtet wäre und auf eine Darstellung seiner Geistesentwickelung, welche hauptsächlich aus seinen Werken geschöpft werden muß. Wenigstens sind wir befugt, die letzteren beiden Momente da ganz in den Vordergrund zu stellen, wo wir uns in jenem erstern Gebiete verlassen sehen, so wie umgekehrt in der ersten Lebensperiode Schiller's seine äußeren Verhältnisse der Natur der Sache nach überwiegend sein mußten. Das Leben des Denkers und Dichters zieht sich mehr und mehr in sich selbst zurück. Er war der äußern Dinge und der Menschen herzlich müde, sobald er sie einmal erfahren und erkannt hatte; schon längst war er bemüht gewesen, sich von beiden möglichst loszumachen.

Mehr ist uns von dem Plane bekannt, den er im Beginn seiner historischen Laufbahn mit Andern faßte, die Geschichte der merkwürdigsten Revolutionen und Verschwörungen aus der mittlern und neuern Zeit herauszugeben. Merkwürdig ist uns schon die Wahl gerade dieses

historischen Vorwurfes, und wir sehen Schiller als Historiker da beginnen, wo er auch als Dramatiker mit seinen Räubern begonnen hatte, ja wir werden ihn in dieser ganzen Periode dasselbe Thema historisch behandeln sehen, welches er in der vorigen dramatisch abgeschlossen hatte. Es erschien aber von dieser Sammlung nur der erste Band, und zwar erst im Jahr 1788, als Schiller schon in Weimar lebte.[1] In diesem Band werden uns drei revolutionäre Unternehmungen erzählt: Die Revolution in Rom durch Nikolaus Rienzi, im Jahr 1347; die Verschwörung des Marquis von Bedemar gegen die Republik Venedig, im Jahr 1618; und die Verschwörung der Pazzi wider die Medici zu Florenz, im Jahr 1478. Die Erzählung der Verschwörung des Marquis von Bedemar gegen die Republik Venedig ist von Schiller. In einer Nachricht, welche diesen Geschichten voransteht, meldet uns der Herausgeber, daß zu diesem Bande noch die Verschwörung des Fiesko gegen Genua bestimmt gewesen sei, welche aber, so wie die Vorrede zu dieser Sammlung, wegen Mangel des Raumes, für den zweiten Band verspart werden müsse. Dieser zweite Band ist aber nicht erschienen.

Die Verschwörung des Bedemar gegen Venedig ist, wie Schiller in jener Nachricht selbst sagt, beinahe wörtlich aus St. Real übersetzt, „weil der Leser bei jeder andern Behandlung dieses Gegenstandes zu viel verloren haben würde." Der Marquis von Bedemar war vom Jahr 1607 bis 1618 Botschafter des Königs Philipp III. von Spanien bei der Republik Venedig. Nach der romantischen Historiographie des St. Real wäre er einer der außerordentlichsten Menschen seiner Zeit und einer der gewandtesten und kühnsten Staatsmänner Spaniens gewesen. Dieser unternehmende Geist, erzählt uns St. Real sehr ausführlich, habe mit dem ihm befreundeten spanischen Statthalter zu Mailand, Don Pedro de Toledo, und mit dem spanischen Vicekönig zu Neapel, dem

[1] Der vollständige Titel ist: Geschichte der merkwürdigsten Rebellionen und Verschwörungen aus den mittlern und neuern Zeiten. Bearbeitet von verschiedenen Verfassern, gesammelt und herausgegeben von Friedrich Schiller. Leipzig 1788. Bd. 1.

Herzog von Ossuna, im Jahr 1617 und 1618 eine Verschwörung eingeleitet, welche nichts Geringeres bezweckte, als sich Venedigs zu bemächtigen und diese Republik der Herrschaft der Spanier zu unterwerfen. Die künstliche Anlage, der Fortgang und das Fehlschlagen dieser Verschwörung, deren Mittelpunkt Bedemar gewesen sein soll, wird nicht uninteressant erzählt, ohne daß doch der Verfasser sein angebliches Vorbild, Sallust im Katilina, nur von Ferne erreicht hätte; und Schiller's Uebersetzung ist so gut, daß man sie leicht für eine selbstständige Arbeit halten könnte, so wenig fühlt man ihr ein fremdes Original an. Aber man stößt auf so vieles Unwahrscheinliche und Seltsame in dieser Geschichte, wohin z. B. gehört, daß die thätige Polizei der mißtrauischen Republik von den großen Vorkehrungen zu ihrem Verderben keine Nachrichten erhielt, und daß alle Zufälle sich so sehr zu Gunsten der Plane des Bedemar fügten, so daß man beim ersten Blicke schon der Erzählung keinen historischen Charakter zuschreiben kann; und auf der andern Seite kann sie auch die Anforderungen nicht erfüllen, die man an einen historischen Roman macht. Um so willkommener sind uns die aus den Akten der venetianischen Staatsinquisition und den Berichten des französischen Gesandten gezogenen authentischen Nachrichten des Grafen Daru über diesen Vorfall [1]. Darnach tritt alles in ein anderes Licht und nimmt eine ganz veränderte Gestalt an. Der Vicekönig von Neapel, der Herzog von Ossuna, hatte die Absicht, sich von Spanien unabhängig zu machen, er zog Venedig, dem eine Verminderung der Habsburg'schen Macht höchst erwünscht sein mußte, in das Geheimniß, und ließ nun unter dem Mitwissen der venetianischen Regierung in deren Gebiete Truppen werben, und andere Vorkehrungen treffen, durch Agenten, die sich selbst in der Täuschung befanden, daß sie gegen Venedig gebraucht werden sollten. Bedemar selbst gehörte unter die Anzahl dieser Werkzeuge des Ehrgeizes des Ossuna, und spielte also in der ganzen Angelegenheit eine sehr unbedeutende Rolle. Wie hätte er auch ohne Genehmigung seines Hofes sich an die

[1] Histoire de la republique de Venise, par P. Daru, Livre XXXI.

Spitze einer solchen Unternehmung stellen können? Als aber zufällige Umstände den Herzog von Ossuna verhinderten, seinen Plan auszuführen, da ergriffen die Zehner und der Senat die Entdeckung der ihnen längst bekannten Verschwörung durch einige Theilnehmer, um das ganze Geheimniß und ihre eigene Theilnahme an demselben den Augen der Welt zu entrücken und sich von der Schuld zu reinigen. Ohne Auswahl, ohne Prozeß, ohne Zeugen, ja ohne Verhör wurden die getäuschten Werkzeuge des Verraths erwürgt, erhängt, ersäuft, erschossen, in der größten Eile und Verborgenheit, die Angeber sowohl als die Theilnehmer der Verschwörung, Schuldige und Unschuldige, viele Hunderte an der Zahl. Daß der Marquis Bedemar um die angebliche Verschwörung gewußt, wurde ignorirt, und der Gesandte verließ neunzehn Tage nachher die Stadt, um durch einen andern ersetzt zu werden. Venedig erfuhr die Existenz einer Verschwörung, als sie durch Ströme Blutes schon unterdrückt war. Einige Zeit später sah man den Dogen, von dem ganzen Adel begleitet, nach der Markuskirche gehen, um daselbst der Vorsehung für die Errettung des Staates seinen öffentlichen Dank zu bringen. Von jeher hat man ja die größten Verruchtheiten durch eine anständige Andacht zu sühnen gewußt, und die Frömmigkeit ist beinahe mehr zum Schlechten, als zum Guten gebraucht worden.

Wegen dieser Unbedeutendheit des Originals hat auch die Bearbeitung der St. Real'schen Schrift durch Schiller wenig Werth mehr. Es war keine günstige Fügung, welche unsern angehenden Historiker zu einem Mann führte, der nicht geeignet war, seinen Sinn für gründliche Geschichtsforschung zu schärfen. Auf einen reichhaltigern Stoff führten ihn aber die Vorarbeiten, welche zu seinem Don Karlos nöthig gewesen waren, nämlich auf den Abfall der Niederlande von Philipp dem Zweiten, und er fing an, zur historischen Darstellung dieser großen Begebenheit, mit welcher er eigentlich seine historische Laufbahn zu eröffnen gedachte, noch in Dresden Materialien zu sammeln. Wegen der Verwandtschaft dieser Arbeit mit dem Don Karlos und weil sie sogleich nach Beendigung dieses begonnen wurde, kann man zum Voraus vermuthen, daß sie ganz nach den

politischen Ansichten und Gefühlen des Don Karlos und in poetischem Gewande, mit dichterischer Begeisterung geschrieben werden mußte. Die Muse der Tragödie gab ihm den Stoff und den Ton an zu seinem ersten Geschichtswerke.

Aber mehr noch, als diese historischen Arbeiten nahm den fleißigen Schriftsteller die Fortsetzung seiner Zeitschrift in Anspruch, welche seit Schiller's Abreise von Mannheim Göschen in Leipzig in Verlag genommen hatte. Die Rheinische Thalia, welche jetzt aber dieses Beiwort verlor, wurde ebenfalls mit historischen Beiträgen ausgestattet. Er ließ in das zweite Heft des ersten Bandes die Uebersetzung einer historischen Abhandlung über Philipp den Zweiten, von Mercier, einrücken, vorzüglich zur Erläuterung seiner nachfolgenden Scenen aus dem Don Karlos. Es ist ein im Ganzen rhetorisch gehaltenes Charaktergemälde Philipps des Zweiten, welches aber doch durch manche individuelle Züge aus dessen Leben bestimmter gezeichnet ist. „Der Erzbischof von Toledo," wird z. B. erzählt, „hinterließ, als er starb, eine Million Thaler für die frommen Legate. Diese Million eignete sich Philipp zu, indem er durch einige Doktoren ohne Pfründen entscheiden ließ: Er selbst, als Vater der Armen, sei der Erbe dieses Prälaten." Uebrigens hat Schiller später durch seine Bewältigung des Stoffes, durch die Tiefe und den Reichthum seiner Ideen und Gefühle, so wie durch die Pracht seiner Diktion alle diese Muster, an denen er sich zu bilden suchte, sehr schnell und bei weitem übertroffen [1].

Können diese Nachbildungen als Vorarbeiten und Vorstudien Schiller's zu seinen eigenen Geschichtswerken begriffen werden, so wollen wir einige andere Darstellungen dieser Zeit Zwischenarbeiten nennen, weil sie die bisherigen poetischen Werke und die folgenden historischen mit einander vermitteln, und den Dichter zum Geschichtschreiber gleichsam unvermerkt hinüberführten. Ich meine besonders den Verbrecher aus verlorener Ehre und den Geisterseher,

[1] Der Leser findet jetzt diesen Aufsatz von Mercier über Philipp II., so wie St. Real's Verschwörung des Bedemar gegen Venedig, in Döring's Nachlese zu Schiller's Werken.

von welchen hier füglich am besten eine nähere Auskunft zu geben sein möchte. Wie oben nachahmend, so bereitete er sich hier durch eigene kleine Versuche auf seine Geschichtsdarstellung vor.

Die erste dieser historischen Vorübungen ist der Verbrecher aus verlorener Ehre. Der Verfasser verdankte den Stoff zu dieser, durch ihren psychologischen Pragmatismus so wie durch ihren vortrefflichen Stil musterhaften, Erzählung seinem Freunde und Lehrer Abel. Dieser hatte ihm auf seiner Durchreise durch Mannheim die Geschichte des schwäbischen Sonnenwirthes erzählt, mit deren auf Aktenstücke sich gründende Bearbeitung er gerade damals beschäftigt war, wie diese denn später in Abel's Sammlung kleiner psychologischer Schriften wirklich erschienen ist. Schiller fühlte sich von diesem Gegenstande so angezogen, daß er ihn selbst zu Papier brachte und ihn in das zweite Heft seiner Thalia vom Jahr 1786 unter dem Titel: Verbrecher aus Infamie, eine wahre Geschichte, einrücken ließ. Diese Erzählung ist aber wohl erst dann geschrieben, als sich Schiller schon dem Fache der Geschichte gewidmet hatte, also in Leipzig oder Dresden, kurz vor ihrer Veröffentlichung; denn in der Einleitung gibt er zu erkennen, wie nach seiner Ansicht die Geschichte geschrieben werden müsse, eine Frage, deren Beantwortung jetzt erst und nicht früher ein Interesse für ihn haben konnte. Auf jeden Fall ist das nicht richtig, daß diese Begebenheit schon wenige Wochen nachher, nachdem sie ihm von Abel erzählt worden war, in der Rheinischen Thalia erschienen sei, denn Abel besuchte unsern Schiller in Mannheim schon in der Mitte Novembers 1783 [1].

In der Thalia fängt die Einleitung zur Geschichte des Sonnenwirths mit folgendem, nachher unterdrücktem Abschnitt an: „Die Heilkunst und Diätetik, wenn die Aerzte aufrichtig sein wollen, haben ihre besten Entdeckungen und heilsamsten Vorschriften vor Kranken- und Sterbebetten gesammelt. Leichenöffnungen, Hospitäler und Narrenhäuser haben das hellste Licht in der Physiologie angezündet. Die Seelenlehre, die

[1] Siehe Th. 1, S. 220.

Moral, die gesetzgebende Gewalt sollten billig diesem Beispiel folgen, und ähnlicher Weise aus Gefängnissen, Gerichtshöfen und Kriminalakten — den Sektionsberichten des Lasters — sich Belehrungen holen." So liegt ihm dann das Anziehende der Erzählung in dem Gedanken, „daß in der ganzen Geschichte des Menschen kein Kapitel unterrichtender sei für Herz und Geist, als die Annalen seiner Verirrungen."

Aber es sind Verirrungen, welche ihre Quelle mehr im Gesellschaftszustand, als in der Gemüthsverfassung des Unglücklichen haben, und so trifft die tragische Laufbahn des Räubers Wolf mit dem Schicksale des Räubers Moor zusammen. Müßiggang und Leichtsinn machen ihn zum Wilddieb, er büßt durch diesen verzeihlichen Fehltritt sein Vermögen ein, kommt ins Zuchthaus, auf die Festung, und verliert mit der ihm gewaltsam entrissenen Ehre alles Gute, er wird ein Mörder, ein Räuber, und fleht endlich, zur sittlichen Besinnung gekommen und in der Zuversicht, noch ein rechtschaffener Mann werden zu können, seinen Landesherrn umsonst um Gnade an. „Damals auf dem Gipfel seiner Verschlimmerung war er dem Guten näher, als er vielleicht vor seinem ersten Fehltritt gewesen war." Denn es war, fügen wir bei, mehr Kraft in ihm; Schiller maß nämlich damals die sittliche Güte nach dem Grade der Kraft des Menschen ab. „Die Zeitrechnung meiner Verbrechen", sagt der Räuber, „fängt mit dem Urtheilsspruch an, der mich auf immer um meine Ehre brachte."

So stellt sich uns in diesem Verirrten ein bedauernswürdiges Opfer der Gesetze und der Justiz dar, welche an diesem Beispiele lernen sollen, menschlich zu sein. Aus einem konventionellen Vergehen entwickelte die Härte der Gesetze die größten Verbrechen, und den Leichtsinnigen, welcher der Gerechtigkeitspflege überantwortet worden war, entließ sie als den größten Taugenichts.

Diese allmählige, durch bürgerliche Verhältnisse aufgedrungene Verschlechterung und die Rückkehr der Gesinnung zur Tugend, „als das Laster seinen Unterricht vollendet hatte," ist mit einer außerordentlichen Kunst entwickelt und vor unsere Augen gemalt. Alle Handlungen werden von Gedanken und

Gesinnungen, — und diese werden von Gemüthszuständen abgeleitet, die sich in der Wechselwirkung der Seele des Menschen mit seinen äußern Verhältnissen nothwendig ergeben mußten. Hier ist überall Naturzusammenhang, und es fehlt kein Glied in der Kette. Die psychologische Novelle erregt in dem Leser, wie eine Tragödie, nicht nur Mitleid, sondern auch Furcht: er fühlt, daß er in der Lage dieses Unglücklichen nicht besser hätte sein können, als dieser. Der Erzähler reißt uns, was er beabsichtigt, aus unserer stolzen Sicherheit. Der Mensch ist so gut und so schlecht, sagen wir uns, als seine äußere Lage es ist; unsere äußere Lage ist unser aller Schicksal. Wir sehen in der Geschichte eines Individuums das allgemeine Loos des Menschen abgezeichnet. Dabei ist die Geschichte des Verbrechers aus verlorener Ehre auch hinsichtlich des Stils so ausgezeichnet, daß man sie immer mit neuem Interesse lies't. Die Sprache ist höchst einfach, klar und natürlich, und von der frühern Manier der so häufig wiederkehrenden, lästigen Gedankenstriche und von gekünstelten Antithesen findet sich keine Spur. Man sieht es an allem, der Dichter bewegte sich in einem reinern, freiern Elemente. Einzelne Parthien sind besonders gelungen, z. B. die Seelenschilderung, als der Wildschütze im Begriff ist, seine Flinte gegen seinen bösen Dämon, gegen den Jäger Robert, anzulegen. Wenn wir bei diesem Lobe eine Einzelnheit tadeln dürften, so wäre es der Umstand, daß der unansehnliche, kränkliche Sonnenwirth, der sich damals in dem Gaunerhandwerk doch noch nicht hervorgethan hatte, von den Räubern sogleich bei seinem ersten Erscheinen in der Felsenschlucht mit einem einstimmigen Ja! zu ihrem Anführer erwählt wurde. Daß er ihnen als guter Wildschütze bekannt war, mußte sie doch noch daran zweifeln lassen, ob er fähig wäre, ihr Hauptmann zu sein.

Diesen Vorzug hat Schiller's moralische Schreibweise, daß er eine Geschichte, ein Gedicht immer unter Einen höchsten, allgemein menschlichen Gesichtspunkt bringt, von Einer umfassenden Idee beherrscht werden läßt, während gewöhnliche moralisirende Schriftsteller an Alles anknüpfen und uns beinahe so viele besondere Lehren mitgeben, als sie Sätze aussprechen. Hier wird das sittliche Interesse zersplittert und

ermüdet, dort durch seine einheitliche Beziehung zusammengefaßt und verstärkt. Bei Schiller ist immer alles nach Einer Wahrheit hingearbeitet, welche durch alle Thatsachen hindurch scheint, wie die Sonne in jeder Welle des Stromes leuchtet.

Wir reihen an diese Räubergeschichte eine ähnliche kleine Erzählung: „Spiel des Schicksals; ein Bruchstück aus einer wahren Geschichte." Obgleich diese Anekdote später geschrieben ist[1], so können wir sie doch als eine Uebergangsarbeit zur Historiographie mit aufführen. Eine vermittelnde Thätigkeit liegt nicht immer genau in der mittlern Zeit zweier Perioden. Der Geist gefällt sich bisweilen, in einen frühern, wohlbekannten Weg spielend von einem ernstern Geschäft abzulenken und sich augenblicklich auf einer zurückgelegten Stufe der Bildung zu ergötzen. Das, was seiner Natur nach einer frühern Zeit angehört, verändert seine Stelle nicht, wenn es auch später erst wieder aufgenommen wird oder selbst erst an den Tag tritt.

Der Held dieser tragischen Geschichte, Aloysius von G..., ist eigentlich nicht ein Spiel des Schicksals, sondern der Fürstengunst. Sein Fürst webt ihm sein Lebensloos; und Hofglück, Ungnade, Einkerkerung und endliche Erlösung, beides ohne gerichtliche Untersuchung und förmliche Lossprechung, Emporsteigen in fremdem Kriegsdienste, und endlich eine scheinbare, kalte Aussöhnung mit dem Fürsten, sind die Fäden dieses Gewebes. Die Schwere des Schicksals veredelt den Menschen, der Druck der Willkühr und Ungerechtigkeit läßt ihn, im besten und seltenen Fall, so wie er war: Aloysius von G... war am Ziele seines langen Lebens eben so hart, launisch und jähzornig, als beim Beginne seiner Laufbahn. Die Tyrannei scheint nicht zur Oekonomie der Vorsehung zu gehören, denn während sie die physische Wohlfahrt des Menschen unsicher macht oder zertrümmert, hilft sie seiner moralischen Wohlfahrt nicht auf. Wie Schiller zum Furchtbaren und Entsetzlichen hinneigte, so schildert er auch hier den Sturz und das Elend des Günstlings rührender und ergreifender, als seine

[1] Zuerst gedruckt im Deutschen Merkur vom Jahr 1789. Erstes Vierteljahr, S. 52 ff.

Darstellung von dessen Glück ausführlich und glänzend ist. Ob vielleicht dem Gemälde der Leiden des Unglücklichen „in der scheußlichen Grube unter der Erde" das Schicksal des Dichters Schubart vorschwebte? — Schiller hatte Schubart's Anzeige einer Sammlung seiner Gedichte in seine Thalia aufgenommen, und dadurch noch seinen Antheil und seine Achtung zu erkennen gegeben.

---

## Zweites Kapitel.

„Der Geisterseher.“

Wenn die sich auf wirkliche Vorfälle gründenden Skizzen, welche wir im vorhergehenden Kapitel erörtert haben, zu größern historischen Darstellungen hinführten, so bereitete sich unser Schriftsteller auf seine beginnende Historiographie auch durch einen Roman vor, indem er dem natürlichen Bildungsgang der Völker folgte, bei denen die Historie ebenfalls aus dem Epos hervorging. Denn der Roman ist das Epos der neuern Zeit. Es war der Geisterseher; das erste und leider! auch das letzte Werk dieser Gattung, welches Schiller geschrieben hat. Der Roman, welcher außer der poetischen Gestaltung noch so Vieles erfordert oder zuläßt, einen reifen Verstand, eine freie Weltansicht, philosophisches Räsonnement, sittliche Tendenzen, wäre für Schiller's Geist, welcher so verschiedenartige, gleich stark hervortretende Kräfte vereinigte, so daß ihn nie der Mangel, sondern nur der Ueberfluß der Talente und Interessen verhinderte, manchem seiner Werke die höchste Vollendung zu geben, wie gemacht gewesen, wenn Schiller's hoher Geistesflug in diesem niedrigern Bezirk lange hätte weilen können. Sein Sinn war entweder auf die höchste

Schönheit gerichtet, wie sie ihm nur aus den reinen Dichtungsgattungen entgegenglänzte, oder wenn er auf diese verzichten mußte, konnte er nur durch die Wahrheit schadlos gehalten werden, die er aus den Händen der Geschichte und der Philosophie zu empfangen hoffte.

Der Geisterseher erschien, mit Ausnahme des letzten Briefes und der auf denselben folgenden aphoristischen Nachrichten, in einzelnen Stücken zuerst in der Thalia vom vierten bis achten Heft, und wurde in den Jahren 1786 bis 1789 in Dresden und in Weimar geschrieben. Ungeachtet dieser langhingezogene und vielfach unterbrochene Gegenstand Schillern allmählig ferner treten mußte, so daß er endlich sein Herz nur noch flach berührte [1], so würde der Verfasser die mit so vielem Beifall aufgenommene Erzählung wahrscheinlich doch noch bis zu ihrem Ende ausgeführt haben, wenn er damals durch einen Ruf als Professor der Geschichte nach Jena nicht in eine ganz andere Thätigkeit geführt worden wäre. Mit dem neunten Briefe des Barons von F*** sollte nach der ursprünglichen Anlage der erste Band des Geistersehers endigen; statt des ganzen zweiten Bandes gab nun der Verfasser, um den Gang der Geschichte und ihr Ziel doch wenigstens anzudeuten und den Roman der Idee nach abzuschließen, den zehnten Brief mit einigen Schlußnachrichten des Grafen von O***. Das für den zweiten Band bestimmte Fragment, „der Abschied", welches in dem achten Hefte der Thalia erschienen war, ward nun in den ersten Band aufgenommen und macht jetzt den siebenten Brief des Barons von F*** aus. Unter dieser Gestalt erschien der Geisterseher in Leipzig 1789.

Wie im Verbrecher aus verlorener Ehre sittliche, so werden hier vornehmlich religiöse Verirrungen vorstellig gemacht. Ausdrücklich nennt auch Schiller diese Begebenheit durch den Mund des sie erzählenden Grafen von O*** in dem einleitenden Vorworte „einen Beitrag zur Geschichte des Betrugs und der Verirrungen der menschlichen Seele."

Um den Geisterseher richtig zu würdigen, müssen wi dessen Bezüge in das innere Leben Schiller's hinein verfolgen.

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Th. 1, S. 321.

Wir haben schon in der ersten Abtheilung unserer Schrift die Bemerkung gemacht, daß Schiller seit seinem Aufenthalt in Leipzig, als er die letzten Scenen des Don Karlos und die Freigeisterei aus Leidenschaft dichtete [1], sich das Religiöse zum Gegenstande seiner Poesie machte, wobei er sich bald in einen ähnlichen Widerstreit mit den positiven Religionsansichten und kirchlichen Einrichtungen gesetzt fühlte, wie früher auf politischem Felde. Wie kam es aber, daß er die religiösen Zweifel, welche wir schon in seiner frühesten Jugend in ihm erwachen sahen [2], jetzt nach so vielen Jahren wieder aufnahm? Die Beantwortung dieser Frage ist leicht. Damals, noch vor der Dichtung seiner Räuber, wurden zugleich religiöse, sittliche und politische Bedenken in ihm rege. Die Eigenthümlichkeit seiner Natur und das Schicksal seines Lebens entwickelten und schärften diese letztern Zweifel, die politischen, am frühsten, und er sprach sie aus in seinen drei ersten Dramen und lös'te sie sich in seinem letzten, im Don Karlos, mit welchem seine politische Entwickelungsgeschichte in ihren Grundzügen abgeschlossen war. Jetzt stellten sich nothwendig die bisher nur zurückgedrängten sittlichreligiösen Fragen in seinem Geiste wieder hervor.

Der Prinz, den uns der Roman vorführt, hat daher nach seinem Bildungsgang und Charakter manche Aehnlichkeit mit Schiller selbst. Der fünfunddreißigjährige Mann lebt in Venedig (welchen Schauplatz der Verfasser vielleicht gewählt hatte, da er mit dieser Stadt und ihrer Umgegend noch vor Kurzem durch seine Bearbeitung der Verschwörung des Bedemar bekannt geworden war) ganz eingezogen; tiefer Ernst und eine schwärmerische Melancholie herrschen in seiner Gemüthsart; in seine eigene Phantasienwelt verschlossen, ist er sehr oft ein Fremdling in der wirklichen Welt — und weil er wohl weiß, wie schlecht er beobachtet, so verbietet er sich jedes eigene Urtheil und übertreibt die Gerechtigkeit gegen fremdes; dabei ist er unerschrocken und zuverlässig, sobald er einmal überzeugt ist; die geräuschlose Ruhe eines unabhängigen

[1] Siehe Theil 1, S. 295 f.
[2] Siehe Theil 1, S. 42 ff.

Privatlebens begränzt alle seine Wünsche. Seine Erziehung war vernachlässigt worden; er war protestantisch, wie seine ganze Familie; aber die Religionsbegriffe, in denen er war aufgezogen worden, waren roh und sinnlich. „Eine bigotte, knechtische Erziehung hatte eine Furcht in ihm begründet, die Fundamente seines Glaubens einer Untersuchung zu unterwerfen, und überdieß war die religiöse Melancholie eine Erbkrankheit in seiner Familie. Alle Lebhaftigkeit des Knaben war in einem dumpfen Geisteszwang erstickt worden." — „Diese schwarze nächtliche Gestalt hatte die ganze Jugendzeit unseres Prinzen; selbst aus seinen Spielen war die Freude verbannt. Alle seine Vorstellungen von Religion hatten etwas Fürchterliches an sich, und eben das Grauenhafte und Derbe war es, was sich seiner Einbildungskraft zuerst bemächtigte und sich auch am längsten darin erhielt. Sein Gott war ein Schreckbild, ein strafendes Wesen; seine Gottesverehrung knechtisches Zittern oder blinde, alle Kraft und Kühnheit erstickende Ergebung. Allen seinen kindischen und jugendlichen Neigungen, denen ein kräftiger Körper und eine blühende Gesundheit um so kraftvollere Explosionen gab, stand die Religion im Wege; mit allem, woran sein jugendliches Herz sich hing, lag sie im Streite; er lernte sie nie als eine Wohlthat, nur als eine Geißel seiner Leidenschaften kennen"[1].

Wem vergegenwärtigt dieses Gemälde nicht Schiller's eigenen, in frühen Lebensjahren erduldeten Religionszwang und jene Erziehung, in welcher er auch den spanischen Infanten aufwachsen läßt? Aber während sich Schiller schon als Jüngling frei machte, lebte unser Prinz bis in sein Mannesalter mit scheuer Ehrerbietung in dem ererbten Glauben und den dumpfen Eindrücken seiner Kinderjahre hin. Frühe Kriegsdienste ließen seinen Geist nicht zur Reife kommen, keine Leiden und Unfälle führten ihn von dem gewohnten Weg seines Denkens und Empfindens ab und kräftigten ihn zum Widerstande gegen die Meinungen, welche ihn beherrschten. Seine Gesellschafter waren mit ihm Eines Glaubens.

[1] Der Geisterseher in Schiller's Werken in E. B., S. 726 und S. 744. 2.

Er las zwar viel, aber ohne Wahl, und so vermehrten alle Kenntnisse, die er schöpfte, nur das verworrene Chaos seiner Begriffe, weil diese auf keinen festen Grund gebaut waren. Die Erfahrungen, die er hätte machen können, zerflossen in der Verdüsterung seines Geistes, und weil er vorherrschend mit sich selbst beschäftigt war, trugen die äußeren Dinge wenig zu seiner Aufklärung und Bildung bei. Seine pietistische Schwester Charlotte, die Gemahlin eines regierenden Fürsten, welche der geringen Apanage des geliebten Bruders mit ihren Ersparnissen zu Hülfe kam, bestärkte ihn in seiner mystischen Richtung.

Wie bildeten sich diese Religionsansichten weiter aus, sei es zum Bessern oder Schlechtern? Der philosophische Dichter mußte seinen Helden aus der bisherigen Periode der Autorität in eine Periode der Mündigkeit hinüberführen, und mit dieser beginnt der Roman. Jede eigene, selbstständige Entwickelung hebt mit der Befreiung an; denn so lange wir uns durch übertragene Lehren und Ansichten blindlings bestimmen lassen, wiederholt sich in uns nur ein fremder Bildungszustand, dessen Behälter und Instrumente wir sind.

Unserm Prinzen aber fehlten beinahe alle Bedingungen, diese Geistesbefreiung durch sich selbst zu Stande zu bringen. Eine im Geheimen wirkende Gesellschaft, welche sich seiner für ihre eigennützigen Zwecke bemächtigen will, sucht ihn durch die künstlichsten Anstalten und ausgesuchtesten Berückungen an seinem lutherischen Glaubenssystem irre zu machen und ihn zugleich aus seiner einfachen und zurückgezogenen Lebensweise heraus in Sinnentaumel und in die größten Verwirrungen zu ziehen, indem sie voraussieht, daß er die Kraft nicht haben werde, sich das Gebäude seiner sittlich-religiösen Ueberzeugungen auf eigenem Grunde wieder herzustellen. So reicht diese Gesellschaft endlich dem mit allen seinen Verhältnissen zerfallenen, mit seinen Verwandten überworfenen, von Gewissensbissen beunruhigten Manne, der die innere Sicherheit eingebüßt hat und keinen neuen Halt finden kann, mitleidig die heuchlerische Freundeshand dar, und den Verlorenen nimmt — die alleinseligmachende Kirche in ihre weiten Arme auf. Bis dahin gebracht, konnte er sich endlich als ein fanatisches Werkzeug

seines neuen Glaubens auch „bethören lassen, durch ein Verbrechen den Thron zu besteigen", was aber in der unvollendeten Geschichte nicht weiter ausgeführt ist.

Betrachten wir nun diese Verführungsgeschichte mehr im Einzelnen! Sie ist zugleich eine Verirrungsgeschichte der Seele des Prinzen, und hat eben hierdurch ein tieferes Interesse. Durch welche innere Zustände der Prinz hindurchgehen mußte, bis er zu jenem Aeußersten gelangte, das zu schildern, war eigentlich Schiller's Aufgabe. Ihm war immer mehr an den Gedanken und Gesinnungen eines Menschen, als an seinen Handlungen und Begegnissen gelegen.

Der Glauben an Wunder gehörte zur Dogmatik des Prinzen, „er war jederzeit seine Lieblingsschwärmerei gewesen" und wer überhaupt annimmt, daß Wunder möglich und daß einmal solche geschehen seien, muß der nicht zugeben, daß sich auch jetzt, und daß sich ihm selbst Wunderbares ereignen könne? Ein träumerischer Sinn half diesen Hang vermehren. In Venedig wird ihm von einem als Armenier maskirten unbekannten Menschen in derselben Stunde, wo sein weitentfernter Vetter stirbt, dessen Tod gemeldet, und ihm Glück gewünscht, daß er durch diesen Tod des Erbprinzen dem Throne um einen Platz näher gerückt sei. Bald darauf errettet ihn derselbe geheimnißvolle Armenier aus einer Lebensgefahr. Bei Gelegenheit einer Spazierfahrt auf der Brenta, wo man in einem Landhause einkehrte, läßt dann ein sizilianischer Abentheurer einen verstorbenen Freund des Prinzen erscheinen; aber in seinen Taschenspielereien stört den Menschen eben jener Armenier, welcher vorgeblich den wahren Geist heraufbeschwört, und den Sizilianer mit den Worten niederdonnert: „Du wirst keinen Geist mehr rufen." Der Gaukler wird, während sich der Armenier entzieht, gefangen genommen, und erzählt und erklärt dem Prinzen im Gefängniß seinen ganzen Betrug; doch will er die Erscheinung des Armeniers für einen wirklichen Geist und ihn selbst für den größten Wunderthäter gehalten wissen. Aber aus einer Geschichte, die der Sizilianer zur Bekräftigung dieses seines Glaubens erzählt, schöpft der enttäuschte Prinz auch Verdacht gegen jenen Armenier selbst. Die entdeckten Betrügereien des Sizilianers haben ihn auf

einmal auf den Boden der gesunden Vernunft und der Naturordnung gesetzt. Er sucht sich auch die zweite Geistererscheinung natürlich zu erklären, und will auch die frühere ihm unbegreifliche Prophezeihung des Todes seines Verwandten [1] nicht gelten lassen, weil sie ihm durch die übrige schlechte Gesellschaft verdächtig werde. Die Geständnisse des Sizilianers und der Sieg seiner Vernunft über den ihm bereiteten Betrug brachten auf diese Weise das Gebäude seines ganzen Glaubens zum Wanken. Mit seinem Glauben an die Wunder nämlich sank ihm die Ehrwürdigkeit seines bisherigen Systemes, in welchem die Wunder einen wesentlichen Theil ausmachten. Schon längst hatte sich ein stiller Widerwille gegen das strenge Joch seiner düstern Religion in ihm geregt, welcher er sich jetzt zu entwinden suchte. Seine Rechtgläubigkeit machte von jetzt an einer Zweifelsucht Platz, welche auch das Ehrwürdigste nicht verschonte.

Aus dieser Phase des Zweifels trat er bald in das Stadium des Unglaubens. Er hatte sich wohl befreit, aber seine Vernunft war nicht reif genug, die Freiheit gut zu gebrauchen. Irrthum und Wahrheit waren ihm so innig mit einander verschmolzen, daß er diese mit jenem verwarf. Ihm fehlte die Schärfe des Urtheils, beide genau zu sondern. Wie an die Stelle der Wunder, so setzte er auch an die Stelle der höhern Wahrheit überhaupt die natürliche, begriffsmäßige Wahrheit, was eben so viel ist, als jene läugnen. In dieser sittlich-religiösen Freidenkerei bestärkte ihn das Leben in der großen Welt, in die er sich, da jetzt sein bisher verheimlichter fürstlicher Stand in Venedig entdeckt war, unvermerkt gezogen sah. Er fühlte das Bedürfniß und die Nothwendigkeit, sich für die höhere Gesellschaft mehr auszubilden, als er es bisher in seinem engen, einförmigen Leben gethan hatte. Er griff nach der modernsten Lektüre, die nur dazu diente, seine Begriffe noch mehr zu verwirren, während sie sein Herz leer ließ. „Kurz, er hatte sich in dieses Labyrinth begeben als ein

[1] Um auch diese Vorhersagung begreiflich zu finden, muß man annehmen, die geheime Gesellschaft habe selbst bewirkt, was sie hier den Armenier weissagen ließ.

glaubensreicher Schwärmer, und er verließ es als Zweifler und zuletzt als ein ausgemachter Freigeist.“

Jetzt zeigte sich der geheime Bund wieder von neuem thätig. Man wußte ihn in eine geschlossene Gesellschaft zu ziehen, deren zügellose Licenz in Meinungen und Sitten die reine, schöne Einfalt seines Charakters und die Zartheit seiner moralischen Gefühle verdarb. Er lebte in einem fortdauernden Zustand von Trunkenheit, von schwebendem Taumel. Gegen seine Leute ward er launisch, herrisch, finster; eine unsichtbare Hand wußte die Kavaliers von seiner Umgebung zu entfernen, die ihn noch hätten retten können. Sein Naturell erlitt eine gänzliche Umänderung. An den Wahrheiten der Religion rächte er sich für den Druck, worunter ihn Wahnbegriffe so lange gehalten hatten, durch einen bittern Spott. Wie dogmatische Sätze früher seinen Glauben, so unterstützten nun Sophismen seinen Unglauben. Einer seiner Diener ward ihm entzogen, und an dessen Stelle ein anderer, Namens Biondello, geschoben, welcher bald der Vertraute und Lenker seines Herrn wurde, während er im Solde des geheimen Bundes stand. Nun mußte der Prinz dem Marchese von Civitella, der sich scheinbar von Mördern überfallen ließ, das Leben retten, damit dieser junge Mensch und sein reicher Oheim, der Kardinal A***i, einen Vorwand hätten, mit ihm in eine genaue Bekanntschaft zu treten. Ein Verwandter unseres Prinzen kam in Venedig an, und beide wetteiferten in Aufwand; „daher ewige Feste und Gelage, kostbare Konzerte, Präsente und hohes Spiel.“ Die Schatulle war erschöpft; man mußte seine Zuflucht zu einem Wucherer nehmen. Jetzt sieht der Prinz, der durch alle Zerstreuungen die innere Leere, die Verarmung und Trostlosigkeit seines Gemüthes nicht hat füllen können, in einer Kirche in der Giudecca die schöne Griechin, deren Anblick ihm das Gefühl seines Herzens zurückgibt: er liebt. Aber selbst dieß neue Glück ist ihm zu seinem Verderben bereitet, und bringt ihn sogleich in größere Verwirrung. Um seine peinigende Unruhe los zu werden, als der Aufenthalt der Geliebten nicht ausfindig gemacht werden konnte, wurde er von seinen Verführern ins Spiel gezogen, und spielte so hoch, so leichtsinnig

und so unglücklich, daß er in vier Tagen die zwölftausend Zechinen verlor, die er von dem Kardinal A***i geliehen hatte. Nun endlich findet der Verrathene seine Griechin wieder, von welcher es sich herausstellt, daß sie eine Deutsche von der edelsten Abkunft ist. Der Prinz ist mit einer fürchterlichen Leidenschaft an sie gebunden, die mit jedem Tage wächs't. Sein ganzes Wesen ist verändert. Er geht wie ein Träumender umher, und nichts von Allem, was ihn sonst interessirt hat, vermag ihm jetzt nur eine flüchtige Aufmerksamkeit abzugewinnen.

Unter diesen Umständen langt von seinem Hofe ein Schreiben an, welches ihm wegen seiner Lebensweise in Venedig, weil er sich dem Frauenzimmer und dem Spiel auf eine ausschweifende Weise ergebe, sich in Schulden stürze, Visionärs und Geisterbannern sein Ohr leihe, mit katholischen Prälaten in verdächtigem Verhältnisse stehe und einen Hofstaat führe, der seinen Rang sowohl als seine Einkünfte überschreite, bittere Vorwürfe macht und eine schleunige Zurückkunft von ihm verlangt, um sich von dem Verdacht einer Apostasie zur römischen Kirche zu reinigen. In der Stimmung, welche dieses Schreiben in ihm hervorbringt, erinnert er sich der Worte des Armeniers: „Wünschen Sie sich Glück; um neun Uhr ist der Erbprinz gestorben.“ Damals, sagt er, habe er den Sinn dieser Worte nicht verstanden, warum er sich Glück wünschen solle. „Jetzt verstehe ich ihn — o es ist unerträglich hart, einen Herrn über sich zu haben — der es uns fühlen lassen kann! — Der Elendeste unter dem Volke, oder der nächste Prinz am Throne! das ist ganz dasselbe. Es gibt nur Einen Unterschied unter den Menschen — Gehorchen oder Dienen. Bei Gott! es ist etwas Großes um eine Krone!“ —

So ist der Prinz, wie Fiesko, dem Dämon des Ehrgeizes verfallen und ist hiermit reif zum Verderben. Seine Antwort an das regierende Haus war der Art, daß keine gütliche Beilegung mehr zu erwarten stand. Der Marchese Civitella war nun der Herr seines Schicksals — und dieser zerfiel jetzt mit ihm. Die Geliebte des Prinzen starb, und man fand bei ihrer Leichenöffnung Spuren einer Vergiftung. Auf ihrem Sterbebette erschöpfte sie ihre letzte Beredsamkeit, um

ihn auf den Weg zu leiten, den sie zum Himmel wandelte. Der Unglückliche mußte sich vor den gedungenen Mördern seiner Feinde und vor seinen Gläubigern in ein Kloster flüchten. Seine Schwester Charlotte, in der Meinung, daß er schon von seiner Kirche abgefallen sei, zog ihre hülfreiche Hand von ihm, als einem Unwürdigen, ab. Der von dem geheimen Bund künstlich erregte Glaube der Seinigen, daß er schuldig sei, stürzte ihn wirklich in die Schuld. Es blieb kein anderes Mittel mehr übrig, als sich zur katholischen Kirche zu bekennen und ein williges Werkzeug derer zu werden, die ihn bis zu diesem Ziele getrieben hatten. Nun waren schnell seine Schulden bezahlt, und er war mit allen seinen Feinden versöhnt.

So sind also die Perioden dieser tragischen Geschichte Geistesunmündigkeit, Befreiung von der Autorität, Zweifelsucht, sittlich-religiöser Unglaube und endlich Aufgeben seiner selbst bei innerem Unfrieden und äußeren Bedrängnissen jeder Art. Den letzten Gemüthszustand, welcher in einem ganzen Theile geschildert werden sollte, hat der Verfasser im letzten Briefe nur durch einige Nachrichten und Züge zu erkennen gegeben. Es kann aber nicht geläugnet werden, daß sich gerade hier der Dichter von sich selbst verlassen fühlte, denn hier mußte ein Zustand dargestellt werden, wie er ihn noch nicht erlebt und empfunden hatte. Auch wäre dieser zweite Theil, wenn er vollendet worden wäre, an innerem Gehalt gewiß ärmer geworden, als der vorhergehende, und der reichste äußere Schmuck einer sinnvollen Erfindung überraschender Vorfälle hätte diesen innern Mangel kaum ersetzt. Die Geschichte hätte einen schwachen und unbefriedigenden Ausgang genommen. Sie wäre das Dokument der Hinfälligkeit des menschlichen Geistes gewesen, der zur Selbstständigkeit nicht gemacht sei und gar leicht einem feinen Betrug als Beute anheimfalle. Aber die Erbärmlichkeit des Menschen zu verkünden, dazu war am wenigsten Schiller geboren. Deßwegen mochte er, wie erzählt wird, in spätern Jahren allerdings geäußert haben, daß er unter sich selbst hinabsinken müßte, wenn er den Geisterseher fortsetzen wollte, ungeachtet er für kein anderes seiner Werke ein so ansehnliches Honorar

erhalten könnte. Es kam dazu, daß er in dieser Fortsetzung eine zu offene und gehässige Polemik mit der Bekehrungssucht ehrsüchtiger Priester hätte führen müssen. Er hätte nach der ganzen Tendenz des Romans „einer gewissen Menschenart den Dolch der Dichtkunst noch tiefer in das Herz stoßen müssen," als er es immer in seinem Don Karlos hatte thun können [1].

Wenn auf diesem letzten Wege des gänzlichen Aufgebens seiner selbst der Charakter Schiller's den Geisterseher nicht mehr begleiten konnte, so folgte er ihm dagegen auf allen andern Irrwegen bis zum Unglauben hin. Alle diese Zustände hatte Schiller mehr oder weniger selbst durchgemacht. Dieß bestätigt er selbst in einem Briefe vom 26. Januar 1789: „Der Geisterseher hat mich dieser Tage etlichemal sehr angenehm beschäftigt. Der Zufall gab mir Gelegenheit, ein philosophisches Gespräch herbeizuführen, welches ich ohnehin nöthig hatte, um die freigeisterische Epoche, die ich den Prinzen durchwandern lasse, dem Leser vor Augen zu stellen. Bei dieser Gelegenheit habe ich nun selbst einige Ideen bei mir entwickelt, die Sie darin wohl errathen werden (denn Gott bewahre mich, daß ich ganz so denken sollte, wie der Prinz in der Verfinsterung seines Gemüthes!); auch glaube ich, wird Ihnen die Darstellung durch ihre Klarheit gefallen." Es ist hier das Gespräch im vierten Briefe des Barons von F*** gemeint. Von dieser philosophischen Unterhaltung besitzen wir aber in unserem jetzigen Texte nur noch ein ganz kleines Bruchstück; der tiefer gehende, bei weitem größere Theil desselben im sechsten Hefte der Thalia ist in die spätere Ausgabe nicht aufgenommen worden, ohne Zweifel weil er in der Form zu strenge und der Klarheit und Leichtigkeit der Diktion im übrigen Roman widerstreitend zu sein schien. Auch paßt ein solcher durchgeführter religiöser Skepticismus nicht zur Persönlichkeit des Prinzen, über den man sich wundert, wie er auf einmal zu einer so ausgezeichneten philosophischen Bildung kommt. Schiller hat durch dieses Gespräch in der Thalia seinen Geisterseher ganz in seinen eigenen

[1] Siehe Theil 1, S. 296.

Gedankengang gezogen, oder vielmehr seinem überwiegenden Hange zur Spekulation Genüge gethan. Durch diese scharfsinnigen, konsequenten und abstrakten Schlüsse mußte der Prinz sich in eine andere Figur verwandeln. Schon früher wunderte es uns, daß dieser wenig gebildete Mann, dem alle Beobachtungsgabe fehlen soll, doch auf der Stelle die Unwahrscheinlichkeit in der Erzählung des Sizilianers, daß jene Antonia einen fremden Ring, der kein nachgemachter sein konnte, für den ihrem Verlobten gegebenen Trauring gehalten habe, so scharf auffaßt, und von diesem Anhaltpunkt ausgehend eine Reihe so triftiger Schlüsse zieht, durch welche er die Glaubwürdigkeit an jene Geisterbeschwörer überhaupt erschütterte [1]. Schon diese Folgerungen setzen eine Bildung voraus, welche wir dem Geisterseher nicht zugestehen können. Jene Moralphilosophie in dem sechsten Hefte der Thalia ist aber beinahe ganz Schillerisch. Wer über sittlich-religiöse Dinge so selbstständig denkt, kann später aus Ueberzeugung nicht mehr zur katholischen Kirche übertreten. Der Seelenmaler mußte den Prinzen in seinen Ansichten schwanken und ihn in einem Helldunkel schweben, und durfte ihn nicht eine festbegründete, in sich abgeschlossene reinsittliche Denkweise entwickeln lassen. Diese ist nur das Werk einer langjährigen Selbstbildung, und als solches ein sicheres Eigenthum des Menschen.

Indem ich mir es vorbehalte, den Ideengehalt des genannten Gespräches als eines köstlichen Denkmales der Schiller'schen Geistesentwickelung an einem andern Orte näher anzugeben [2], kehre ich noch einmal zur Betrachtung unseres Romans zurück. Daß der tiefere Sinn der Geschichte vom Publikum sogleich anfangs verkannt wurde und auch jetzt noch selten begriffen wird, spricht für ihre poetischen Vorzüge. Der Dichter hat hier seine Ideen nicht unverdeckt dem gemeinen Verständniß bloßgestellt, sondern mit mehr Künstlerfreiheit, als es in seinem Don Karlos geschehen war, hat er auch hier „Wahrheiten, die Jedem, der es gut mit seiner Gattung

[1] Schiller's Werke in E. Bd. S. 739. 2. ff.

[2] Da dieses Gespräch in seiner ganzen Ausdehnung, wie es in der Thalia steht, später nirgends mehr gedruckt worden ist, so werde ich es in einem Anhange mittheilen.

meint, die heiligsten sein müssen, und die bis dahin nur das Eigenthum der Wissenschaften waren, in das Gebiet der Dichtkunst herübergezogen, mit Licht und Wärme beseelt und als lebendig wirkende Motive des Menschenherzens in einem kraftvollen Kampfe mit der Leidenschaft gezeigt [1]." Schon auf dem ersten Blatte wird die Neugierde erregt, und sie wird durch das Wundervolle, das Unerwartete, das Schaudererregende und dadurch fortwährend in Spannung gehalten, daß man in der Tiefe dieses leichten, wechselvollen Spieles der Begebenheiten und Situationen einen bleibenden ernsten Zweck ahnet. Die Wunder werden zwar zerstört, und die Hoffnung des Lesers, wenn er nur Geister zu finden erwartet hatte, wird durch die Geständnisse des Sizilianers und den Scharfblick des Prinzen wankend gemacht. Aber die Quelle des Wunderglaubens im menschlichen Gemüthe wird uns aufgedeckt; welchen Anhalt in unserem Geiste Religionsfanatismus und Täuschung Anderer haben, und welche Macht sie nur allzu leicht über denselben gewinnen, wird uns an einem furchtbaren Beispiele gezeigt; und an die Stelle der verschwindenden Gespenster werden wichtige Wahrheiten aus dem geheimnißvollen Abgrund der menschlichen Seele heraufbeschworen. Hinter dem Schleier der Dichtung steht die ernste Gestalt der Wahrheit, aber dieser Schleier ist so schön und kunstgemäß gewoben und so bunt gewirkt, daß er schon für sich das Auge ganz fesselt und nichts vermissen läßt. In keinem der bisherigen Werke Schiller's ist das Poetische so selbstständig behandelt, in keinem ist die Idee in einem solchen Grade in die Darstellung übergetreten, wie in dem Geisterseher, und wenn wir manche andere Gedichte durch ein auswärtiges sittliches und spekulatives Interesse rhetorisch und schwerfällig werden sehen, so dient hier die hohe Persönlichkeit des Dichters nur dazu, dem ungehemmten poetischen Spiel Würde, und hierdurch einen neuen Reiz zu geben, mit welchem das bloße Talent seine Erzeugnisse nie auszustatten vermag. Auch der Wechsel des Neuen und Unerwarteten ermüdet zuletzt;

[1] Siehe das Ende des 10. der Briefe über Don Karlos, Schiller's Werke in E. B., S. 782. 2.

unsere Neugierde ermattet endlich; von dem Gipfel des Furchtbaren sinken wir in Unempfindlichkeit zurück; und die lebendigste Darstellung gewährt oft nur einen kalten Genuß und läßt keinen Eindruck in uns zurück. Wenn aber alle diese Mittel der Poesie in den Dienst einer höhern Idee treten, wenn sie uns zu allgemein menschlichen Angelegenheiten und zu den theuersten Ueberzeugungen unserer Vernunft zurückführen, dann nehmen wir an einem so ausgestatteten poetischen Werke ein inneres und bleibendes Interesse, denn es handelt sich dann ja um eine Sache, bei der wir selbst im hohen Grade und auf die edelste Weise betheiligt sind. In sinnlichen Dingen mag man uns bald abstumpfen und langweilen, aber wenn unsere höheren Seelenkräfte einmal mächtig in Thätigkeit gesetzt sind, so werden sie erst dann recht wirken, wenn der Sinnenreiz, welcher sie erweckte, nachläßt.

In der That hat Schiller durch den Geisterseher eine neue Gattung des Romans aufgebracht. Das Wunderbare, Geheimnißvolle und Unbegreifliche, worin sich die Geschichte bewegt, ist als ein Symbol des Uebersinnlichen behandelt. In den Geistererscheinungen fassen wir unsern Glauben sinnbildlich auf, und wenn wir auch keine positive Belehrung über religiöse Wahrheiten aus dem Buche davon tragen, so wird doch unser religiöses Gefühl belebt und geläutert, was immer ein großer Gewinn ist.

Mit der innern Bedeutung des Romans, welche in einer psychologischen Geschichte religiöser Vorstellungen liegt, ist der äußere Zweck desselben mit ungemeiner Kunst in Eins verschmolzen, nämlich der Zweck, zu zeigen, wie gewisse Mitglieder einer Religionspartei Personen vom höchsten Rang an sich ziehen, um durch sie politische Absichten zu erreichen. Denn die verborgene Macht, deren zusammenwirkende Glieder der Armenier, der Sizilianer, der Kardinal A***i, sein Neffe Civitella, Biondello, der oberste Staatsinquisitor, der Bucentauro sind, will doch eigentlich nichts anderes, als durch den Prinzen einen Thron für die Kirche erwerben. Da hat die geheime Gesellschaft nun alles auf eine bewundernswürdige Weise angelegt, um sich des Prinzen zu bemächtigen. Alles ist auf die Beschaffenheit seines Temperaments,

seiner Denkweise, seiner Neigungen berechnet; nichts ist versäumt, nichts übereilt, keine Seite seines Charakters ist unberücksichtigt gelassen, allen möglichen Zufällen ist vorgebeugt. Der Betrug und die Verirrung des Prinzen gehen Einen Schritt. Die Federn des Triebwerkes spielen im Verborgenen; „keine plötzliche Ueberraschung; keine Bestürmung; kein sichtbarer Zusammenhang der Ereignisse; alles allmählig, alles sanft eindringend; unfühlbar bestimmend, unfühlbar verwandelnd; scheinbare Lücken und Abstände, Entgegenwirkungen und Widersprüche, bei wirklicher Harmonie der Personen in Zwecken und Planen! Kurz der Prinz wird, ohne es zu ahnen, von allen Seiten bestrickt, wird mehr und mehr gefesselt, je mehr er sich frei und selbstständig wähnt; keine Kraft der Seele ist mehr sein, er selbst ist kaum mehr sein, und muß doch glauben, nie mehr sein gewesen zu sein. Zauberei, trostlose Philosophie, Liebe und Ehrgeiz sind die vier Hauptmittel, um den Prinzen zu bestimmen, und es liegt gleich viel Kunst in der Aufeinanderfolge derselben, als in der innern Anlage. Mit wie unübertreffbarer Feinheit Schiller aber die Maschinerie der Zäuberei spielen läßt, verdient vorzüglich bemerkt zu werden. Der Prinz durchdringt ein ganzes Gewebe täuschender Gaukeleien der Magie, nur um seine Vernunft nach diesem glänzenden Sieg über in der That nicht alltägliche Täuschungen dann desto sicherer durch unübertreffbare Meisterstücke magischer Blendwerke überwältigen zu lassen" [1]. Kurz, innerlich und äußerlich wird der Held dieser tragischen Geschichte wie durch ein Verhängniß in sein Verderben getrieben.

Die Episoden, welche uns von dem Sizilianer und von dem Marchese Civitella erzählt werden [2], sind für sich musterhafte kleine Novellen. Im Hintergrunde der Geschlechter steht die geheimnißvolle Gestalt des Armeniers, die in allem, wie wir sie handeln und eingreifen sehen und nach den Erzählungen des sizilianischen Abenteurers und des Civitella uns so höchst bedeutsam und beinahe übermenschlich erscheint, daß

[1] Siehe die Recension über Schiller's Geisterseher in der Allgemeinen Literaturzeitung von 1790, Nr. 260.

[2] Schiller's Werke in E. B., S. 736. 2. ff. und S. 757. ff.

wir besonders des Armeniers wegen die Nichtvollendung des Romans bedauern. In dem zweiten Bande hätte der Charakter des Armeniers mehr hervortreten müssen, und dadurch wäre uns gewiß gleichsam das Ideal eines Magiers vorgeführt worden. Sehr gut läßt der Schriftsteller das Schicksal des Prinzen von befreundeten Männern aus seiner Umgebung erzählt werden. Der Antheil, den sie an ihm nehmen, bemächtigt sich allmählig auch des Lesers, und es schmeichelt diesem, wenn er in den Briefen des Barons von F*** viel mehr lies't, als der arglose Briefsteller selbst zu sagen meint. Die berechnete Anlage der Geschichte ist in ein leichtes, scheinbar kunstloses Gewand gehüllt. Dazu kommt, daß die Diktion in jeder Beziehung zu loben ist; sie ist rein, edel, klar, einfach, bündig. Alles Strenge der Reflexion und alle Rhetorik sind auf das glücklichste vermieden. Mit dem Ausschweifenden und dunkel Geheimnißvollen des Inhalts macht die gemäßigte und klare Sprache einen trefflichen Kontrast. Die Gespenster sind gleichsam an den hellen Tag citirt, und dem Wunderbaren ist der Stempel der Wahrheit aufgedrückt durch die naive Art, wie es erzählt wird. Durch eine überschwengliche, mystische Sprache wäre sogleich von Anfang an Verdacht gegen die Sache selbst in uns erregt worden, denn diese, die für uns doch nur dann anziehend sein kann, wenn wir sie uns als Faktum denken, hätte sich hierdurch als ein bloßes Gewächs des Gemüthszustandes ihres Erzählers charakterisirt.

Wenn wir den Geisterseher mit Schiller's frühern Werken vergleichen, so bemerken wir außer solchen ästhetischen Vorzügen auch noch darin einen Fortschritt, daß sich in diesem Roman mehr Welt zeigt, als in den frühern Schriften. Auf dem Standpunkt des Don Karlos hätte er den Geisterseher in dieser Gestalt nicht schreiben können. Man sieht es, Schiller's vermehrter Verkehr mit Menschen in Leipzig und Dresden hat seine Früchte getragen. Von manchen überspannten Ansichten geheilt, betrachtet er die menschlichen Zustände und geselligen Verhältnisse vorurtheilsfreier und ruhiger, und weiß sie sicherer zu behandeln. Beobachtung,

Erfahrung, Belehrung Anderer, Lektüre haben seine Kenntnisse der Welt und der Menschen vermehrt und sein Urtheil berichtigt. Im Geisterseher kommen mehr individuelle Züge, Bemerkungen, Nachrichten, überhaupt eine größere Masse von mannigfaltigen Dingen vor, als beinahe in allen seinen frühern Werken zusammengenommen. Hier ist ein wichtiger Einfluß des äußern Lebens auf Schiller's Denkweise nicht zu verkennen, welchen Einfluß wir aber, aus Mangel an Nachrichten, leider nicht näher angeben können. Aber die Maschinerie der Geisterbeschwörung verdankte vielleicht Schiller zum Theil Nachrichten und Gerüchten, welche damals über den famosen Abentheurer und Magier Cagliostro verbreitet waren und so vieles Aufsehen machten. Und so schließe ich denn diese Auseinandersetzung mit der Bemerkung, welche von den Biographen gewöhnlich über den Geisterseher gemacht wird, daß eben dieser Cagliostro, welcher damals in Frankreich sein Wesen trieb, die äußere Veranlassung zu diesem Romane gewesen sei, und daß demselben sonst durchaus keine wahre Geschichte zu Grunde liege [1]. Was ganz anderes aber unser Autor aus jenen Wunderdingen, welche man sich von Cagliostro erzählte, gemacht habe, das zeigt dem tiefer Blickenden sein Werk selbst am besten.

Ein Kunstrichter sagt, er, welcher sonst kein blinder Bewunderer Schiller'scher Werke sei, habe durch den Geisterseher den seltenen Fall an sich erfahren, durch die umständlichste, kälteste Kritik in eben das Gefühl von Bewunderung zurückgeführt worden zu sein, mit welchem ihn die erste warme, täuschende Lektüre des Buches erfüllt habe. Und ein solches Meisterwerk nannte Schiller damals, als er es dichtete, — eine Farce [2]. Aber eben dadurch ist der Roman so trefflich geworden, daß er ihn so leicht und spielend behandelte; für den Ernst sorgte seine Natur schon von selbst.

[1] Nachrichten von Schiller's Leben von Körner, in Schiller's Werken in E. B., S. 1293. 1. u.

[2] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Th. 1, S. 381.

## Drittes Kapitel.

Die Philosophischen Briefe und das philosophische Gespräch im Geisterseher.

Ich wies oben nach, wie Schiller durch Geschichte und Philosophie der Dichtkunst entführt wurde, und zeigte nachher, durch welche kleinere Unternehmungen und Schriften er sich auf umfassendere und selbstständige historische Werke vorbereitete. Wenn wir nun die Erzählung: Verbrechen aus verlorener Ehre, und den Geisterseher als solche geschichtliche Vorstudien betrachten müssen, so habe ich auch auf die philosophischen Ideen aufmerksam gemacht, welche sich durch diese Darstellungen ziehen, und wegen dieses innern Gehaltes schließen sie sich enge an die „Philosophischen Briefe“ an.

Die Philosophischen Briefe sind mit der Freigeisterei aus Leidenschaft, der Resignation und mit dem Anfange des Geistersehers in einem Jahre (1786) geschrieben, und alle diese Schilderungen sind nur verschiedene lebenswarme Ausbrüche einer und derselben, im Dienste der eigenen Selbstverständigung zugleich philosophirenden und dichtenden Vernunft. Nur der letzte Brief des Raphael an Julius ist ruhiger gehalten und auch erst später, im Jahr 1789, verfaßt. Es

war eine schöne, fruchtbare Zeit, dieses Uebergangsjahr von der Dichtkunst zur Geschichte und Philosophie! Der kühne Flug der Phantasie war noch nicht durch abstraktes Denken gelähmt, die Wärme des Herzens noch nicht durch mühsame historische Studien gekühlt. Was die Vernunft gedacht hatte, machte sich die Einbildungskraft zu ihrem schönern Eigenthum, und die Gefühle, die Schicksale des eigenen Herzens lieferten die Stoffe für beide. Wie einmüthige Schwestern waren Poesie und Philosophie noch innig mit einander verbunden, und jede ließ der andern ihr Recht und machte sich ihre Vorzüge zu eigen. Die Poesie war ernst und besonnen, die Weisheit aber so lieblich und anmuthig, wie die Philosophie des Platon, in jenem glücklichen Alter der Menschheit, wo man noch fühlend dachte und denkend fühlte.

In seinen bisherigen Werken hatte Schiller politische, sittliche und religiöse Ideen entwickelt und menschliche Zustände und Handlungen geschildert, welche sich auf diese Ideen gründen. Wie nun? war es nicht auch möglich, allgemeine philosophische Wahrheiten in einem dichterischen Gewande darzustellen? Der Geisterseher hatte hierzu den Weg gezeigt. Denn ungeachtet dieser nur ein freies poetisches Werk zu sein scheint, so enthält er doch mehr Philosophie, als Schiller's frühere Schriften. Man müßte sagen, dieser Roman habe die Norm für die Philosophischen Briefe hergegeben, wenn nicht die Regel beider Werke in dem Bildungsgang ihres Verfassers läge. Im Geisterseher zeigt der denkende Dichter die Entwickelung religiöser Ideen, also eines besondern Zweiges der philosophischen Ueberzeugung; in den Briefen stellt uns der dichtende Denker diesen philosophischen Entwickelungsproceß im Allgemeinen dar. Die Vernunft, sagt er in der Vorerinnerung zu den Philosophischen Briefen, habe ihre Epochen, ihre Schicksale, wie das Herz; die Leidenschaften hingen mit dem Gedankensystem des Individuums zusammen, denn die allgemeine Wurzel der moralischen Verschlimmerung sei eine schwankende, die Vernunft umnebelnde Philosophie, während ein erleuchteter Verstand auch die Gesinnung veredle; der Kopf müsse das Herz bilden. Es scheine daher nicht so ganz unwichtig zu sein, auf gewisse Perioden

der erwachenden und fortschreitenden Vernunft aufmerksam zu machen, gewisse Wahrheiten und Irrthümer zu berichtigen, welche sich an die Moralität anschließen und eine Quelle von Glückseligkeit und Elend sein können, oder wenigstens die verborgenen Klippen zu zeigen, an denen die stolze Vernunft schon gescheitert sei.

Gewiß eine höchst würdige Aufgabe, zumal da die ganze innere Entwickelung des Menschen von dieser intellektuellen Bildung ausgeht und mit ihr immer gleichen Schritt hält. Aber die gesetzmäßigen Fortschritte der Vernunft recht anschaulich zu machen, ist auch außerordentlich schwierig. Das Trockene und ganz Allgemeine muß hier belebt, das Fundament der Seele muß an den Tag gehoben werden. Die stillen Arbeiten der Vernunft in den Abgründen der menschlichen Seele sind dem gemeinen Verstand am verborgensten und auch am gleichgültigsten.

Schiller erleichterte sich sein Geschäft dadurch, daß er aus seinem eigenen Leben schöpfte. Ich habe schon früher den Zusammenhang dieser Briefe mit seinem eigenen Bildungsgang nachgewiesen [1]. Er stattete sich hier nur Rechenschaft über das ab, was er selbst in sich erfahren hatte, und das Selbsterlebte kann ein poetisches Talent auch lebendig darstellen. Auch scheinen diese Philosophischen Briefe der Freundschaft Körner's manches schuldig zu sein: freundschaftliche Unterhaltungen über Gegenstände dieses Inhaltes waren unserem Schiller Bedürfniß; und könnte nicht Körner selbst vielleicht einigen Antheil an der Abfassung dieser Schrift genommen haben? Darauf scheinen mir die Worte der Vorerinnerung zu deuten: „Einige Freunde, von gleicher Wärme für die Wahrheit und sittliche Schönheit beseelt, welche sich auf ganz verschiedenen Wegen in derselben Ueberzeugung vereinigt haben, und nun mit ruhigerem Blicke die zurückgelegte Bahn überschauen, haben sich zu dem Entwurfe verbunden, einige Revolutionen und Epochen des Denkens, einige Ausschweifungen der grübelnden Vernunft in dem Gemälde zweier Jünglinge von ungleichen Charakteren zu entwickeln und in

[1] Siehe Theil 1, S. 45.

Form eines Briefwechsels vorzulegen." Es kommt dazu, daß in der Thalia der letzte Brief des Raphael mit dem Buchstaben „K." (Körner?) unterzeichnet ist.

So arbeitete also die Freundschaft an dieser Schrift mit, wenn nicht helfend, doch anregend. Die Briefe leben und athmen auch ganz in der Freundschaft, deren Werk die philosophische Ausbildung des Julius ist. Wir interessiren uns für diese Ausbildung wie für Alles, wofür edle Freunde arbeiten, wornach sie ringen und um was sie dulden. Philosophische Fragen werden uns hier dadurch angenähert, daß sie in die Leiden und Freuden, in die Wünsche, Bedürfnisse und Bestrebungen von Individuen verwebt sind; und die Sache wird uns durch die Personen lieb. Immer gibt Schiller dem Menschen, welchen er uns auf dem Wege der Veredlung oder Verirrung darstellt, einen größern, vollendeten Geist als Freund oder Verführer zur Seite: der Prinz im Geisterseher wird vom Armenier geleitet, Don Karlos im Drama von Posa, und Julius in den Philosophischen Briefen von Raphael belehrt und begeistert. Die Stellung dieser beiden Paare von Freunden zu einander ist ein und dieselbe. Don Karlos und Julius sind gleich unselbstständig, und beide noch im Werden begriffen, — weßwegen sie sich als Haupthelden auch besser für die Dichtkunst eignen, als die ausgebildeten Charaktere des Posa und des Raphael. Denn uns interessirt immer das, was wir werden sehen, mehr, als das, was sich uns als ein Gewordenes darstellt, und die Poesie hat es wesentlich mit dem zu thun, was entsteht, was geschieht, was sich vervollkommnet oder verschlechtert, aber nicht mit dem nur Daseienden und Verharrenden. Der sich vollendende Charakter ist für den Dichter immer brauchbarer, als der vollendete. Wie sich Don Karlos und Julius gleichen, so ist Posa als politischer Held dieselbe Person, welche Raphael als philosophischer Forscher ist. Handelnd will jener dieselbe hohe Freiheit des Geistes verwirklichen, welche dieser denkend in sich ausgebildet hat[1]. Man sieht, das Freiheitsideal Schiller's hatte sich von der äußern Welt,

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 770 f.

in welcher es nicht realisirt werden konnte, in den Busen seines Urhebers zurückgezogen.

Die „Revolutionen und Epochen des Denkens, die Ausschweifungen der grübelnden Vernunft," durch welche Julius hindurchging, könnten wir nun schon im voraus aus dem Geisterseher und aus dem geistigen Lebensgange Schiller's errathen, auch wenn wir diese Philosophischen Briefe noch nicht gelesen hätten. Doch von welchem meiner Leser dürfte ich es voraussetzen, daß er diese Briefe nicht kenne, die ja auch der Gebildetste immer mit neuer Freude und nie ohne Belehrung wieder lies't? Was gäbe es in unserer Sprache, welches hinsichtlich der Tiefe und Wahrheit der Ideen, der Besonnenheit des Urtheils, der Innigkeit der Gefühle und der Musterhaftigkeit des Ausdruckes mit diesen einzig schönen Briefen verglichen werden könnte? Wahrlich, wenn man doch einmal von einem deutschen Platon reden wollte, so sollte man Schiller auf dieser Entwickelungsstufe, auf welcher jenen Griechen der Kulturstand seiner Zeit fortwährend festhielt, den deutschen Platon nennen. Uns aber bekommen diese Briefe, so wie die meisten Werke Schiller's, dadurch noch einen ganz besondern Reiz, daß wir sie mit den innern und äußern Schicksalen ihres Verfassers in ihr naturgemäßes Verhältniß setzen.

Die erste Periode des Julius, wie unseres Schiller selbst [1], war „die selige, paradiesische Zeit, in welcher er noch mit verbundenen Augen, wie ein Trunkener, durch das Leben taumelte," in welcher er, statt zu denken, empfand und glaubte. Es ist die Zeit, in welcher der Mensch ein Gefangener der Meinung ist, ohne daß er es weiß, weil noch kein Lichtstrahl der Vernunft seinen Kerker erleuchtet hat, der Meinung theils in religiösem Felde, theils in Dingen des gesellschaftlichen Lebens. Die erstere Art dieser Meinung schildert Julius in seinem ersten, die zweite Art in seinem zweiten Briefe an Raphael. Dieser Zustand der Unmündigkeit konnte bei Julius um so länger dauern, je weniger er (ganz anders als bei dem Geisterseher) das Drückende davon

[1] Siehe Theil 1, S. 42 ff.

fühlte; der Mensch von edlem Herzen ist am meisten der Gefahr ausgesetzt, eine konventionelle Regel der Meinung für ein ewiges Gesetz der Natur zu halten. Dessen ungeachtet war auch Julius im Genusse seines blühendsten Lebens und in der Aeußerung seiner edelsten Kräfte durch ängstliche Rücksichten gehemmt.

Eine solche Lage war eines Julius nicht werth. „Ich beschloß, spricht Raphael, jene stümperhaften Bemühungen zu vereiteln, wodurch man einen Geist, wie den deinigen, in die Form alltäglicher Köpfe zu zwingen gesucht hatte. Alles kam darauf an, dich auf den Werth des Selbstdenkens aufmerksam zu machen und dir Zutrauen zu deinen eigenen Kräften einzuflößen." Raphael riß die Binde von seinen Augen, indem er ihn über das Unhaltbare seiner ererbten religiösen und sittlich-politischen Meinungen aufklärte. Mehr that er nicht. Jetzt aber zeigte sich die kräftige und geniale Natur unseres Jünglings. Während der verdüsterte und verknöcherte Geist jenes schon bejahrten Prinzen in einer ähnlichen Lage nur niederreißen konnte, so daß er der Zweifelsucht und dem Unglauben anheim fiel, hatte unser Julius so viel Energie und Fülle des Geistes, sich ein den Bedürfnissen seines Herzens entsprechendes neues Gebäude seiner Ueberzeugungen aufzuführen. So entstand die „Theosophie des Julius," welches begeisternde System ihm den ersten Genuß in diesem neuen Felde der Thätigkeit gab.

Daß diese pantheistischen Phantasien aus Schiller's eigenem Leben genommen, und großentheils noch in der Karlsschule geschrieben wurden, so daß sie später nur überarbeitet zu werden brauchten, möchte nach unserer früheren Nachweisung [1] nicht bezweifelt werden können. Wie lieb unserem Schiller diese „Erstlinge seines frühen Nachdenkens" blieben, geht daraus hervor, daß er auch dann, als er schon von ihnen zurückgekommen war, sie noch in seinen Dichtungen verarbeitete [2]; auch scheint er selbst in den Philosophischen Briefen auf diese Anhänglichkeit hinzudeuten in einer Stelle,

[1] Siehe Theil 1, S. 45 ff. und S. 67 f.
[2] Ebendas. S. 110.

die man nur richtig verstehen muß. „Kein anderes System," läßt er den Raphael dem Julius schreiben [1], „ich wette darauf, wird je wieder so tiefe Wurzeln bei dir schlagen, und vielleicht dürftest du nur ganz dir selbst überlassen sein, um früher oder später mit deinen Lieblingsideen wieder ausgesöhnt zu werden." Endlich bekennt Schiller auch ausdrücklich seine Vorliebe für die theosophischen Ideen des Julius in einem Briefe, in welchem er über Moritz folgende Worte schreibt: „Ueber ein Lieblingsthema von mir, davon auch im Julius Spuren vorkommen, über das Leben in der Gattung, das Auflösen seiner selbst im großen Ganzen, und die daraus unmittelbar folgenden Resultate, über Freude und Schmerz, über Tugend und Liebe, über den Tod hat Moritz außerordentlich klare und erwärmende Begriffe" [2]. Dieses kühne, das ganze Weltall umspannende System war ganz nach unserm Schiller gebildet. Aber sein großer Verstand und seine Ehrlichkeit ließen ihn schon in Jünglingsjahren dasselbe aufgeben.

Bei Julius tritt daher jetzt die Periode des Zweifels und des Materialismus ein, wie der Dichter denselben in dem Charakter und in den Grundsätzen seines Franz Moor niedergelegt hat. Wenn nun Schiller offenbar hauptsächlich durch seine medizinischen Studien von diesem pantheistischen System zurückgerufen wurde [3], wie läßt er seinen Helden an demselben irre werden? Es wird angenommen, ein fremdes System habe bei ihm das seinige verdrängt. Nach einer andern Stelle führt Raphael auch diese Krisis herbei, in welcher wir den Unglücklichen sogleich im Anfang der Briefe finden. Denn alles, was wir hier vorausgeschickt, ist auf eine kunstvolle Weise später eingefügt. So sehen wir sogleich im Anfang den Leidenden, Schmerzerfüllten in die rührendsten Klagen ausbrechen. Die Philosophie wird hier lebendige Geschichte. Julius fühlt sich doppelt verlassen: seine höchsten Ueberzeugungen, seine überkommenen sowohl, als jetzt auch

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 770 u.
[2] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Th. 1, S. 344.
[3] Siehe Theil 1, S. 61 und 79 f.

seine selbsterworbenen, sind von ihm gewichen, und sein großer Freund ist von ihm in einem Zustande abgereis't, wo er seiner am meisten zu bedürfen schien. In dem trostlosen Gefühl der gänzlichen Verlassenheit und bei dem unabweisbaren Drang, sich jeden aufkeimenden Gedanken in Zweifel zu verflüchtigen, sehnt er sich, ach! umsonst nach dem wohlthätigen Schlafe seiner Kinderjahre zurück, ist er auf dem Wege, seine Erschaffung zu beweinen.

Aber Raphael hatte deßwegen diese unausbleibliche Krisis beschleunigt, weil er seinen Freund zu einer Zeit in den Kampf mit der klügelnden Vernunft führen wollte, wo dessen Seele noch frei vom Sturme der Leidenschaft war. Denn der Irrthum lös't sich immer am reinsten und leichtesten von uns ab, wenn unsere persönlichen Bedürfnisse nicht für ihn interessirt sind und ihn in Schutz nehmen. Bei Julius sind die Zweifel rein spekulativer Art und beflecken die sittliche Grazie seines Herzens nicht; sein veredeltes moralisches Gefühl nimmt an den Verirrungen des Verstandes keinen Antheil und kann diesen immer zur Wahrheit wieder zurückleiten. Gerade das Gegentheil eines solchen Skepticismus hat uns der Dichter in der Freigeisterei aus Leidenschaft geschildert [1]; und auch der ungläubig gewordene Prinz im Roman geht nur dadurch zu Grunde, daß seine Verderber ihn zugleich in sittliche Verwirrungen hineinziehen. Indem Raphael sich auf das Herz seines jungen Freundes fest verläßt, ist er von ihm gegangen, weil er will, daß Julius alle Heilkräfte für diese Krankheit in sich selbst aufbiete. Die Rückkehr unter die Vormundschaft der Kindheit sei auf immer versperrt, aber auch bei dem Erstlingsversuche seines Nachdenkens oder bei ähnlichen wenig begründeten Lehrgebäuden könne er nicht stehen bleiben. Raphael denke seinen Julius zu einer höhern Freiheit des Geistes zu führen, zu welcher nur emporzuklimmen schon mehr werth sei, als alles andere, was er eingebüßt habe, und von welcher allein die erhabene Ruhe einer tief befestigten Ueberzeugung der Preis sein könne.

[1] Siehe Theil 1, S. 281 ff.

Aber worin soll nun diese Ueberzeugung bestehen? Das wird zuletzt nur im Allgemeinen von Raphael ausgesprochen. Denn die philosophischen Briefe sind leider ebenfalls unvollendet geblieben; ihre in der Thalia versprochene Fortsetzung ist nicht erfolgt. Jene Angaben des Raphael aber sind höchst wichtig, weil sie die Resultate enthalten, bei denen Schiller's Denken im Jahr 1789 angelangt war. Alle ähnliche (dogmatische) Versuche, wie das System des Julius, lehrt Raphael, hielten eine strenge, unpartheiliche Prüfung nicht aus, denn die menschliche Vernunft sei zu keinem derselben berechtigt. Dieß lasse sich durch eine, freilich etwas trockene Untersuchung über die Natur der menschlichen Erkenntniß beweisen. Das Maaß von Größe, wozu der Mensch bestimmt sei, könne er nur erreichen, wenn er sich innerhalb der ihm von der Natur gezogenen Gränzen halte, während er im Streben nach einem unerreichbaren Ziele seine Kräfte verschwende. Oder mit andern Worten, die von geistigen Thatsachen des unmittelbaren Bewußtseins ausgehende, vom Bekannten zum Unbekannten stufenmäßig fortschreitende und sich der Schranken der menschlichen Erkenntniß deutlich bewußte Philosophie, also die anthropologisch-kritische, sei die wahre, dem Menschen einzig und allein zukommende Weisheit.

So bekannte sich also Schiller zur Kant'schen Philosophie, deren Hauptwerke, außer der Kritik der Urtheilskraft, damals (1789) schon erschienen waren. Seine eigene Natur und bisherige Entwickelung — seine hohe Besonnenheit, sein sittliches Selbstgefühl, seine medizinischen Studien, seine poetischen Arbeiten, und überhaupt seine ausschließliche Beschäftigung mit dem Menschlichen — führten ihn mit Kant in Einem Ziele zusammen, so daß die kritische Philosophie nur seine Grundansicht bestätigte und ihm nur einzelne neue Wahrheiten zuführte. So z. B. hatte Schiller schon als Jüngling Kant's Apologie der Sinnlichkeit antizipirt [1]. Jetzt aber mußte es ihn stärken und befestigen, daß er sich auf der letzten Station seines Weges mit dem größten Denker des Jahrhunderts zusammenfand.

[1] Siehe Theil 1, S. 61.

Wie es das Gedicht: die Resignation, so tief ergreifend ausdrückt, hatte Schiller seine leidenschaftlichen Ansprüche an das Glück und an das äußere Leben mäßigen lernen [1]; „er war abgehärtet in der strengen Schule der Resignation" [2]. Jetzt hatte er es auch zu der noch selteneren und höheren Resignation im spekulativen Felde gebracht, nachdem er seine ausschweifende Vernunft zu ihrem rechtmäßigen Gebrauch zurückgerufen. Wie das sittliche Leben nur bei jener Entsagung, so kann das intellektuelle nur in dieser Anerkenntniß unserer Beschränkung gedeihen, und die Ueberhebung unserer Vernunft ist auch für unsern Charakter verderblich, indem sie ihm Uebermuth, Anmaßung, Vermessenheit und andere Laster einimpft. Daher sagt Raphael, sein Zweck sei, in seinem Julius den Keim jeder höhern Begeisterung, das Bewußtsein des Adels seiner Seele, zu beleben, aber Julius könne diese Begeisterung nur innerhalb der Naturgränze des Menschen erfolgreich und edel gebrauchen. „Es ist ein gewöhnliches Vorurtheil, die Größe des Menschen nach dem Stoffe zu schätzen, womit er sich beschäftigt, und nicht nach der Art, wie er ihn verarbeitet. Aber ein höheres Wesen ehrt gewiß das Gepräge der Vollendung auch in der kleinsten Sphäre, wenn es dagegen auf die eiteln Versuche, mit Insektenblicken das Weltall zu überschauen, mitleidig herabsieht" [3].

Die philosophische Entwickelungsgeschichte eines Individuums aber ist die der Gattung. Wie wir es schon früher bei Schiller's Tragödien sahen, so hat er auch bei dieser Geschichte das Ganze, das Allgemeine im Auge. Daher sagt Raphael dem Julius, „seine philosophische Laufbahn habe bei ihm im Einzelnen eben so begonnen, wie bei dem Menschengeschlechte im Allgemeinen. Welches sind also die Phasen, welche der philosophisch sich entwickelnde Geist überhaupt zu durchlaufen hat? Zuerst die Periode der Unmündigkeit, hierauf folgt die des Dogmatismus, dann die des

[1] Siehe Theil 1, S. 285.

[2] Schiller's Werke in E. B., S. 765. 1. o.

[3] Schiller's Werke in E. B., S. 771. 2. o., womit man eine Stelle in der Antrittsrede: Was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte? vergleiche, S. 1030. 2. m.

Skepticismus und Materialismus, und endlich die des anthropologischen Kriticismus, mit welchem die wahre philosophische Bildung auf eine selbstbewußte Weise erst beginnt. Denn alle wahre Philosophie fängt mit einer wissenschaftlichen Kenntniß des menschlichen Geistes an, und alle dogmatische Systeme (welche von allgemeinen Begriffen statt von besondern Beobachtungen ausgehen) verhalten sich zu dieser, wie etwa die Astrologie zur Astronomie, oder wie die Mythe zur Geschichte. Wie der menschliche Geist immer neue Systeme aus den alten erbaue, hat der treffliche Denker in einigen großen Zügen in dem letzten Briefe des Raphael herrlich gezeigt, wobei er auch einige „der Taschenspielerkünste“ namhaft machte, durch welche die eitle Vernunft der Beschämung zu entgehen suche, in Erweiterung ihrer Kenntnisse die Gränzen der menschlichen Natur nicht überschritten zu haben. Das Register dieser Taschenspielerkünste könnte freilich aus den Tagesphilosophien unserer jüngsten Zeit noch sehr vermehrt werden, in welcher der Scharfsinn im gläubigen oder heuchlerischen Dienste eines seit Kant veralteten Wahnes wirklich seinen höchsten Gipfel erstiegen hat.

Die Philosophischen Briefe sind also ihrem idealen Wesen nach eine individuell gehaltene Geschichte der Philosophie nach den Hauptmomenten ihrer Entwickelung.

Und hier möchte es an der passenden Stelle sein, den Inhalt jenes später von Schiller unterdrückten philosophischen Gespräches im Geisterseher, von welchem wir oben schon gesprochen haben und welches mit dem letzten Briefe des Raphael an Julius in demselben Jahre (1789) geschrieben worden ist, kürzlich mitzutheilen.

Ich mache vor allem auf die hier zuerst ausgesprochene tief empfundene Idee aufmerksam, daß des Menschen Glück auf den A u g e n b l i c k beschränkt sei, welchen er allein sein nennen könne. Diese Ueberzeugung verzweigt sich in jene Klage in der Resignation, daß der Mensch das Glück nicht in seiner Gewalt habe, und daß der höher Strebende ihm sogar entsagen müsse, und ist die Quelle jener e l e g i s c h e n Empfindung, die sich durch viele spätern Gedichte Schiller's zieht, während in seinen Jugendgedichten ein heroischer

Seelenaufschwung vorwaltet. Es spricht sich in diesem wehmüthigen, sehnsüchtigen Gefühl das Bewußtsein der Unzulänglichkeit — nicht unserer Tugend, sondern unseres Wohlergehens, das Bewußtsein unserer Abhängigkeit vom Zufall und des Wechsels der menschlichen Dinge aus. Dieses Gefühl ist seinem Wesen nach religiös, denn nur wenn unsere Seele sich zum ewigen Leben erhebt, kann sie in freier Beurtheilung das Zeitliche ungenügend finden. Bei Schiller aber wurde diese Sehnsucht durch die ihr immer zufließende hohe sittliche Begeisterung gestärkt und geadelt.

Ziehen wir in der folgenden Unterhaltung das ab, was der Freigeisterei des Prinzen wegen aufgestellt ist, so bleibt ein wichtiger Gedanke stehen, den sich Schiller aus der Philosophie des Königsberger Weisen zu seinem Eigenthum gemacht hatte, daß nämlich Zweck und Mittel nur Begriffe der menschlichen Thätigkeit und Bestrebungen seien, und außerhalb derselben gar nicht angewendet werden können; denn da, wo die menschlichen Bestrebungen aufhören, waltet nur das Ineinandergreifen von Wirkung und Ursache, also die Naturnothwendigkeit, und es kann daher von einer Zweckmäßigkeit der Welt begriffsmäßig gar nicht die Rede sein. Es ist ein thörichter Wahn, die Welt- oder Menschengeschichte nach göttlichen Zwecken oder nach Naturzwecken betrachten und erklären zu wollen, denn wir ziehen hierdurch die Gottheit oder die Natur in den Bezirk unserer kleinen, vermittelten Thätigkeit, und machen sie zu unseres Gleichen, indem wir sie wirken lassen, wie nur wir beschränkte Wesen wirksam sein können. „Man gebe," sagt unser Denker, „dem Krystalle das Vermögen der Vorstellung, und sein höchster Weltplan wird Krystallisation, seine Gottheit die schönste Form von Krystall sein. So möchte auch der selbstsüchtige Mensch den Schöpfer so gern ganz in seiner Familie haben!" Daher ist alle sogenannte Teleologie der Natur ein täuschendes Spiel unserer Einbildungskraft, und wir sind nicht im Stande, von dem absoluten Zweck der Welt und der Menschheit das Geringste zu begreifen. Daher sagt Schiller auch schon am Ende der Philosophischen Briefe, es könne die höchste Bestimmung des Menschen nicht sein, den Geist des Weltschöpfers in

seinem Kunstwerk aufzufassen, und die Schöpfung sei nie erhabener, als da, wo ihr Ideal verfehlt zu sein scheine. Auf diese Zweckwidrigkeit gründete Schiller später mit Kant seine Theorie des Erhabenen, und die hier angedeutete Ansicht gab seiner Auffassung der Weltgeschichte ihren großartigen Charakter.

Wie also die Unzuverlässigkeit des Glückes, so weis't auch die theoretische Beschränktheit der Vernunft den Menschen auf den gegenwärtigen Augenblick hin, jene um diesen Augenblick zu genießen, diese um in ihm zu wirken. „Indem ich diesen unüberschreitbaren Kreis um mich ziehe," sagt der Prinz, „und mein ganzes Sein in die Schranken der Gegenwart einschließe, wird mir dieser kleine Fleck desto wichtiger, den ich schon über eiteln Eroberungsgedanken zu vernachlässigen in Gefahr war." Und in ähnlicher Gesinnung ruft auch Raphael seinem Julius zu, die Natur scheine das Wissen des Menschen in so enge Schranken verwiesen zu haben, daß er seine höchste Bestimmung nicht in dem Wissen, sondern in dem Handeln suche. Auch die engste Sphäre sei groß genug, um in ihr eine edle Thätigkeit zu entwickeln, um in ihr ein Schöpfer zu sein.

Gibt es eine erhabenere Weisheit als diese, welche selbst in der Unzulänglichkeit unserer Einsicht ein Gut findet, ohne welches wir unsere irdische Bestimmung, ein sittlich-thätiges Leben, verabsäumen würden? Die Edelsten unseres Geschlechtes haben diese dem Menschen allein zukommende Philosophie, welche das Handeln dem Erkennen überordnet, von jeher empfohlen, und Kant hat sie für alle Folgezeit wissenschaftlich begründet. Sie war unserm Schiller, welcher, wie wir wissen, von Natur und durch Uebung ein durchaus thatkräftiger und gleichsam auf sittliche Fundamente basirter Mensch war, wie aus der Seele geholt. Durch diesen guten Takt seiner herrlichen Natur und durch seine selbsterworbene und vielgeübte Besonnenheit blieb er, auch ohne umfassende philosophische Studien, in seinem folgenden Leben vor den abentheuerlichen Träumereien verwahrt, in denen sich nach dem Erscheinen der Kritik der reinen Vernunft die Scholastik durch ihre letzten verzweifelten Anstrengungen erschöpfte. Er hat niemals eines dieser dogmatischen Systeme seiner Aufmerksamkeit gewürdigt.

Seine vom Menschen ausgehende Philosophie mochte aber beinahe ausschließlich das Sittliche und das Aesthetische verfolgen. Denn in dieser Sphäre bewegten sich ja die heiligsten Interessen seines Herzens, sein Talent, seine Beschäftigung. Eigentlich theoretische Fragen lagen außerhalb des Gesichtskreises dieses Geistes, dem ja selbst die Poesie ursprünglich nur ein Organ für seine sittlichen Ideen war; oder dergleichen Untersuchungen hatten für ihn nur den Werth eines Mittels. Er kultivirte allein die praktische Philosophie — wenn man mir das Recht einräumen will, auch die Aesthetik einen Theil der praktischen Philosophie zu nennen.

Wie läßt nun Schiller den Prinzen seine Sittenlehre weiter begründen? Dieß interessirt uns zu wissen, weil des Prinzen Ansichten damals auch beinahe die seinigen waren [1].

Die Menge der Wirkungen, behauptet der Prinz, entscheidet den Werth eines Menschen, wobei jedoch zu bemerken, daß nur die nächsten, unmittelbaren Wirkungen ihrer Ursache angehören, nicht deren ganze Kette; nur die unmittelbare Wirkung meiner That ist meine Wirkung. Die Moralität besteht blos in den innern Handlungen oder Thätigkeiten des denkenden Wesens, sie ruht auf ihrer eigenen Axe. Dem Menschen gehört nichts, als seine Seele, innerhalb welcher das ursprüngliche Gebiet seiner Wirksamkeit ist, so daß sich diese mit den ersten, unmittelbaren äußern Wirkungen nur abgrenzt. Es kommt also auf die Menge der innern Wirkungen an: nur innerhalb der menschlichen Seele ist eine Handlung gut oder schlimm, außerhalb derselben ist sie moralisch gleichgültig. Diese nur in dem Bezirk der Seele vorhandenen Handlungen gehören also zu einem Ganzen, welches seinen Mittelpunkt, sein Prinzip in sich selbst hat. Welches ist dieses Prinzip? Kein anderes, als alle unsere Kräfte zum Wirken zu bringen. In diesem vollständig thätigen Zustand liegt die Vollkommenheit des moralischen Wesens, und das Verhältniß, in welchem die Thätigkeiten desselben zu diesem Prinzip stehen, bezeichnen wir mit dem Namen Moralität. Moralisch böse sind Handlungen, wenn sie jenem

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Th. 1, S. 369 f.

Prinzip widerstreiten, moralisch gut, wenn sie mit demselben übereinstimmen. Da dieses Prinzip kein anderes ist, als die vollständigste Thätigkeit aller Kräfte im Menschen, so ist eine Handlung in dem Grade gut, als dabei viele Kräfte thätig sind, und eine schlechte Handlung ist nur durch die Kräfte, welche ihr mangeln, schlecht. Alles, was im Menschen thätig ist, ist Tugend, und Laster ist nur eine Abwesenheit der Tugend. Daher können wir die Herzhaftigkeit, die List eines Räubers bewundern, nennen ihn aber lasterhaft, weil ihm die ungleich schönere Eigenschaft der Gerechtigkeit fehlt. Nicht ihrer Motive wegen ist also eine Handlung schlecht, sondern weil ihr gewisse Motive mangeln. — Die Glückseligkeit aber geht mit der moralischen Vortrefflichkeit ganz auf; beide sind in und mit einander. „Es wäre eben so denkbar, daß der Glanz der Sonne in den heutigen Mittag und die Wärme in den folgenden fiele, als daß die Vortrefflichkeit des Menschen in diese Welt und seine Glückseligkeit in eine andere fallen könnte.“ Das moralische Wesen ist also in sich selbst vollendet und beschlossen, wie das, was wir zum Unterschied davon das organische nennen, beschlossen durch seine Moralität, wie dieses durch seinen Bau; und diese Moralität ist eine Beziehung, die von dem, was außer dem moralischen Wesen vorgeht, unabhängig ist. Meine Moralität und Glückseligkeit bedürfen also nicht des Glaubens an ein vernünftig geordnetes Ganze, an eine unendliche Gerechtigkeit und Güte, an eine persönliche Fortdauer — also keiner Religion. Wie die Rose dadurch, daß sie blüht, schön ist, so ist der Mensch dadurch glücklich, daß er moralisch handelt. In der äußern Welt scheint eine Nothwendigkeit zu herrschen, und alle Kräfte des Menschen scheinen auf die Zeitlichkeit beschränkt zu sein. „Worauf Andere ihre Hoffnungen gründen,“ endigt der Prinz seine Unterredung mit dem Baron F***, „eben das hat die meinigen umgestürzt — eben diese geahnete Vollkommenheit der Dinge. Wäre nicht alles so in sich beschlossen, sähe ich auch nur einen einzigen verunstaltenden Splitter aus diesem schönen Kreise herausragen, so würde mir das die Unsterblichkeit beweisen. Aber alles, alles, was ich sehe und bemerke, fällt zu diesem s i c h t b a r e n Mittelpunkt zurück, und unsere

edelste Geistigkeit ist eine so ganz unentbehrliche Maschine, dieses Rad der Vergänglichkeit zu treiben!"

Ohne mich auf eine Beurtheilung dieses Moralsystems einzulassen, welches Schiller mit einer außerordentlichen Frische und bewunderungswürdigen Genialität entwickelt und darstellt, werde ich nur auf einige Bezüge desselben zu seinem innern Leben aufmerksam machen. Der thatkräftige Geist Schiller's scheint sich dadurch trefflich ausgesprochen zu haben, daß er die Tugend mit der Thätigkeit identificirt, und das Laster nur als einen Mangel des Handelns bezeichnet — eine Ansicht, welche übrigens alle diejenigen stillschweigend voraussetzen, welche, wie z. B. viele Pädagogen, sagen, der Zweck des Menschen liege in einer harmonischen Entwickelung aller seiner Kräfte. Ferner finden wir die stolze Jugendüberzeugung hier in das System aufgenommen, welche die Glückseligkeit zu einer persönlichen Eigenschaft machte [1], von welchem Glauben Schiller also auch nicht durch seine bittersten Gefühle und Erfahrungen war abgebracht worden [2]. Endlich sehen wir, daß er, wie sein Königsberger Geistesverwandter, die Sittlichkeit als eine selbstständige, nicht auf die Religion gegründete Welt auffaßte. Denn wie hätte er das durch sich selbst Klare und ewig Verständliche, das Sittliche, auf den bloßen Glauben zurückführen können? Wenn in der alten Welt das sittliche Bewußtsein sich aus dem religiösen entwickelte, so kann man in der neuern Zeit sich über die religiösen Wahrheiten nur auf sittlichem Standpunkte orientiren. Bei Schiller waltete außerdem das Sittliche im Vordergrunde seiner Seele, während, wie wir wissen, das eigentlich Religiöse seinem Fühlen, Denken und Dichten ferner stand.

[1] Siehe Theil 1, S. 54 f.
[2] Vergleiche Theil 1, S. 283 f.

## Viertes Kapitel.

Leidenschaftliche Liebe in Dresden und Aufbruch nach Weimar. Theilnahme an Wieland's Deutschem Merkur.

Ich habe in den vorhergehenden Kapiteln über Schiller's erste historische und philosophische Arbeiten, nachdem er seine poetische Laufbahn verlassen, eine nähere Auskunft gegeben, und versuchte es zugleich von diesem Standpunkt aus, dem Gange seines Geistes zu folgen.

In der That war er nach einem zweijährigen Aufenthalt in Leipzig und Dresden dem Anschein nach ein beinahe anderer Mensch geworden; so sehr hatten seine Ansichten an Umfang, Bestimmtheit und Sicherheit gewonnen, so sehr hatten sich seine Erfahrungen und Kenntnisse vermehrt! Aber es war nur dem Anscheine nach. Denn die Keime jener Ansichten lagen ja in ihm; und Kenntnisse und Erfahrungen konnten für sein selbstständiges inneres Leben nur den Werth von Nahrungsmitteln haben. Wer sich gewöhnt hat, seine Tugend und sein Glück in seiner eigenen Seele zu suchen, der wird auch der Gattung von Kenntnissen den höchsten Werth beilegen, welche ihm aus seinem eigenen Geiste zufließen. Selbstständigkeit des Charakters und Selbstthätigkeit des Geistes stehen zu einander im Wechselverhältniß.

Ueberdenken wir die mannigfachen und werthvollen, in Leipzig und Dresden verfertigten, poetischen und prosaischen Schriften, so können wir die Nachricht nicht ganz glaubhaft finden, daß er in Dresden die Tage größtentheils den Freuden der Natur gewidmet habe, welche die schönen Gegenden an der Elbe reichlich darbieten, — wie es denn eine seiner liebsten Vergnügungen gewesen sei, auf einem Kahne, und zwar gerade bei einem Gewitter, wenn der Strom sich schäumend erhob und die ganze Natur im Kampfe schien, die Elbe hinabzufahren. Die übrige Zeit habe er der Gesellschaft gelebt, und erst wenn die Nacht angebrochen sei, habe er sich an sein Pult niedergesetzt und geschrieben. Schwerlich hätte er bei einer solchen zerstreuten und vergnügungssüchtigen Lebensweise so Vieles geleistet.

In dieser vielfachen Thätigkeit und in den weitern und engeren Verbindungen, die er in Dresden angeknüpft, störte und verwirrte ihn eine neue Leidenschaft, welche ihm eine glänzende Schönheit, ein Fräulein von A., einflößte. Er sah sie zuerst auf einer Redoute, im Winter von 1786 auf 1787, näherte sich ihr und ward gefällig von ihr aufgenommen. Aber die ganze Geschichte ist dunkel, und es fehlen uns wahrscheinlich zu dem interessantesten Roman von Schiller's Leben bestimmte nnd ausführliche Thatsachen. Alles, was wir davon wissen, verdanken wir dem liebenden Griffel einer zarten Frauenhand, der Frau von Wolzogen [1]. Schiller hatte mit seiner Geliebten Zusammenkünfte bei der Schauspielerin Sophie Albrecht, welche wir schon früher als eine Freundin des Dichters kennen gelernt haben [2]; sie war jetzt eine der ersten Zierden der Dresdner Bühne und die Vertraute seines Glückes und seiner Leiden. Auch in dem Hause des Fräuleins von A. hatte er Zutritt; doch hatte sie ihm die Weisung gegeben, wenn er Licht in gewissen Fenstern des Hauses sehe, solle er nicht kommen, weil sie dann in Familiengesellschaft sei. Aber Schiller's Freunde behaupteten, dann empfange die Mutter nur mehr begünstigte Anbeter ihrer schönen Tochter; denn

[1] Schiller's Leben, Theil 1, S. 220.

[2] Ebendaselbst S. 231.

diese intriguante Frau mißbrauche seine bethörte Leidenschaft zur Befriedigung ihrer Eitelkeit und zur Erreichung ihrer eigennützigen Zwecke. Die laut gewordene, Aufsehen machende Liebe eines berühmten Dichters zu ihrer Tochter schmeichle ihr, und sie lege es darauf an, deren Reize und Schönheit hierdurch in noch mehr Ruf und einen größern Kredit zu bringen. Deßwegen ziehe sie ihn an, halte sie ihn fest und mache ihm immer Hoffnung, ohne ihm je sichere Aussichten zu gewähren.

Wie dem auch sei, die Tochter selbst scheint nicht mit der Rolle einverstanden gewesen zu sein, welche sie ihre Mutter spielen lassen wollte. Sie war wenigstens auch nach dem spätern Urtheil Schiller's nicht in den Betrug ihrer Mutter verstrickt, sondern sie schien ihm seine Liebe durch einen lautern Antheil zu erwiedern. Denn sie büßte seine Achtung nicht ein, und er freute sich später stets, daß sie sich glücklich vermählt hatte.

Es ist wohl mehr als wahrscheinlich, daß dieses Fräulein das Original der schönen Griechin im Geisterseher ist [1], und daß Schiller in der heißen Liebesgluth des Prinzen die seinige schilderte. Sogar auf den Plan des Geistersehers mag dieses Herzensverhältniß eingewirkt haben. Wenigsteus ist auch jene angebliche Griechin ein blindes Werkzeug des Betruges, wie das Fräulein von A. Das trügerische Netz, dem Schiller selbst entronnen war, warf er im Geisterseher, vergrößert, in das Land der Dichtung.

Wir können daher von jenem glühenden Gemälde der heftigsten Leidenschaft im Roman auf Schiller's damalige Liebe zurückschließen. Er hätte sie schwerlich so hinreißend wahr und überzeugend darstellen können, wenn er sie nicht erlebt hätte. Er hat wohl nie so geliebt wie damals! In Stuttgart war seine Liebe ein rohes Phantom, in Bauerbach ein unzeitiges Spiel, in Mannheim nur der Anfang einer wahren Neigung, und seine spätere Liebe war mehr besonnen und geistig; hier aber ergriff eine ausgezeichnet schöne Jungfrau sein ganzes Wesen mit allmächtigem Zauber und göttlicher

[1] Frau von Wolzogen a. a. O., S. 222.

Gewalt. Das hat er uns selbst dargestellt. „Sonderbar," ruft der Prinz im Roman aus, nachdem er dem Baron von F*** erzählt, wie er jene Griechin in einer Kirche zuerst gesehen habe[1], „sonderbar! Kann man etwas nie gekannt, nie vermißt haben, und einige Augenblicke später nur in diesem Einzigen leben? Kann ein einziger Moment den Menschen in zwei so ungleichartige Wesen zertrennen? Es wäre mir eben so unmöglich, zu den Freuden und Wünschen des gestrigen Morgens, als zu den Spielen meiner Kindheit zurückzukehren, seit ich das sah, seitdem dieses Bild hier wohnet, dieses lebendige, mächtige Gefühl in mir: Du kannst nichts mehr lieben, als das, und in dieser Welt wird nichts anderes mehr auf dich wirken!" Und als dem Prinzen von dem Baron geantwortet wird, daß dieses Gefühl die Liebe sei, erwiedert er: „Muß denn nothwendig ein Name sein, unter dem ich glücklich bin? Liebe! — Erniedrigen Sie meine Empfindung nicht mit einem Namen, den tausend schwache Seelen mißbrauchen! Welcher andere hat gefühlt, was ich fühle? Ein solches Wesen war noch nie vorhanden; wie kann der Name früher da sein, als die Empfindung? Es ist ein neues, einziges Gefühl, neu entstanden mit diesem einzigen Wesen, und für dieses einzige Wesen nur möglich! — Liebe? Vor der Liebe bin ich sicher!"

Wie originell! Und könnten diese Worte so originell sein, wenn sie nicht so tief empfunden wären? — Die meisten Wörter sind, bis sich ihre Bedeutung wirksam in uns erweis't, nichtssagende Klänge; dann aber möchten wir sie von uns abstreifen, wie abgenutzte Kleider; und möchten für das neue Gefühl, den neuen Gedanken auch gerne ein neues Sprachgebilde haben. Aber darin fühlen wir uns beschränkt, daß sich für unsere eigenste, augenblickliche Geistesthätigkeit immer nur eine fremde, alte Form darbietet, ein nur allgemeines Verständigungsmittel, durch welches wir Andern unsere besondern innern Zustände nie vollkommen deutlich machen können. Unser eigenthümliches Selbst vermögen wir nie auszusprechen. Auch alle Zusammensetzungen der immer allgemeinen

[1] Geisterseher in Schiller's Werken in E. Bd., S. 754 ff.

Sprachzeichen können das Einzelne, was jetzt in uns vorgeht, nicht erreichen.

Ganz um jene ursprüngliche, selbstständige Bedeutsamkeit der Liebe zu charakterisiren, schrieb Schiller zur Zeit, als er mit der Darstellung der Leidenschaft des Prinzen beschäftigt war (1798), in Bezug auf dieselbe, folgende Worte an eine Freundin [1]: „Es lassen sich Fälle genug denken, daß Liebe, mit einem ungewöhnlichen Feuer behandelt, durch sich selbst — als ein inneres Ganze, auch ohne Moralität imponiren kann. Ein Mensch, der liebt, tritt, so zu sagen, aus allen übrigen Gerichtsbarkeiten heraus, und steht blos unter den Gesetzen der Liebe. Es ist ein erhöhtes Dasein, in welchem viele andere Pflichten, viele andere moralische Maßstäbe nicht mehr auf ihn anzuwenden sind."

Von einer solchen Liebe war ohne Zweifel Schiller selbst in der letzten Zeit seines Aufenthaltes in Dresden erfüllt, von einer Liebe, welche jedes Opfer fordert, und mit keinem zufrieden ist, gegen welche der Mensch vergebens ankämpft und welcher alle seine Vorzüge nur dazu dienen, ihren Triumph zu vermehren und ihre Herrschaft zu vergrößern. Unglücklich ist der Jüngling, welcher sich im Kampfe mit einer solchen Leidenschaft aufzehrt, denn kaum der Genuß könnte sie löschen. Aber nur der reichbegabte, tiefe Geist und das starke Gemüth ist ihrer fähig. Schiller's Vernunft erlag seiner Leidenschaft. Umsonst boten seine Freunde alle ihre Macht auf, ihn diesen Fesseln zu entreißen. Endlich schien nur eine Ortsveränderung ihn heilen, ihn retten zu können. Die Freunde drangen nun selbst, so schmerzlich sie seinen Umgang entbehrten, auf seine schleunige Entfernung. Schon längst hatte ihn seine Freundin, die Frau von Kalb [2], welche unterdessen Mannheim verlassen und ihren Aufenthalt in Weimar genommen hatte, eingeladen, nach ihrem jetzigen Wohnort zu kommen. Welcher Ort konnte ihn mehr anziehen, als Weimar, wo ihm auch schon die Anträge Wieland's, Mitarbeiter am Deutschen Merkur zu werden, eine liebevolle Aufnahme und ein freundschaftliches Verhältniß mit den größten Geistern Deutschlands versprachen?

[1] Leben Schiller's von Frau von Wolzogen, Bd. 1, S. 382.

[2] Siehe Theil 1, S. 259 f.

Die Trennung von seiner Geliebten kostete ihn einen schweren Kampf, und dem schönen Fräulein selbst verursachte der Abschied von dem gefeierten Dichter, von welchem sie sich in einem so reichen Maße geliebt wußte, viele Thränen. Wir besitzen in einem Gedichte Schiller's noch ein Denkmal dieser Liebe, welchem wir um so eher in unserer Biographie eine Stelle einräumen, als wir über dieses ganze, höchst interessante Verhältniß nur ungenügende Nachricht zu geben im Stande sind [1].

„Am 2. Mai 1787.

Ein treffend Bild von diesem Leben,
Ein Maskenball hat dich zur Freundin mir gegeben.
Mein erster Anblick war — Betrug.
Doch unsern Bund, geschlossen unter Scherzen,
Bestätigte die Sympathie der Herzen.

Ein Blick war uns genug;
Und durch die Larve, die ich trug,
Las dieser Blick in meinem Herzen,
Das warm in meinem Busen schlug!
Der Anfang unsrer Freundschaft war nur — Schein!
Die Fortsetzung soll Wahrheit sein.

In dieses Lebens buntem Lottospiele
Sind es so oft nur Nieten, die wir ziehn.
Der Freundschaft stolzes Siegel tragen viele,
Die in der Prüfungsstunde treulos fliehn.
Oft sehen wir das Bild, das unsre Träume malen,
Aus Menschenaugen uns entgegenstrahlen.
Der, rufen wir, der muß es sein!
Wir hoffen es — und es ist — Stein!
Den edeln Trieb, der weichgeschaff'ne Seelen
Magnetisch an einander hängt,
Der uns bei fremden Leiden, uns zu quälen,
Bei fremdem Glück zu jauchzen drängt —

[1] Dieß Gedicht ist abgedruckt in Döring's Nachlese S. 351. — Das Gedicht Schiller's: Freigeisterei aus Leidenschaft oder der Kampf, (siehe Theil 1, S. 281 f.) kann nicht auf dieses Fräulein von A., nachherige Gräfin von K., bezogen werden; denn dieses Gedicht ist schon früher, wahrscheinlich noch in Leipzig, geschrieben (es steht mit dem Liede an die Freude und der Resignation zusammen schon im zweiten Hefte der Thalia); die Bekanntschaft mit dem Fräulein von A. aber wurde erst im Winter 1786 auf 1787 in Dresden gemacht.

Der uns des Lebens schwere Lasten tragen,
Des Todes Schrecken selbst besiegen lehrt,
Durch den wir uns der Gottheit näher wagen,
Und leichter selbst das Paradies entbehrt —
Den edeln Trieb, du hast ihn ganz empfunden;
Der Freundschaft seltnes, schönes Loos ist dein.
Den höchsten Schatz, der Tausenden verschwunden,
Hast du gesucht — hast du gefunden,
Die Freundin eines Freunds zu sein.

Auch mir bewahre diesen stolzen Namen;
Ein Platz in deinem Herzen bleibe mein;
Spät führte das Verhängniß uns zusammen,
Doch ewig soll das Bündniß sein.
Ich kann dir nichts, als treue Freundschaft geben,
Mein Herz allein ist mein Verdienst.
Dich zu verdienen, will ich streben —
Dein Herz bleibt mir — wenn du das meine kennst.

Schiller begab sich im Juli[1] des Jahres 1787 nach Weimar. Er nahm das trübe Gefühl fremden Betruges, halberhörter Liebe, unmöglicher Hoffnungen mit sich, aber auch den theuer bezahlten Gewinn neuer Erfahrungen. Ein kräftiger Mensch geht aus den Stürmen der Leidenschaft nur geläuterter und aus den Verworrenheiten des Lebens nur besonnener hervor.

Wie unendlich schwer wird es doch manchem jungen Manne, seine Persönlichkeit gegen das äußere Leben auszugleichen! Ein Mensch, der nach den inwohnenden Forderungen seines Geistes genießen, leben, wirken will, hat in unserer Zeit Zweifel, Irrungen, Kämpfe und Leiden zu bestehen, von denen der flache Sinn, dem seine innere Menschheit nie zum Bewußtsein kam, kaum eine Ahnung hat. Gar sonderbar klingt es, wenn einer von dieser großen Menge der leicht Zufriedenen dem originellen Geiste vorwirft, daß er mit den bestehenden Verhältnissen des Lebens nicht versöhnt sei. Der

[1] In einem Briefe vom 2. Mai 1788 an Schwan (s. Leben Schiller's von Döring S. 122) sagt Schiller, er sei nun bald drei Vierteljahre in Weimar. Er muß also im Juli 1787 Dresden verlassen haben, vorausgesetzt, daß er unmittelbar von hier nach Weimar ging. Frau von Wolzogen gibt wohl unrichtig den Frühling als die Zeit der Abreise an.



Tadelnde ist es ja selbst nicht! Er ist nicht versöhnt, weil er sich mit seinen Verhältnissen nie überworfen hatte. Versöhnung ist nur eine beigelegte Feindschaft.

Auf eine verhängnißvolle Weise hatte der treffliche, hohe Mensch, den wir durch seine Lebenslaufbahn begleiten, sich in seinen bisherigen Aufenthaltsorten, in Stuttgart, in Bauerbach, in Mannheim und in Dresden, freilich in sehr verschiedener Art, so sehr mit seiner äußern Lage veruneinigt und verwirrt, daß er sich selbst immer gleichsam nur durch eine schleunige Flucht retten konnte. Je reiner er seine innere Welt ausbildete, desto größer wurde die Kluft zwischen ihm und dem Leben. Dazu kam, daß seine Ansprüche und Wünsche noch durch keine sichere Stellung, durch keinen bestimmten Wirkungskreis und durch kein Familienleben befriedigt und begrenzt waren. Ohne solche äußere Haltpunkte konnte er auch nicht zur innern Ruhe gelangen, und dieselbe Geisteshoheit, welche man in seinen Werken als Originalität bewundert, mochte im Leben dem kurzsichtigen Auge oft als phantastische Ueberspanntheit erscheinen.

Welche Schicksale, welche neue Erfahrungen, welche Leiden und Genüsse erwarteten ihn nun in Weimar? Welche geistigen Anregungen und Güter sollten ihm hier zu Theil werden? Er betrat das Weimar'sche Land mit großen und nicht ungerechten Erwartungen.

Weimar galt längst als der klassische Boden Deutschlands. Die verwittwete Herzogin Amalia hatte, zuerst als Vormünderin ihres Sohnes, und seit 1774, wo dieser die Regierung übernahm, durch ihren mütterlichen Einfluß Weimar zum Mittelpunkt einer edlern, freiern Bildung gemacht, welche von hier aus sich über das ganze Vaterland verbreitete. Mehr Gelehrte, Dichter, Künstler fanden sich in dem kleinen Orte zusammen, als in irgend einer andern Stadt Deutschlands, und unter ihnen die berühmtesten Schriftsteller, wie Goethe, Herder, Wieland. Die Seele und der Centralpunkt aller dieser verschiedenartigen Persönlichkeiten und Talente blieb fortwährend die geistreiche, vielseitig gebildete, gewandte Herzogin Amalia, welche in ihrer Muße in künstlerischen und wissenschaftlichen Beschäftigungen jeglicher Art die edelste

Thätigkeit und den schönsten Genuß für ihren regen Geist fand. Ihr Schloß in Weimar, ihr Landhaus in Tieffurth waren der Versammlungsort aller schönen Geister und ausgezeichneten Talente. Jeder Fremde von Geist und Ruf wurde in ihrem ausgewählten Kreise mit Huld und Anerkennung aufgenommen. Wieland aber war der tägliche Gesellschafter und gefeierte Hausgenosse der Herzogin.

In diese Stadt und in die Nähe solcher Personen und Verhältnisse trat nun der achtundzwanzigjährige Schiller, als einer der letzten großen Geister, welche sich hier zusammenfanden. Er kam nicht als ein unbekannter, und eigentlich auch nicht als ein fremder Mensch. Sein Dichterruf mußte ihm eine gute Aufnahme verschaffen, und durch den Titel, mit welchem ihn der regierende Herzog Karl August, der Freund Goethe's, beehrt hatte, war er Weimar'scher Unterthan.

An der Frau von Kalb fand er die wohlbewährte Freundin, wie er sie erwartet hatte, in deren Umgang er seines Geistes froh werden konnte. In den Briefen, welche wir aus dieser Zeit von Schiller besitzen, erwähnt er öfters in rühmender Weise des Umgangs mit dieser Dame. „Frau von Kalb," schreibt er einmal[1], „habe ich heute besucht und eine recht geistvolle Unterhaltung bei ihr gefunden. Wie sehr wünschte ich ihrem Geiste die Welt, für die er geschaffen ist. Es liegt unendlich viel Eigenes in ihrer Vorstellungskraft, und ihre Blicke sind eben so scharf als tief."

Goethe war damals in Italien, und auch die Herzogin Amalia bereitete sich zu einer Reise jenseit der Alpen vor, um durch Bewegung und ein milderes Klima ihre wankende Gesundheit zu befestigen, und in jenem schönen und merkwürdigen Lande ihre Weltbetrachtung zu erweitern. Mit Studien und Zurüstungen zu dieser Reise beschäftigt, nahm gerade jetzt die Herzogin weniger Interesse an Schiller, als sie sonst in ihrem Hause dieser merkwürdigen neuen Erscheinung Aufmerksamkeit zugewandt hätte. Der Herzog war viel abwesend und scheint damals keinen besondern Antheil an ihm bezeigt zu haben. Von Herder und Wieland dagegen wurde

[1] Leben Schiller's von Frau von Wolzogen, Bd. 1, S. 333.

er mit Wohlwollen aufgenommen, aber der liebenswürdige Greis Wieland trug bei ihm den Preis davon. In seinem Umgang, in seinem Familienkreise wurde ihm frei und wohl. „Wir werden schöne Stunden haben," schrieb er damals; „Wieland ist jung, wenn er liebt." Und nach einer Bekanntschaft von drei Vierteljahren äußerte er sich über dieses Verhältniß [1]: „Mit Wieland bin ich ziemlich genau verbunden, und ihm gebührt ein großer Theil an meiner jetzigen Behaglichkeit, weil ich ihn liebe und Ursache habe zu glauben, daß er mich wieder liebt. Weniger Umgang," fügt er bei, „habe ich mit Herder, ob ich ihn gleich als Mensch, wie als Schriftsteller, hoch verehre. Der Eigensinn des Zufalls trägt eigentlich die Schuld, denn wir haben unsere Bekanntschaft ziemlich glücklich eröffnet. Auch fehlt es mir an Zeit, immer nach meiner Neigung zu handeln."

Den wiederholten Antrag Wieland's, ein Mitarbeiter an seiner Zeitschrift, dem Deutschen Merkur, zu werden, konnte Schiller nicht zurückweisen. Die Einladung war ehrenvoll und vielleicht auch vortheilhaft; Schiller suchte sich den väterlichen Freund zu verpflichten und gewogen zu erhalten. Er versprach, dem Journale seine ganze Kraft zu widmen, und Wieland hoffte, daß dasselbe durch sein Eingreifen wieder eine frischere und jugendlichere Gestalt erhalten werde. Welchen außerordentlichen Werth er auf Schiller's Theilnahme legte, das geht aus den Worten hervor, mit welchen er sie am Schlusse des Jahres 1787 in der Zeitschrift dem Publikum ankündigte [2]. Schiller werde, sagt Wieland, mit dem bevorstehenden Jahrgange vielleicht jedes Monatsstück mit einem Aufsatze von seiner Hand zieren, die schon in ihren ersten Versuchen den künftigen Meister verrathen, und nun, da sein Geist den Punkt der Reife erreicht habe, die Erwartungen rechtfertige, die sich das Publikum von dem Verfasser des Fiesko von Genua und des Don Karlos zu machen Ursache gehabt. „Da ich selbst," fährt er fort, „vom Mittagspunkte des Lebens schon einige Jahre herabsteige und täglich mehr

[1] In einem Briefe an Schwan; siehe Schiller's auserlesene Briefe von Döring, S. 86.

[2] Wieland's Leben von Gruber, Th. 4, S. 222.

Gelegenheit habe, an mir selbst zu erfahren, wie wahr das Virgilische **Facilis descensus Averni** in mehr als Einem Sinne ist, so gereicht es mir zu nicht geringer Ermunterung, diesen vortrefflichen jungen Mann an meiner Seite zu sehen, und mit solcher Unterstützung darf ich sicher hoffen, den Deutschen Merkur seinem ersten gemeinnützigen Zwecke in Kurzem auf eine sehr merkliche Weise näher zu bringen."

Schiller ließ es an Kraft nicht fehlen, sein Versprechen und diese Erwartungen zu erfüllen und die Jahrgänge 1788 und 1789 des Merkurs sind durch treffliche Beiträge von seiner Meisterhand ausgezeichnet, mit welchen wir unsere Leser nach und nach bekannt machen werden; und da in diesen Jahren auch Goethe, Herder und Reinhold Beiträge lieferten, so gehören diese beiden Jahrgänge zu den glänzendsten, welche der Merkur erlebt hat [1]. Schiller ließ in dieser Zeit seine eigene Zeitschrift zurücktreten; im Jahr 1787 erschien von der Thalia gar nichts, und in dem folgenden Jahre nur das fünfte Heft, welches von seinem Herausgeber nur eine Fortsetzung des Geistersehers enthält. Als aber später die Thalia wieder gewichtiger hervortrat, mußten Schiller's Arbeiten für den Merkur in eben dem Grade anfangen, seltener oder kürzer zu werden. Wenn es seine ursprüngliche Absicht war, für beide Zeitschriften zu gleicher Zeit etwas Tüchtiges zu leisten, so muthete er offenbar seiner Kraft und Zeit zu viel zu. Denn er arbeitete, wie wir wissen [2], langsam, und mit eben so großer Anstrengung als Sammlung; seine Reflexion und sein waches Bewußtsein, die sich jetzt eben noch mehr hervorbildeten, erschwerten und verzögerten ihm das Geschäft, indem sie den begeisterten Fluß seiner Gedanken und Worte immer hemmend unterbrachen. Auch war in diesen Jahren seine Hauptarbeit, die er schon von Dresden mit herübergebracht, die Geschichte des Abfalls der Niederlande. Einem weniger thätigen und beharrlichen Geist hätte diese Arbeit für sich allein jede andere unmöglich gemacht! Welche weitläufigen Studien mußten für dieses große Werk, durch welches er sich das Glück seines Lebens zu gründen gedachte, gemacht werden! —

[1] Der Deutsche Merkur erschien von den Jahren 1773 bis 1810.

[2] Vergl. oben Th. 1, S. 265.

Studien, die seinen bisherigen Beschäftigungen zum Theil fremd und seinem selbsterzeugenden Geiste eigentlich widerstreitend waren. In einem Briefe an Frau von Wolzogen in Bauerbach klagt er, daß er unter Folianten und staubigen Schriftstellern wie begraben sitze [1]. Er hat uns dieselben in seiner Vorrede zu seiner Geschichte des Abfalls der Niederlande namhaft gemacht, und wir sehen auch aus der unter dem Texte dieses Werkes angeführten großen Menge der Verweisungen auf diese Quellen, mit welcher gewissenhaften Gründlichkeit er begann, die Geschichte zu schreiben. Von dem Jahre 1790 an hörte seine Theilnahme am Merkur gänzlich auf. Wieland schrieb hierüber an Göschen in Leipzig, der gute Schiller sei mit Arbeiten überladen, er hange sehr von seinen eigenen Lebensgeistern sowohl, als von äußerlichen Umständen ab, und es könne ihm leicht begegnen, sich zu mehr anheischig zu machen, als er zu leisten im Stande sei. „Ich meines Orts," fährt dann der redselige Briefsteller fort, „bin zwar durch glückliche Zufälle in den Stand gesetzt worden, ihn von allem Antheil, den er an dem Merkur zu nehmen mir so oft und positiv versprochen hatte, gänzlich frei zu sprechen; indessen kann ich mir doch nicht verbergen, in was für einer üblen Lage ich mich befunden hätte, wenn ich, im Vertrauen auf seine Mitwirkung, versäumt hätte, mir auf den Fall, wo er mit allem seinem guten Willen nicht Wort halten konnte, zu prospiciren [2]."

Doch störte die nicht ganz in Erfüllung gegangene Erwartung das gute Vernehmen beider Freunde in keiner Weise. Wer hätte auch mit Wieland, dem humansten, nachsichtigsten Menschen nicht gut auskommen können? Der edle Greis war fortwährend von aufrichtiger Achtung und Liebe zu dem genialen, trefflichen jungen Manne erfüllt. „Sobald Schiller nur eine feste Richtung hat," prophezeihte er, „und in sich selbst zu einer gewissen Ruhe gekommen sein wird, wird er unfehlbar einer der ersten Männer der Zeit sein, so wie er einer der besten Menschen ist, die ich kenne."

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Bd. 1, S. 240.
[2] Wieland's Leben von Gruber a. a. O., S. 225.

## Fünftes Kapitel.

Lebensverhältnisse zu Weimar. Die von Lengefeld'sche Familie. Aufenthalt bei Rudolstadt. Neigung zu Charlotte von Lengefeld. Bekanntschaft mit den Griechen.

Die vielfachen, zum Theil mühseligen und zeitraubenden Arbeiten, die Schiller übernommen, machten eine eingezogene Lebensweise nothwendig. Hatte er in Dresden mehr unter Freunden gelebt und sich der Gesellschaft und den Menschen hingegeben, so schloß er sich hier gegen solche gesellschaftliche Vergnügungen ab, die ihm ja meist nur Unruhe und Verwirrung eingebracht hatten, und die dem Hange seines Herzens und dem stillen Ernste seines Geistes wenig gemäß waren. Er ging selten aus, und wenn er einmal sein Zimmer verließ, suchte er am liebsten ein weises Gespräch bei einem geistreichen Freunde, oder die stille Einsamkeit in dem weitläufigen, reizenden Park, wo man ihn bisweilen Abends lustwandeln und sich nach den am wenigsten besuchten Orten hinwenden sah. — Sein frugales Mittagsessen ließ er sich wieder, wie in Mannheim, auf sein Zimmer bringen, zuerst aus einem Privat-, dann aus einem Gasthaus; Abends genoß er selten etwas Anderes, als Butterbrod, wozu er Bier trank. Diesem Getränk hatte er auch schon früher den Vorzug

gegeben. „Ich muß gestehen,“ schrieb er von Mannheim aus an Frau von Wolzogen, „daß ich mir äußerst wenig aus dem Wein mache, so wohlfeil und gut er hier zu haben ist [1].“ In spätern Jahren zog er den Wein vor, so wie er sich auch durch eins der vielgesungensten Punschlieder, die Vermählung der vier Elemente, zu einem erklärten Punschliebhaber bekannte. Das Biertrinken vermied er in dieser Zeit, weil, wie er sagte, es schwer und fett mache, und drückte einst scherzhaft seine Freude darüber aus, als er von einem Arzte vernahm, Erasmus schreibe in seinen Briefen den zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts so verderblichen englischen Schweiß dem gierigen Biertrinken der Engländer zu [2].

Uebrigens gebot ihm ja auch schon der geringe und unsichere Ertrag seiner Feder, in welchem sein alleiniges Einkommen bestand, Sparsamkeit und Einschränkung. Sein Erwerb mochte oft kaum zur Bestreitung seiner nothwendigsten Bedürfnisse hinreichen, und bei manchen unabweisbaren Ehrenausgaben und bei seinem Ungeschick, seine kleine Wirthschaft ordentlich führen zu können — denn durchgängig ökonomisch zu leben, war gewiß die letzte Tugend, die er lernte — war er wohl nicht selten in großer Verlegenheit. Bei dem Mangel anderer Zeugnisse hierüber muß uns Ein Beweis für viele gelten. In einem Briefe vom Jahr 1795 an Goethe schreibt er: „Ich erinnere mich, wie ich einmal vor sieben Jahren in Weimar saß und mir alles Geld, bis etwa auf zwei Groschen Porto ausgegangen war, ohne daß ich wüßte, woher neues zu bekommen. In dieser Extremität denken Sie sich meine angenehme Bestürzung, als mir eine längst vergessene Schuld der Literaturzeitung an demselben Tage übersendet wurde [3].“

So war unser Schriftsteller, während ganz Deutschland seine Werke bewunderte und er überall Verehrer und Freunde seiner Muse hatte, ganz auf sich gestellt, ganz verlassen, und seine Existenz grenzte bisweilen an Mangel und Noth. Wie

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Theil 1, S. 172.

[2] Minerva, Taschenbuch für 1816, S. LII. (Diese Abhandlungen zur „Gallerie zu Schiller's Gedichten“ in der Minerva, sind bekanntlich von Böttiger).

[3] Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, Theil 1, S. 199.

fröhlich hätte sich sein Genius entfalten können, wenn er eine jährliche Rente von nur einigen hundert Thalern gehabt hätte! — Wahrlich! nicht hoch genug können die Männer geehrt werden, welche die Freude ihres Lebens und endlich auch ihre Gesundheit einer Idee und einem Werke zum Opfer brachten, wodurch sie ihr Volk auf eine höhere Stufe des Daseins emporhoben! Sie sind die sichtbaren Götter unter den Menschen, denn sie handeln, wie die Unsterblichen selbst an ihrer Stelle handeln würden.

Aber ungeachtet seiner äußern Beschränkung fühlte sich der Genügsame, im freien Genuß seines Geistes und seiner Thätigkeit glücklich; und auf dem Boden der Resignation erblühte ja nur um so schöner ihm sein „zugewogenes Glück." In diesem Sinne äußert er sich, in der ersten Zeit seiner Anwesenheit in Weimar, gegen seinen Freund Moser in Ludwigsburg[1]: „Ich bin jetzt, wornach ich mich so oft gesehnt habe, in Weimar, und wähne in Griechenlands Ebenen zu wandeln. Der Herzog ist ein wahrer Vater der Künste und Wissenschaften, von denen ich hier auch nicht eine einzige verwais't getroffen habe, — Du müßtest denn das steife Ceremoniel der Höfe in die ernste Reihe der Künste und Wissenschaften aufnehmen wollen (?). — Ich denke hier, wenigstens im Weimarischen, mein Leben zu beschließen, und endlich einmal ein Vaterland wieder zu erhalten." Und auf ähnliche Weise spricht sich Schiller auch noch später in einem Briefe an Schwan aus: „Wenn ich aufrichtig sein soll, so kann ich nicht anders sagen, als daß es mir hier ungemein gefällt, und der Grund davon ist leicht einzusehen. Die möglichste bürgerliche Unangefochtenheit und Freiheit, eine leidliche Menschenart, wenig Zwang im Umgang, ein ausgesuchter Zirkel interessanter Menschen und denkender Köpfe, die Achtung, die auf die literarische Thätigkeit gelegt wird; rechnen Sie dazu noch den wenigen Aufwand, den ich an einem Orte, wie Weimar, zu machen habe — warum sollt ich nicht zufrieden sein?"

Auch noch mit manchen andern Männern, außer mit Wieland und Herder, kam er in ein Verhältniß und hatte

[1] Deutscher Ehrentempel von Hennings. Gotha 1821. Bd. 1, S. 50.

er einigen Umgang. Mit Ridel, dem Erzieher des Erbprinzen, und mit Friedrich Schulz, dem Verfasser einiger prosaischen Schriften, genoß er zuweilen einen heitern Abend. Ein wöchentlich zusammenkommender Klub, in den er Zutritt hatte, und wo er bisweilen eine Partie Whist spielte, zog ihn von seinen angestrengten Arbeiten ab, und brachte einige Unterbrechung und Zerstreuung in sein einsames Schriftstellerleben. Bode, Bertuch, Corona Schröter fanden sich mit andern gebildeten Personen hier zusammen. Aber mit Bode, meinte er doch, könne man nicht genau Freund sein.

Aber aller dieser Umgang konnte ihn doch nicht ganz befriedigen. Es fehlte in allen diesen Verhältnissen hauptsächlich an einer gemüthlichen Anregung. Schiller war einmal einer von den Menschen, welche im geselligen Leben sich nur dann glücklich fühlen, wenn den Anforderungen ihres Herzens Genüge geschieht. Er mußte in dieser Hinsicht den Abstand Weimars von Dresden, wo ihn die innigste Freundschaft erquickt hatte, tief und schmerzlich empfinden. Licht fand er allenthalben, aber was half ihm das Licht, wenn es nicht wärmte? Vielleicht nur mit dem einzigen Wieland mochte ein herzlicher Umgang möglich sein, aber von ihm war er doch eigentlich noch mehr durch den Abstand seiner Empfindungsweise und Lebensansicht getrennt, als durch sein Alter. Ueberhaupt wollte ihm der ganze Ton der Gesellschaft nicht zusprechen. Urtheilte er, daß „die Chursachsen nicht die liebenswürdigsten unter den Sachsen seien,“ so konnte er im eben angeführten Briefe an Schwan, in welchem er doch alles mögliche Gute hervorhebt, von den Weimaranern nicht mehr rühmen, als daß sie „eine leidliche Menschenart“ seien; und er fügte wehmüthig bei: „Die Schwaben sind doch ein liebes Volk, das erfahr ich je mehr und mehr, seitdem ich andere Provinzen Deutschlands kennen lernte.“ Bei allem Interesse an der Literatur, welches man in besseren Zirkeln in Weimar zur Schau trug, und bei aller Bildung, welche von den vorzüglichsten Geistern ausgegangen war, die hier schon so lange gewirkt hatten, war der gesellschaftliche Ton mehr kritisirend und absprechend als belebend und anerkennend. Es lag aber in dem Wesen des damaligen Bildungszustandes

Schiller's und er selbst sagt es von sich [1], „daß er sich durch Spitzfindigkeit, Künstlichkeit und Witzelei sehr von der wahren Simplicität entfernt hatte.“ Er war mehr als je von einer unbefriedigenden Reflexion und Kritik befangen — und dieselbe Reflexion und Kritik, deren er sich selbst kaum erwehren konnte, und von welchen er sich gelähmt fühlte, begegneten ihm nun überall im geselligen Leben. Wie sehnte er sich nach der unmittelbaren, unverfälschten Natur, nach den lautern, reinen Aussprüchen schöner Menschheit!

Seine Sehnsucht sollte erfüllt werden. Im November 1787 machte er eine kleine Reise nach Meiningen, um seine, an Reinwald verheirathete Schwester, und um zugleich seine mütterliche Freundin, bei welcher er ein so gastfreundliches Asyl gefunden, die Frau von Wolzogen, zu besuchen. Er hatte von der theuern Frau eine freundliche Einladung erhalten, welcher er um so lieber folgte, da sich damals auch Wilhelm von Wolzogen in Bauerbach aufhielt. Dieser bereitete sich nämlich nach seinem Austritte aus der Karlsakademie im Hause seiner Mutter zu einer Reise nach Paris vor, wo er sich ganz dem Studium der Architektur zu widmen gedachte.

Auf der Rückreise nach Weimar gab dieser Jugendfreund unserm Schiller das Geleite. Zu Pferd machten sie den Weg über Rudolstadt, und hier führte Wolzogen seinen Freund bei der ihm verwandten Familie von Lengefeld ein, bei welcher Schiller endlich finden sollte, was er bisher überall vergebens gesucht hatte.

Frau von Lengefeld wohnte mit ihren beiden Töchtern außerhalb Rudolstadt wie auf dem Lande, in einem am Fuße eines Hügels gelegenen Hause, in dem durch seine nahen waldbekränzten Anhöhen, durch die sanfte Krümmung des Flusses und durch seine Fruchtbarkeit und seinen Anbau so reizenden Thal der Saale. Der Vater, welcher sich als Forstmann ausgezeichnet hatte, war längst gestorben. Die Mutter, eine gütige, empfängliche Natur, nur mit allzugroßer Aengstlichkeit an kirchliche und sociale Observanz gebunden.

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Theil 1, S. 271.

Ihren beiden Töchtern dagegen war frühe das Bedürfniß und die Anregung einer freiern, edlern Geistesbildung zu Theil geworden. Der treffliche Vater wollte seine Mädchen besser unterrichtet sehen, als es damals in der fürstlichen Kleinstadt gebräuchlich war und von dem noch ungebildeten geselligen Leben (der gewöhnlichen Richtschnur für weibliche Bildung) gefordert wurde. Er sorgte daher für die Entwickelung des Verstandes, welche der phantasiereichen Beweglichkeit seiner Kinder das Gleichgewicht halten sollte, und ließ sich auch ihre körperliche Ausbildung angelegen sein. Seine mannhafte, ehrenwerthe Persönlichkeit prägte sich ihren Seelen ein, und Friedrich der Große, dem der Vater eine hohe Verehrung zollte, wurde auch der Held seiner Töchter. Dazu kam eigene Lektüre meistens solcher Bücher, die das Herz und Gemüth ansprachen; und was der Geist auf diese Weise aufgenommen hatte, konnte er in fördernder Einsamkeit und ländlicher Stille in sein Eigenthum verwandeln und ungestört weiter ausbilden.

Die ältere Schwester Karoline sollte aber schon frühe aus diesem jugendlichen Phantasieleben herausgeführt werden und das Bittere des wirklichen zu kosten bekommen. Schon in ihrem sechszehnten Jahre folgte sie dem Heirathsantrage eines Herrn von Beulwitz, lebte aber in einer nicht glücklichen, kinderlosen Ehe, im Hause ihrer Mutter. Für die, drei Jahre jüngere Schwester, Charlotte, suchte Frau von Lengefeld eine Hofdamenstelle, welche ihr von der Herzogin Luise von Weimar, für den Fall, daß eine Veränderung an ihrem Hof einträte, versprochen worden war. Damit sich ihre Tochter für diese Bestimmung Fertigkeit in der französischen Sprache und Weltton aneigene, beschloß Fran von Lengefeld, eine Zeitlang in der französischen Schweiz zu leben. Hier, an den reizenden Ufern des Genfersees, in dem freundlichen Bevay, brachte die Familie glückliche, auch durch liebe Freunde und durch den Umgang mit geistreichen Männern, verschönerte Tage zu. Welchen Eindruck mußten die Wunder dieses Landes auf die ideal gestimmten Schwestern machen, in denen sich frühe ein so feines und inniges Gefühl für die Schönheiten der Natur entwickelt hatte! Wir glauben es daher der ältern Schwester,

aus deren Darstellung [1] wir diese Nachrichten entlehnen, gerne, daß die Familie in trüber Stimmung und mit Wehmuth aus der Schweiz nach Hause zurückkehrte, besonders da einer nähern Berührung mit der geist- und geschmacklosen Förmlichkeit des kleinstädtischen Hofes nun nicht mehr ganz auszuweichen war, und auch das sonstige gesellschaftliche Leben in Rudolstadt viel zu langweilig schien, als daß es einigen Ersatz hätte bieten und Bedürfnisse hätte befriedigen können, welche vorgerückte Jahre und ein weiterer Blick in das Leben erweckt hatten. Durch Rudolstadt führte damals noch keine Landstraße, der Ort war in wenigem Verkehr mit der übrigen Welt und stand an Bildung und hinsichtlich aller Annehmlichkeiten des geselligen Lebens hinter den benachbarten Städten weit zurück.

Auf der Rückreise aus der Schweiz kam die Lengefeld'sche Familie mit Frau von Wolzogen in Stuttgart zusammen und machte in Begleitung dieser Dame bei Schiller's Eltern einen Besuch auf der Solitude. Frau von Wolzogen veranlaßte die weiterreisenden Frauen auch, da ihr Weg sie über Mannheim führte, wo damals unser Schiller lebte, dessen Bekanntschaft an diesem Orte zu machen. Er war gerade nicht zu Hause, und als er Visitenkarten von Herrn von Beulwitz und Frau von Lengefeld erhielt, begab er sich in ihren Gasthof und traf die Familie noch, als sie eben im Begriff war, abzureisen. Unter diesen Umständen war die Unterhaltung kurz; es fiel kein Wort, welches lebhafteren Antheil erregt hätte [2].

Und jetzt sah Schiller, nach drei Jahren dieselbe Lengefeld'sche Familie in ihrem Wohnsitze wieder. Es war an einem trüben Novemberabend, als er mit Wilhelm von Wolzogen, beide in ihre Mäntel gehüllt, vorgeritten kam, und an diesen Abend knüpfte sich die Zukunft seines Lebens. In dem Kreise dieser Familie fühlte er sich wohl; hier fand er natürliche, empfängliche Menschen, in deren Umgang sich sein Herz und Genius (beides war bei ihm unzertrennlich) frei

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, S. 227 ff.
[2] Ebendas. Theil 1, S. 192 f.

und voll aussprechen konnten. Keine Vorurtheile, kein Vorwitz, keine Kälte lähmten hier die Zunge; hier fand er Bildung mit Entwickelungsfähigkeit und Bestimmbarkeit vereinigt, und was zugleich mit Verstand und mit Gemüth von ihm gesprochen wurde, das traf auch wieder den ganzen Menschen. Man sprach von den Briefen des Julius an Raphael und von den sich auf diese beziehenden Gedichten der Anthologie. Ohne alle schriftstellerische Eitelkeit stellte es sich in seinem Gespräche hervor, daß es ihm am Herzen liege, daß die Familie seinen Don Karlos kennen lerne. So sehr hatte man sich einander in wenigen Stunden genähert, daß Schiller schon bei seinem Abschiede den Plan aussprach, den nächsten Sommer in dem Rudolstädter Thale zu verleben, was mit Freude aufgenommen wurde.

Sein Freund begleitete ihn noch nach Weimar, welches ihm nun in einem noch trübern Lichte erschien als bisher. „Mir wurde so schwer,“ schreibt er an Frau von Wolzogen, „mich von dieser hochachtungswerthen und liebenswürdigen Familie zu trennen, daß nur die dringendste Nothwendigkeit mich nach Weimar ziehen konnte.“

Dem Leser braucht es kaum gesagt zu werden, daß eigentlich Charlotte von Lengefeld der anziehende Magnet war. Und in der That war seine Wahl nach den vollgültigsten Zeugnissen, z. B. eines Goethe und Wieland, auf ein höchst liebenswürdiges Wesen gefallen. Ihre Schwester gibt folgende Schilderung von ihr: „Sie hatte eine sehr anmuthige Gestalt und Gesichtsbildung. Der Ausdruck reinster Herzensgüte belebte ihre Züge, und ihr Auge blitzte nur Wahrheit und Unschuld. Sinnig und empfänglich für alles Gute und Schöne im Leben und in der Kunst, hatte ihr ganzes Wesen eine schöne Harmonie. Mäßig aber treu und anhaltend in ihren Neigungen, schien sie geschaffen, das reinste Glück zu genießen. Sie hatte Talent zum Landschaftzeichnen, einen feinen und tiefen Sinn für die Natur, und Reinheit und Zartheit in der Darstellung. Unter günstigen Umgebungen hätte sie in dieser Kunst etwas leisten können. Auch sprach sich jedes erhöhtere Gefühl in ihr oft in Gedichten aus, unter denen einige, von der Erinnerung an lebhaftere zärtliche Herzens-

verhältnisse eingegeben, voll Grazie und sanfter Empfindung sind.“ Als Schiller sie kennen lernte, war sie einundzwanzig Jahre alt, denn sie war im November 1766 in Rudolstadt geboren.

Sie hatte er sich zur Lebensgefährtin erkoren. Er fühlte sich als einen isolirten, fremden, heimathlosen Menschen, der in der Welt ohne Besitz und Bestimmung herumirre, und sehnte sich stärker als früher nach einer bürgerlichen und häuslichen Existenz. Nur die ununterbrochenen, mäßigenden und heilenden Einwirkungen der eigenen Familie, war er fest überzeugt, könnten ihn in einer gedeihlichen Stimmung für das Edle und in der rechten Richtung erhalten, und nur sie könnten ihn dauernd beglücken. „Ich habe seit Jahren,“ schreibt er in dieser Beziehung an seinen Körner, „kein ganzes Glück gefühlt, und nicht sowohl, weil mir die Gegenstände dazu fehlten, sondern darum, weil ich die Freuden mehr naschte als genoß, weil es mir an immer gleicher und sanfter Empfänglichkeit mangelte, die nur die Ruhe des Familienlebens gibt.“

Fräulein von Lengefeld war damals in ihrem Gemüthe verwundet und durch eine Herzensneigung schmerzlich ergriffen, welcher sie, durch äußere Umstände gezwungen, hatte entsagen müssen. Den Mann, dem ihre Liebe zugewandt war, führten seine Verhältnisse im Militärdienste über das Meer nach einem andern Welttheile. Um sie zu erheitern und zugleich um durch ihre Gegenwart ihr Andenken bei der Herzogin Luise zu erneuern, wurde in der Familie beschlossen, daß Charlotte die Frau von Stein, eine Freundin des Hauses, auf einige Zeit in Weimar besuchen sollte, dieselbe Dame, welche sich bei der Herzogin für sie um eine Hofdamenstelle verwendet hatte und sich fortwährend für diese Angelegenheit interessirte.

So führte denn ein freundliches Geschick unserm Schiller die Freundin seines Herzens in die Nähe, noch in demselben Winter, in welchem er sich ihr in Rudolstadt zuerst genähert hatte. Nur wenige Wochen nach dem Entstehen seiner Neigung erhielt dieselbe neue Nahrung, neues Leben.

Schiller sah das Fräulein von Lengefeld bei Frau von Stein und in einigen andern Kreisen, aber nur selten und auf kurze Zeit. Er näherte sich ihr so, wie es ihm sein Zartgefühl und die Rücksicht auf seine äußere Lage geboten. Er verschaffte ihr zur Lektüre ein und das andere Buch; sie nahm den Auftrag an, ihm nach ihrer Rückkehr in ihre Vaterstadt ein Logis für seinen dortigen Sommeraufenthalt zu miethen, und empfieng auch Briefe und Billets von ihm, von denen uns ihre Schwester in der Lebensbeschreibung Schiller's mehrere aufbewahrt hat. Wir können dieselben nicht ohne Freude lesen. Der Verfasser spricht in ihnen ausdrücklich nur seine Hochachtung, seine Freundschaft aus; aber jeder Satz, jede Zeile verkündigt außerdem noch sein liebendes Herz. Ohne von seiner Liebe ein Wort zu sprechen, sagt er, gleichsam unwillkührlich und verhüllt, alles, was er denkt und fühlt. In diesen Briefen athmet eine edle, milde, besonnene Neigung, ganz ohne eine Spur von Leidenschaft. Unsere Liebe ist gewöhnlich das Ebenbild unserer Geliebten. In Schiller entwickelte die Neigung zu einem reinen, edlen Wesen nur das Löbliche und Ebenmäßige. Seine jetzige Liebe war das reine Gold von der sinnlichgeistigen Leidenschaft, welche ihn in Dresden beherrscht hatte.

Fräulein von Lengefeld scheint damals schon seine Neigung nicht ganz unerwiedert gelassen zu haben. Er würde nicht so zuversichtlich, so beruhigt an sie haben schreiben können, wenn er seines Glückes nicht so gewiß gewesen wäre. Hier begegnete ein von unglücklicher Liebe verwundetes Herz einem gleichen; denn die Leidenschaft, die unseres Dichters Gemüth in Dresden durchtobt hatte, konnte kaum vernarbt sein. Man weiß, daß die vereitelte oder verschmähte Liebe schnell wieder erwacht und leicht bereit ist, einen neuen Bund zu schließen.

Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß die Absicht des Fräuleins von Lengefeld, an den Hof zu gehen, dem Sinne und der Stimmung ihres Verehrers geradezu widersprach. Das Hofleben, und alles, was daran grenzte, war seiner Naturliebe, seinem Freiheitsgefühl, dem Stolze seiner Armuth von Grund aus zuwider. Er ließ es sich daher

angelegen sein, seine Freundin in diesem Punkte, der ihn allein für sein künftiges Glück besorgt machte, auf seine Seite zu bringen. Daher spricht er von dem Glücke, welches der Mensch, ferne von der Gesellschaft und in der schönen Natur, in einem freien Spiele seiner Seele finde, und kann es nie glauben, daß das Fräulein in der Hof- und Assembleeluft sich gefallen möge [1] — ein Gedanke, der beinahe in jedem der noch erhaltenen Billets in irgend einer Weise wiederkehrt. Er gab ihr bei ihrer Rückreise nach Rudolstadt dieselbe Idee in ihrem Stammbuche mit; denn daß das Gedicht: Einer Freundin in's Stammbuch [2], an Lotte von Lengefeld gerichtet war, ist gewiß.

So verwirklichte Schiller jetzt wieder jenen Einsiedlertraum, welcher ihn in Bauerbach getröstet und beglückt hatte. Eine schöne Natur, Unabhängigkeit, freies Gedankenspiel, Liebe und Freundschaft sind so hohe Güter, daß sie schon vereinzelt den Menschen erfreuen können: in ihrer Zusammenfassung liegt aber für ein edles Gemüth, in welchem zugleich eine poetische Stimmung und ein Hang zur Betrachtung überwiegend sind, der ganze Inhalt irdischer Glückseligkeit. So wenigstens für Schiller, der sich fortwährend von der zerstreuenden Menschenwelt zu isoliren suchte, um sich in der Ideenwelt ganz sammeln zu können. „So viele treffliche Menschen," schreibt er, „reißt der Strom der Gesellschaften und Zerstreuungen mit sich dahin, daß sie erst dann zu sich selbst kommen, wenn sich die Seele aus dem Schwall der Nichtigkeiten nicht mehr emporarbeiten kann. Es sieht vielleicht misanthropisch aus, aber ich kann mir hier nicht helfen, ich bin Kleist's Meinung: Ein wahrer Mensch muß fern von Menschen."

In der Mitte Mai's 1788 reis'te er nach dem Rudolstädter Thal, wo die Lengefeld'sche Familie eine halbe Stunde von der Stadt, in dem Dorfe Volkstädt, eine Wohnung für ihn gemiethet hatte. Er war mit dieser Wahl äußerst zufrieden. „Der Ort, die Lage, die Einrichtung im Hause," —

[1] Leben Schiller's von Frau von Wolzogen, Bd. 1, S. 247.
[2] Schiller's Werke in E. Bd., S. 27.

schreibt er an seine Freundin — „Alles ist vortrefflich. Sie haben aus meiner Seele gewählt. Eine fürstliche Nachbarschaft hätte mir meine Existenz verdorben.“ Das Haus lag frei vor dem Dorfe, und aus seinem Zimmer übersah er die Ufer der Saale, die sich in einem sanften Bogen durch die Wiesen krümmt und im Schatten uralter Bäume dahin fließt. Die gegenüber am jenseitigen Ufer des Flusses sich erhebenden waldigen Berge, an deren Fuß freundliche Dörfer liegen, und das hoch und schön gelegene Schloß von Rudolstadt an der andern Seite gewähren diesem einsamen Platz eine durch die Mannigfaltigkeit ihrer Gegenstände reizende Aussicht. Auf einer waldumkränzten Anhöhe, dem Hause gegenüber, ist jetzt ein kleines Monument des gefeierten Dichters errichtet, mit einem Bronze-Abdruck seiner kolossalen Büste von Dannecker. Sein Aufenthalt in diesem glücklichen Thale ist hierdurch im Andenken der Menschen erhalten, und es hat sich Goethe's Wort an seinem Freunde bewährt:

„Die Stelle, die ein guter Mensch betrat,
Sie bleibt geweiht für alle Zeiten.“

Das Zusammenleben Schiller's mit seinen Freundinnen hat uns die ältere Schwester, die Frau von Beulwitz, nachher an Schiller's Jugendfreund, Wilhelm von Wolzogen vermählt, mit liebender Erinnerung geschildert. „In unserm Hause,“ sagt sie, „begann für Schiller ein neues Leben. Lange hatte er den Reiz eines freien, freundlichen Umgangs entbehrt; uns fand er immer empfänglich für die Gedanken, die eben seine Seele erfüllten. Sein Gespräch floß über in heitrer Laune; sie erzeugte witzige Einfälle, und wenn oft störende Gestalten unsern kleinen Kreis verengten, so ließ ihre Entfernung uns das Vergnügen des reinen Zusammenklangs unter uns nur noch lebhafter empfinden. Wie wohl war es uns, wenn wir nach einer langweiligen Kaffe-Visite unserm genialen Freunde unter den schönen Bäumen des Saalufers entgegengehen konnten! Ein Waldbach, der sich in die Saale ergießt und über den eine schmale Brücke führt, war das Ziel, wo wir ihn erwarteten. Wenn wir ihn im Schimmer der Abendröthe auf uns zukommen erblickten, dann erschloß

sich ein heiteres ideales Leben unserm innern Sinne. Hoher Ernst und anmuthige geistreiche Leichtigkeit des offenen, reinen Gemüthes waren in Schiller's Umgang immer lebendig; man wandelte wie zwischen den unwandelbaren Sternen des Himmels und den Blumen der Erde in seinen Gesprächen."

Die Frau von Beulwitz, welche das Hauswesen führte, leitete gewöhnlich die Unterhaltung; sie scheint nicht nur durch ihre Jahre, sondern auch durch den bildenden Einfluß des Leidens selbstständiger und entwickelter, als ihre Schwester gewesen zu sein. Vielleicht war die Verfasserin der „Agnes von Lilien" ihr auch an Geist und wissenschaftlichem Interesse überlegen. „Selten," versichert sie, „war es mir so wohl geworden, mich so ganz über alles aussprechen zu können. Schiller fühlte immerwährend das Bedürfniß eines Lebens in Ideen, und meine ganze Stimmung begegnete ihm."

Unser Schriftsteller erhöhte sich den Reiz dieses Umganges durch Maßhalten im Genusse desselben. Den Tag über arbeitete er meistens auf seinem einsamen Landsitz an der Geschichte des Niederländischen Abfalles, und zur Abwechselung an seinem Geisterseher; auch die Briefe über Don Karlos sind hier, wenn nicht ganz geschrieben, doch wenigstens vollendet, und der erste Theil der Künstler wurde hier gedichtet [1]. Meistens nur die Abende brachte er in der Gesellschaft seiner Freundinnen zu. Wie mußte es ihn dann entzücken, wenn er ihrer schönen Theilnahme die Früchte seines täglichen Fleißes vorlesen konnte!

Auch mancher bedeutende Mann brachte neue Anregung und Bewegung in diesen kleinen Kreis, und Briefe von Körner, Wieland und Andern erfrischten unsern Schiller in seiner glücklichen Einsamkeit. Der heitere Wieland legte ihm von Zeit zu Zeit seinen Deutschen Merkur an's Herz, und wünschte ihm, „daß es ihm behagen möge in seinem selbstgewählten Pathmos und daß ihm da auch, wie dem heiligen Johannes Theologus — nur nicht ganz in seiner Manier — hohe Offenbarungen zu Theil werden möchten." — „Man

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, B. 1, S. 289 und 384.

glaubt hier," schreibt er ein andermal, „Sie amüsirten sich gut in Ihrer Retraite, und legt einen Theil des Verdienstes, Ihnen diesen Secessum angenehm gemacht zu haben, auf eine schöne Rudolstädterin." — Zur beinahe täglichen Gesellschaft der Lengefeld'schen Familie gehört der Baron von Gleichen, einer der edelsten und liebenswürdigsten Menschen, dessen Seelenfriede aber damals in philosophische Zweifel aufgegangen war. Daher leitete Gleichen das Gespräch meistens auf Gegenstände der Metaphysik, was aber in seiner damaligen Gemüthsanregung und in Gegenwart seiner Lotte unserm Freunde nicht immer zusagen mochte. Auch Goethen, der von seiner Reise nach Italien gerade zurückkam, lernte Schiller damals zuerst in dem Lengefeld'schen Hause kennen. Bei seiner Durchreise besuchte Goethe diese Familie, mit welcher er durch deren Hausfreundin, Frau von Stein in Weimar, befreundet worden war. Zwischen ihm und Schiller fand aber eine Annäherung, welche das Schwesterpaar so sehr gewünscht hätte, nicht statt. Goethe, welcher den bisherigen Dichtungen Schiller's keinen Geschmack hatte abgewinnen können, war kalt und verschlossen, und Schiller mochte sich von einer solchen Persönlichkeit gerade damals am allerwenigsten angezogen fühlen. Auch war er viel zu stolz, um dem sich Zurückhaltenden entgegen zu kommen. Wozu hätten wir das Bewußtsein unseres Werthes, wenn wir ihn nicht gegen die geltend machten, die sich über uns stellen oder uns ignoriren? Sehr treffend und richtig beurtheilt er nach dieser Zusammenkunft seine geistige Stellung zu Goethe in einem Briefe an seinen Freund Körner. „Im Ganzen genommen," sagt er, „ist meine in der That große Idee von Goethe, nach dieser persönlichen Bekanntschaft nicht vermindert worden; aber ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt. Sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt als das meinige; seine Welt ist nicht die meinige; unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden. Indessen schließt sich aus einer solchen Zusammenkunft nicht gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren."

Auch Wilhelm von Wolzogen besuchte seine Freunde in Rudolstadt. Er lebte damals noch der Hoffnung, daß seine kränkelnde Mutter wieder vollkommen genesen werde. Aber bald nachher langte die Nachricht ihres Todes an. Schiller beklagte diesen Verlust seiner theuern Freundin, wie ein Sohn um seine Mutter weint. Der noch erhaltene Brief an Wilhelm von Wolzogen ist voll Dankbarkeit, voll Pietät, voll Gefühl. „Alle Liebe," äußert er sich, „die mein Herz der Verschiedenen gewidmet hatte, will ich ihr in ihrem Sohne aufbewahren, und es als eine Schuld ansehen, die ich ihr noch im Grabe abzutragen habe. Wir wollen einander wie Brüder angehören." So knüpft der trennende Tod edle Herzen nur fester aneinander, zum Merkmal, daß es für die Liebe keine Trennung gibt. Jede Zerstörung streut neuen Samen des sittlichen Lebens aus. — Schiller ladete seinen Freund ein, zu seiner Erheiterung nach Rudolstadt zu kommen, und wollte ihm zu diesem Ende nach Ilmenau entgegen reiten; dieser war aber verhindert dem Wunsche zu entsprechen.

Freundschaft und Liebe sind schon unter gewöhnlichen Menschen, besonders in jüngern Jahren, eine unversiegbare Quelle der Unterhaltung. An dem Kleinsten und Geringfügigsten, was der Zufall und die Stunde bringen, spricht sich das Interesse und die Erregung des Herzens aus, und der Augenblick der Gegenwart wird durch die Erinnerung rückwärts und vorwärts durch die Hoffnung zu einer Welt erweitert. Das Gespräch geht nie aus. Aber welchen reichen Gehalt, welches hohe Interesse konnte erst ein so tiefer, gebildeter Mann, wie Schiller, in diese Unterhaltung legen! Die Bekanntschaft war geistig eingeleitet worden, und geistig wurde sie fortgesetzt. Nur auf dem Felde des Schönen und Guten wollte er das Herz seiner Geliebten gewinnen und festhalten. Was ihm in der Dichtkunst am meisten gelungen schien und ihm von seinen Arbeiten am liebsten war, theilte er seinen Freundinnen mit, und war entzückt, seinem eigenen Wesen, sich selbst in ihrer Seele zu begegnen. Die Theilnahme, die sie seinen Erzeugnissen zollten, galt ihm mit Recht für eine Bürgschaft ihrer Liebe zu ihm selbst. So verpflanzte er sein innerstes Selbst in sie hinüber — und erndtete

auch seinerseits einen reichlichen Gewinn. „Wie ein Blumen- und Fruchtgewinde,“ sagt die Verfasserin seiner Lebensbeschreibung, „war das Leben dieses Sommers mit seinen genußreichen und bildenden Stunden für uns alle.“

Mit Plutarch, Rousseau und Goethe war das Schwesternpaar aufgewachsen; sie waren die Hausgötter der Familie. Welche neue Bande der geistigen Gemeinschaft! Denn wir wissen, mit welcher Wärme Schiller in seiner Jugend an Plutarch und Rousseau hing und wie begeistert er von Goethe war. In der Begeisterung der Schwestern kehrte ihm die innigste Liebe seiner frühen Jugendjahre noch einmal zurück, und trat in fester, verklärter Gestalt, vor das ruhige Auge seines ernst forschenden Geistes.

Von den Griechen hatte er bis vor Kurzem wenig Notiz genommen. Seine Jugendbildung hatte ihn nicht in dieselben eingeführt; sein späterer wechselvoller Lebenslauf hatte ihm keine Muße gestattet und keinen Anreiz gegeben, das Versäumte nachzuholen [1]. Der Glückliche wird blos von dem Glücklichen verstanden, für den Heitern hat nur der Heitere ein offenes Ohr — und ist nicht bei den Hellenen auch der Schmerz und Gram nur eine leichte Wolke unter dem Himmel ihres glücklichen Lebens? Weil sie nicht wußten, was der Mensch vom Menschen zu leiden hat, oder weil sie tapfer genug in der Abwehr menschlicher Mißhandlungen waren, stellt ihre Dichtung nur die Leiden dar, die über den Menschen vom Himmel verhängt sind. Alles Irdische lächelte ihnen freundlich zu, und ihnen drohte das Unglück nur aus der Nacht des Verhängnisses. Sie warfen einen ruhigen Blick in die Welt, und grollten Niemanden, weil es gottlos gewesen wäre, dem alleinigen allgemeinen und nothwendigen Feind, den sie kannten, zu zürnen. Wie hätte Schiller sich bis vor Kurzem mit *seinem* Herzen der Hellenenwelt nahen können? Wenn ihr Licht auch in ihn eindrang, so beleuchtete es ihm nur die Zerrissenheit seiner Seele. Auch konnte sich der Riesengang seines von philosophischen und ethischen Ideen fortgerissenen Genius lange Zeit unmöglich mit den gemäßigten

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1236. 2. u.

und reinen Werken der alten Griechen zusammenfinden. Sein Weg mußte vom Shakspeare anheben und durch die Franzosen gehen, ehe er bei den Griechen anlangte. Das Gute hat die Affektation einer Tugend immer, daß sie uns auf die Tugend selbst aufmerksam macht.

So vorbereitet kam er nach Weimar, und erst hier fing er an, die Alten fleißiger zu lesen, und das entscheidende Verdienst hat sich Wieland um die Bildung Schiller's erworben, daß er ihn auf die Griechen nachdrücklich hinwies und an ihrem Studium so sehr festhielt, als es seine anderweitigen Arbeiten damals erlaubten. Denn Wieland war überzeugt, daß sein ideensprudelnder, phantasievoller Freund das Einzige, was ihm nach seinem Urtheil noch fehlte, das Maß, hauptsächlich nur von den Griechen lernen könne. In der That war er durch seine mannigfache Bildung und durch seine bisherigen Arbeiten unvermerkt an der Schwelle des Gymnasiums angekommen, in welchem er jetzt ein würdiger Zögling der Hellenen werden konnte. Von dieser Zeit an zeugen beinahe alle seine Schriften mehr oder weniger von seinem Studium der Alten, und die ersten Früchte desselben waren metrische Uebertragungen und die Götter Griechenlands.

Jetzt, in Rudolstadt, ward die Lektüre der Griechen, in Uebersetzungen, versteht sich, fortgesetzt, in Gemeinschaft mit den beiden Schwestern, welche von Homer und den Tragikern bisher ebenfalls nur Bruchstücke kennen gelernt hatten. Aus Voß'ens Uebersetzung las er ihnen Abends nach und nach die ganze Odyssee vor — „und es war uns," sagt seine Biographin, „als rieselte ein neuer Lebensquell um uns her." — „Ich lese jetzt nichts, als Homer," schrieb Schiller an seinen Körner, „die Alten geben mir wahre Genüsse; zugleich bedarf ich ihrer im höchsten Grade, um meinen eigenen Geschmack zu reinigen." Unter dem erwärmenden Lichte der Freundschaft, in der Abgeschiedenheit von dem Geräusche der Welt, war Schiller jetzt des ruhigen Gleichgewichtes der geistigen Kräfte theilhaftig, in deren Spiegel allein uns die alte Welt in ihrer wahren Gestalt vor das entzückte Bewußtsein tritt; und er wurde jetzt nicht im Sittlichen, sondern nur im Aesthetischen durch seinen Homer beschämt, in dessen edler

Simplicität er die von der Schönheit abgeirrte Künstelei seines Geschmackes erst recht klar erkannte.

Es war ein höchst glücklicher Griff, daß Schiller die Alten in seine Rudolstädter Einsamkeit mitnahm und in die Mitte der geistigen Gemeinschaft mit seinen Freundinnen legte. Ein Wendepunkt seines äußern Lebens und die beginnende Beruhigung seines Gemüthes fielen auf diese Weise mit einem Wendepunkt seiner poetischen Ausbildung zusammen; eine neue Freundschaft erhöhte die andere. Wie herrlich an der Hand der Geliebten zuerst in eine neue Welt einzutreten — in eine Welt, welche eben so harmonisch, eben so anmuthig ist als das geistige Leben, welches den Liebenden von Herz zu Herzen fließt! Wie herrlich, in einem tausendjährigen Zeugnisse die Beglaubigung für ein Gefühl des Augenblickes zu finden, das ferne Alterthum im eigenen Geiste zu erneuern und auf den Bund der Seelen das Siegel der schönsten Menschheit zu drücken! — „Der Euripides," schreibt Schiller in der damaligen Zeit, „macht mir viel Vergnügen und ein großer Theil kommt auf sein Alterthum. Den Menschen sich so ewig gleich zu finden, dieselben Leidenschaften, dieselben Kollisionen der Leidenschaften, dieselbe Sprache der Leidenschaften!"

Den Meisten bleibt die Hellenwelt immer todt und begraben, weil sie das Organ und die Bildung nicht mitbringen, womit sie erfaßt sein will. Weil wir schon als Knaben mit den Alten bekannt gemacht werden, wird unser geistiger Sinn durch die Gewohnheit für sie abgestumpft; und unsere Lust an ihnen ist gesättigt, wenn wir die Reife haben, sie zu verstehen und zu genießen. Auch die mangelhaften und kindischen Eindrücke unserer Schulzeit erschweren eine spätere richtige Erkenntniß und großartige Ansicht. Wir können uns von unserer ersten Auffassung selten ganz losmachen. Wir beginnen unsere Bildung da, wo wir sie vollenden sollten! Wer in seinen spätern Jahren mit gereiftem Geiste den Homer, den Sophokles zuerst kennen lernt, dessen Herz muß von eben der Bewunderung und demselben Staunen erfüllt werden, wie die Seele dessen, welcher im blühenden Mannesalter zum erstenmal Erde und Himmel und alle Wunder der Welt erblickete.

---

## Sechstes Kapitel.

„Die Götter Griechenlands“ und „die Künstler.“ Die Briefe über Don Karlos. Uebersetzungen aus dem Euripides.

Wir gehen nicht weiter, ehe wir einen Blick auf Schiller's damalige Thätigkeit geworfen haben, und legen in die Erzählung seiner Liebe einige kleinere Arbeiten mitten hinein, welchen sie ihre Seele einhauchte. Wenn der gewöhnliche Mensch das Glück nur leidend auf sich einwirken läßt, verwandelt der höhere Geist dasselbe dadurch gleichsam in sein Eigenthum, daß er es als beflügelnde Kraft in seine Thätigkeit aufnimmt. Schiller verherrlichte zwar seine Liebe nicht mehr, wie in Stuttgart, durch seine Dichtkunst, denn individuelle Ereignisse schienen ihm für die Würde der Poesie nicht wichtig genug zu sein; aber der Geist seiner Liebe spricht sich jedesmal in seinen gleichzeitigen Werken aus.

Die Götter Griechenlands zwar entbehren noch der freundlichen Harmonie, welche aus einem glücklich liebenden Herzen kommt, denn dieses, schon im Märzhefte des Merkur vom Jahr 1788 zuerst erschienene Gedicht wurde schon vor dem Aufenthalt bei Rudolstadt geschrieben.

Ich möchte die Götter Griechenlands keineswegs mit Frau von Wolzogen [1] für das Erzeugniß einer nur „poetischen Ansicht und momentanen Dichterlaune" halten. Denn jedes seiner Gedichte war mit seinem innern Leben verzweigt, zumal ein Stück von einem so reichen Gehalte und einer solchen Tiefe, wie die Götter Griechenlands sind. Aufs Bestimmteste erklärt sich Schiller in der berühmten Recension über Bürger, ein Gedicht dürfe nicht das Gemälde einer eigenthümlichen Seelenlage, geschweige denn deren Geburt sein, und die Göttinnen des Reizes und der Schönheit belohneten nur die Leidenschaft, die sie selbst eingeflößt [2]. Wie hätte er diese aus seiner innersten Ansicht geholte Norm durch sein eigenes Beispiel widerlegen können? Wir werden den richtigen Gesichtspunkt angeben, von welchem dieses Gedicht aufgefaßt werden muß, indem wir seine Quelle in der Seele Schiller's aufdecken. Es scheint uns unter der Würde der Geschichte zu sein, hier etwas umhüllen oder nach andern Vorstellungen modeln zu wollen; und was in Schiller's reiner, universell gestalteter Seele lebendig sich hervorthat, wird wohl auch einigen Rückhalt in dem Menschengeist überhaupt haben. Diesen aber lernen wir am besten aus seinen edelsten Exemplaren kennen.

Die Götter Griechenlands liegen mit den letzten Akten des Don Karlos in der Thalia, der Freigeisterei aus Leidenschaft, der Resignation, dem Verbrecher aus verlorener Ehre, den Philosophischen Briefen und dem Geisterseher in Einer Reihe, und schließen die durch diese verschiedenartigen Schriften hindurchgeführte Ideenbewegung ab. Alle diese Darstellungen behandeln, mit einer polemischen Tendenz gegen positive, überlieferte Religionsdogmen und kirchliche Lebenseinrichtungen, sittlich-religiöse Gegenstände. Der Dichter hatte, wie wir wissen, schon im Don Karlos die vollkommenste Denkfreiheit für sich und jeden Menschen in Anspruch genommen, und ihm konnten daher nur diejenigen Religionssätze von Werth sein, von deren Wahrheit er sich denkend überzeugt

[1] Schiller's Leben, Theil 1, S. 281.

[2] Schiller's Werke in E. B., S. 1277. 1. m. Vergl. Theil 1, S. 266.

hatte, oder welche wenigstens in seiner rein menschlichen Natur einen Anklang fanden. Im Verfolg seiner freien Forschungen hatte er sich mit Kant überzeugt, daß die menschliche Vernunft ganz und gar nicht fähig sei, Gott, den Endzweck der Welt, das Verhältniß Gottes zur Welt und die Art der Fortdauer unserer Seele nach dem Tode zu begreifen; aber einen Ersatz für diese dem Menschen unvermeidliche Unwissenheit hatte er in den sittlichen Kräften gefunden, in deren begeistertem, edlem Gebrauche der Mensch leicht jenes theoretische Unvermögen seines Geistes verschmerze. Denn aus dieser eigenthümlichen Organisation der menschlichen Natur gehe es sichtbar hervor, daß die irdische Bestimmung des Menschen nicht im Erkennen, sondern in der Thätigkeit liege, durch welche er auch in der kleinsten Sphäre ein Schöpfer des Schönen und Guten sein könne [1].

In dieser Ansicht war eigentlich Schiller's tiefste Lebensüberzeugung ausgesprochen, und in so weit war er mit Kant im Wesentlichen einverstanden. Aber ganz beruhigen konnte er sich hierbei nicht. In seinem poetischen Geiste, in seiner, einer vollen allseitigen Entwickelung auch unbewußt entgegenstrebenden und harmonisch organisirten Seele mußte sich das Bedürfniß einer lebendigen und innigen Betrachtungsweise der Natur, des Lebens, der Welt geltend machen. Denn wenn auch die Vernunft das Ueberirdische nicht enträthseln und der Verstand die ewige Bestimmung der Dinge nicht begriffsmäßig angeben kann, sind denn die Geisteskräfte auf Vernunft und Verstand beschränkt? Können wir uns dem Ewigen nicht durch unser Gefühl nähern, können wir das Göttliche in der Welt nicht ahnend durch unser Herz auffassen, und können diese Gefühle und Ahnungen durch die Phantasie nicht zu einer eigenen Weltbetrachtung ausgebildet werden, in denen der Mensch wenigstens Sinnbilder besitzt für die seiner Vernunft versagte höhere Wahrheit? Diese Weltbetrachtung ist offenbar poetischer, ästhetischer Natur, und weil sie im Dienst des Uebersinnlichen und der Religion

[1] Siehe, außer unsern frühern Erörterungen dieses Gegenstandes, besonders das Ende der Philosophischen Briefe.

steht, kommt ihr in ihrer vollständigen Ausbildung mit Recht der Name einer ästhetisch-religiösen Weltbetrachtung zu.

Diese poetische Weltanschauung nun an die Stelle jener begriffsmäßigen, einseitig rationalistischen und kalten Religionsbetrachtung einer anmaßlichen Vernunft zu setzen, dazu fühlte sich unser Dichter gedrungen und durch die herrlichsten Kräfte seiner Natur berechtigt. Wenn er also früher der Wahrheit mit Kant das sittlich Gute ergänzend zur Seite stellte, so verband er jetzt mit beiden noch das Schöne.

Aber dieser freien, im Geiste der Schönheit lebenden Betrachtung der Dinge stand eine einseitig rationelle Religionslehre entgegen, welche dennoch auch der Wissenschaftlichkeit in dem Grade entbehrte, als sie Anspruch auf sie machte; und die Dürre, die Geschmacklosigkeit oder die Abgestorbenheit des enggebundenen kirchlichen Kultus konnte ebenfalls keine Versöhnung dieser freien und heitern poetischen Weltansicht mit der Gestalt des Christenthums der Zeit zulassen. Wenn daher Schiller früher im Namen der Geistesfreiheit und der wahren Wissenschaft Opposition gegen kirchliche Formen und Lehren machte, welche den Geist niederzudrücken und gefangen zu nehmen oder ihn durch eine erträumte höhere Einsicht in das, was dem Menschen ewig ein Geheimniß ist, einzuschläfern schienen, so mußte er jetzt manchen religiösen Dogmen und kirchlichen Gebräuchen im Namen der Schönheit entgegentreten. Denn in unserer Religion schienen ihm die ewigen Rechte der Schönheit gar nicht oder nur kümmerlich berücksichtigt, als deren Anwalt er nun in den Göttern Griechenlands auftrat.

In diesem Gedichte spricht er seine heißeste Sehnsucht nach einer poetischen Betrachtung der Dinge aus, welche aus der Religion seiner Zeit verschwunden sei, die sich aber bei den Hellenen auf eine herrliche Weise in's Leben gebildet habe. Das Gedicht ist eigentlich nicht gegen jeden Monotheismus gerichtet, sondern es tadelt nur den abstrakten Verstandesmonotheismus, welcher im einseitigen Interesse der Wahrheit und einer übel verstandenen höhern Einsicht allen Anforderungen des Gefühls und der Einbildungskraft Hohn spricht, die sich immer nur an einer lebendigen Mannigfaltigkeit

einzelner, naher, anschaulicher göttlicher Gestalten erquicken können. Denn wie die Vernunft nur Einen Gott fordert, so verlangen Gefühl und Phantasie und ein den ganzen Menschen ergreifender Kultus mehrere Götter, in welche sich jener bricht und der sinnlichen Fassungskraft des Menschen nahe tritt, wie sich denn auch noch nie bei einem gebildeten Volke ein ganz reiner Monotheismus vorfand, so wenig als ein ganz reiner Polytheismus. Außerdem und in noch höherm Grade rügt der Dichter die finstern, öden und Entsagung auflegenden Religionsgebräuche seiner Zeit, die ganz verstandesmäßige, gemüthlose und mechanische Auffassung der Natur, die trübe Ansicht des Lebens, die grausenhafte Vorstellung vom Tode und die unerquickliche Vorstellung von unserm künftigen Dasein — alles in der Absicht, um durch den Gegensatz seine heitere, rein menschliche ästhetische Weltanschauung in ein helleres Licht zu stellen.

In unserer jetzigen Ausgabe ist das Polemische des Gedichtes gemildert; da aber die ausgelassenen Strophen und Stellen uns den damaligen Sinn des Dichters am besten aufdecken, so wollen wir einige derselben hier mittheilen. In der spätern Ueberarbeitung seiner Gedichte hat er überhaupt meistens nur solche Strophen und Stellen ausgelassen, welche Andern anstößig oder ihm etwas nur Individuelles oder Temporelles zu enthalten schienen; aber gerade diese sind für unsere Entwickelungsgeschichte am merkwürdigsten.

Eine der ausgefallenen Strophen hieß:

„Höher war der Gabe Werth gestiegen,
Die der Geber freundlich mit genoß,
Näher war der Schöpfer dem Vergnügen,
Das im Busen des Geschöpfes floß.
Nennt der meinige sich dem Verstande?
Birgt ihn etwa der Gewölke Zelt?
Mühsam späh' ich im Ideenlande,
Fruchtlos in der Sinnenwelt."

Während sich, sagt der Dichter, im Alterthum der Mensch seinem Schöpfer nahe fühlte, erkennt der Neuere die Gottheit nicht in der äußern Natur, welche „knechtisch nur dem Gesetz der Schwere dient," noch gibt ihm der Verstand von derselben

Kunde, welcher nur eine Nothwendigkeit annehmen darf; es bleibt ihm also allein die dürftige Beglaubigung übrig, die ihm die Vernunft oder das Ideenvermögen von dem Göttlichen gibt.

Folgender Absatz des Gedichtes stellt die heitere Gottesverehrung der alten Welt mit unserer jetzigen in Kontrast:

„Seiner Güter schenkte man das Beste,
Seiner Lämmer liebstes gab der Hirt,
Und der Freudetaumel seiner Gäste
Lohnte dem erhab'nen Wirth.
Wohin tret' ich? Diese traur'ge Stille
Kündiget sie meinen Schöpfer an?
Finster, wie er selbst, ist seine Hülle,
Mein Entsagen — was ihn feiern kann."

Mit diesem letzten Gedanken, welchen Schiller in einer später hinzugedichteten Strophe weitläufiger ausgedrückt hat:

„Finst'rer Ernst und trauriges Entsagen
War aus eurem heitern Dienst verbannt" u. s. w.,

mit diesem Gedanken, sage ich, verzweigt sich unser Gedicht offenbar in die Grundideen der Freigeisterei aus Leidenschaft und der Resignation. Die oben mitgetheilten herzzerreißenden Klagen jener Verse[1] ergießen sich alle in unsere Götter Griechenlands: der Dichter will keinen Gott, den man nur „mit blutendem Entsagen" ehrt. Und wenn er in der Resignation den Gedanken aussprach, daß durch die Naturordnung selbst Glück und Tugend, Genuß und Glaube im irdischen Leben getrennt seien, so verlangt er hier, daß erheiternde und erhebende religiöse Feste, eine hohe, heilige Kunst und eine die Natur und das Leben weihende Ansicht der Dinge uns das harte Erdenloos aus den Augen rücken oder uns in die rechte Stimmung versetzen, es muthig zu ertragen.

Wie wenig der Dichter mit den christlichen Glaubensmeinungen über das jenseitige Leben übereinstimmt, erklärt er mit Hinblick auf die antiken Ansichten sehr stark durch folgende Zeilen:

[1] Siehe Theil 1, S. 283 ff.

„Nach der Geister schrecklichen Gesetzen
Richtete kein heiliger Barbar,
Dessen Auge Thränen nie benetzen,
Zarte Wesen, die ein Weib gebar,“

worauf die beibehaltenen Worte folgen:

„Selbst des Orkus strenge Richterwage
Hielt der Enkel einer Sterblichen“ u. s. w.

Diese Verse werden in der folgenden Strophe weiter durch den Gedanken ausgeführt, daß der frohe Schatten des Gestorbenen im Elysium seine Freuden wieder angetroffen habe, wornach der Dichter sich wieder zur modernen Zeit wendet:

„Aber ohne Wiederkehr verloren
Bleibt, was ich auf dieser Welt verließ.
Jede Wonne hab' ich abgeschworen,
Alle Bande, die ich selig pries.
Fremde, nie verstandene Entzücken
Schaudern mich aus jenen Welten an,
Und für Freuden, die mich jetzt beglücken,
Tausch' ich neue, die ich missen kann.“

Statt des letzten Absatzes unserer jetzigen Ausgabe, welcher mit den Versen beginnt:

„Ja, sie kehrten heim und alles Schöne,
Alles Hohe nahmen sie mit fort,“

hat die Thalia folgende drei Strophen, mit welchen das Gedicht zwar herber, aber mit dem Frühern übereinstimmender schließt:

„Freundlos, ohne Bruder, ohne Gleichen,
Keiner Göttin, keiner Ird'schen Sohn,
Herrscht ein And'rer in des Aethers Reichen,
Auf Saturnus umgestürztem Thron.
Selig, eh' sich Wesen um ihn freuten,
Selig im entvölkerten Gefild[1],
Sieht er in dem langen Strom der Zeiten
Ewig nur — sein eignes Bild.

[1] Diese Worte finden in den Philosophischen Briefen, in Schiller's Werken S. 763. 2. u., ihre Erklärung, in dem Absatze: „Erschaffung“ u. s. w.

Bürger des Olympus konnt' ich erreichen;
Jenem Gotte, den sein Marmor preis't,
Konnte einst der hohe Bildner gleichen;
Was ist neben Dir der höchste Geist
Derer, welche Sterbliche geboren?
Nur der Würmer Erster, Edelster.
Da die Götter menschlicher noch waren,
Waren Menschen göttlicher.

Dessen Strahlen mich darniederschlagen,
Werk und Schöpfer des Verstandes! Dir
Nach zu ringen, gib mir Flügel Wagen,
Dich zu wägen — oder nimm von mir,
Nimm die ernste, strenge Göttin wieder,
Die den Spiegel blendend vor mir hält;
Ihre sanft're Schwester sende nieder,
Spare jene für die and're Welt."

Das heißt: Laß mich der Schönheit froh werden, da die volle Wahrheit dem Menschen doch einmal im irdischen Leben versagt ist — weßwegen Gott zugleich „das Werk und der Schöpfer des Verstandes" genannt wird, weil Gott den Verstand des Menschen wohl geschaffen, aber der menschliche Verstand sich Gott doch nur nach seinen eigenen Denkgesetzen, nur nach sich selbst vorstellen kann. Die Vorstellung Gottes, oder Gott, wie wir uns ihn denken müssen, ist also unser Werk. Diese Idee, daß der Schönheit vor der Wahrheit in überirdischen Dingen der Preis gebühre, ist der Grundgedanke des ganzen Gedichts. Dagegen entläßt die veränderte letzte Strophe in unserer jetzigen Ausgabe den Leser mit dem Troste, daß die hellenische Mythenwelt habe untergehen müssen, um unsterblich im Gesang fortzuleben. Dieser Ausgang, welcher an das Ende des Liedes an die Freunde erinnert, paßt aber nicht recht zu der schmerzensvollen Klage des Ganzen, welcher er gleichsam widerstreitet, ohne sie durch einen klaren, verständlichen Gedanken aufzuwiegen. Denn der neue Schluß deutet nur dunkel auf jene selbstständige Welt des „ästhetischen Scheines" hin, wie sie sich Schiller später in seinen Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen konstruirte. Auch in manchem andern Betracht hat das Gedicht

durch die Veränderungen und Abkürzungen der neuen Ausgabe eher verloren, als gewonnen. Mit dem Anstößigen und Heftigen ist aus ihm auch das Charakteristische verschwunden.

Den positiven Theil, den eigentlichen Inhalt des Gedichtes, hat Schiller mit den Mythen, Religionsgebräuchen und Ansichten der alten Griechen aufgebaut, deren Studium ohne Zweifel diese seine Ideen über den hohen, selbstständigen Werth des Schönen erst an den Tag hob. Aber zu läugnen ist nicht, daß durch diese Einkleidung das Gedicht einen zu gelehrten Anstrich erhalten hat; es belehrt uns durch das, was uns allzu fern liegt und zum Theil ganz unbekannt ist. Es kann nur mit dem mythologischen Lexikon in der Hand verstanden werden, so wie es wahrscheinlich nur mit Hülfe eines solchen gedichtet ist. Aber diese Hindernisse des Verständnisses sind doch wieder neue Reize, in den Sinn des scheinbar gottlosen Gedichtes einzudringen. Was den Dichter gewaltsam bewegt, bemächtigt sich auch des Lesers, welcher wenigstens des Verfassers Stimmung theilt, wenn er auch entgegengesetzter Ansicht bleibt. Ein Dichter gewinnt uns oft Ueberzeugungen ab, welche mit dem angewöhnten Gang unserer Vorstellungen in geradem Widerspruch stehen, und wir streiten gegen die neue Betrachtungsweise bisweilen deßwegen mit großer Heftigkeit, um die sich in unserm Herzen für sie regende Stimme zu übertäuben. Die Darstellung einer Zeit, wo die äußere Natur in ihren mannigfaltigen Formen zu dem Menschen göttlich und doch menschlich redet und ihm dadurch theurer ist und herrlicher erscheint; wo die schönen Künste nicht, wie bei uns, der schnöden Kurzweil dienen, sondern der Belebung und Veranschaulichung unserer besten Gefühle und ewigen Ueberzeugungen, nnd nicht etwa theilweise und kümmerlich nur die Gottesverehrung verherrlichen, sondern alle menschliche Beziehungen und Zustände so viel, als möglich, weihen und heiligen; wo der Mensch durch Aug' und Ohr überall an das Ewige erinnert wird und sich allenthalben vom Göttlichen umgeben sieht; wo die Phantasie endlich selbst um die harte Nothwendigkeit einen reizenden Schleier wirft und das glückliche Leben über den Tod hinüberspielt zu einer schönern Fortsetzung, in welche sie menschliche Sorgen und

Freuden und menschliche Liebe hineinträgt — die Darstellung einer solchen Zeit wird wohl immer jeden empfänglichen und unverdorbenen Menschen rühren, da sie die Herzenssehnsucht eines jeden ausspricht. Und eben weil eine solche ästhetische Betrachtungsweise nur nnser eigenes Erzeugniß ist, durch welches wir spielend uns die ideale Welt näher rücken und sie unsern Bedürfnissen gemäß einrichten, und durch welches wir den Glauben an das höchste Wesen und an die Unsterblichkeit unserer Seele auch unserm Gefühle und Herzen verständlich machen, deßwegen beeinträchtigen wir durch sie die Religionswahrheiten in keiner Weise. Der Wahrheit, dem Verstande und der Vernunft wird nichts entzogen, wenn der Schönheit, der Einbildungskraft und dem Gefühl ihr Recht zu Theil wird. Das schönste Gedicht im Interesse unserer höchsten Ueberzeugungen hört darum nicht auf, ein Gedicht zu sein. Alle polytheistische Gebilde der Einbildungskraft können für unsere jetzige Bildungsstufe keine andere Bedeutung haben, als uns das auch lebendig und anschaulich zu machen, was unsere Vernunft deutlich erkannt hat, oder die Ahnungen unseres Gefühls an den Tag heben zu helfen, welche keine menschliche Einsicht begriffsmäßig aufzufassen im Stande ist.

Nach dieser Erörterung wenden wir uns zu dem verwandten Gedichte: die Künstler, welches in Rudolstadt im Herbste 1788 begonnen und in Weimar im Februar 1789 vollendet wurde. Der Verfasser äußerte damals selbst, daß die in diesem Gedichte niedergelegten Empfindungen und Ideen aus seinem Innersten gegriffen seien, und daß er noch nichts so Vollendetes gedichtet, sich aber auch noch zu nichts so viel Zeit genommen habe. Einen bedeutenden Einfluß auf dieses Werk hatte Moritzens Schrift: Ueber die bildende Nachahmung des Schönen, und die mit Moritz, der sich damals in Weimar aufhielt, und mit Wieland durch dieses Buch veranlaßten Gespräche[1].

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Thl. 1, S. 304, S. 373 und S. 383 ff.

Wir wissen, daß Schiller von Anfang an sein Kunstgeschäft mit wachem Bewußtsein trieb; und jener Meisterspruch in der Glocke:

„Den schlechten Mann muß man verachten,
Der nie bedacht, was er vollbringt," —

war ganz aus seiner eigenen Praxis geholt. Seinen zwei vorzüglichsten Dramen der ersten Periode, den Räubern und dem Don Karlos, ließ er daher Beurtheilungen nachfolgen, und über die Mißgriffe und die Würde der Schaubühne und der dramatischen Kunst suchte er sich mit dem Publikum durch besondere Aufsätze zu verständigen [1]. Nachdem der denkende Dichter sich über das spezielle Feld des Dramas aufgeklärt hatte, erhob er sich, nun hinlänglich vorbereitet, eine Stufe höher, und stellte in den Künstlern die Bedeutung der Dichtkunst, ja der Kunst und des Schönen überhaupt dar. So erweiterte er seine ästhetischen Ansichten. Aber war nicht, wie wir eben bei den Göttern Griechenlands gesehen haben, auch seine ethisch-religiöse und philosophische Ideenrichtung zu derselben Zeit bei demselben Ziele angelangt, daß außer einer edeln Thätigkeit dem Menschen allein in der Schönheit und in der Kunst ein Ersatz für die ihm größtentheils versagte höhere Wahrheit gegeben sei? Es liefen also jetzt seine Ueberzeugungen von verschiedenen Seiten in Einen großen, vollen Strom zusammen, und das Aesthetische (mit dem Moralischen) wurde von nun an der Hauptgegenstand seines philosophischen Nachdenkens.

Die Götter Griechenlands und die Künstler sind daher auf's Innigste verbunden. Man kann sagen, durch jenes Gedicht bahnte sich Schiller den Weg zu diesem. Das Resultat der Götter Griechenlands führte der Dichter in den Künstlern über alle Polemik erhaben [2] mit friedlichem, heiterm Geiste herrlich weiter aus. Wie im Don Karlos aus

[1] Siehe Theil 1, S. 127 und S. 234 ff.

[2] Nur in den Versen: „Als in den weichen Armen dieser Amme" u. s. w. spricht sich noch eine feindliche Stimmung gegen monotheistische Religionen wegen ihrer Religionskriege aus.

Schiller's politischem Unmuth eine reine Idee emporstieg, so konnte erst in den Künstlern die ungetrübte Begeisterung der Liebe glühen, nachdem sich Schiller seines durch so viele Darstellungen hindurch getragenen ethisch-religiösen Mißbehagens zuletzt in seinen Göttern Griechenlands vollends entledigt hatte. Wenn daher dieses letztere Gedicht noch rückwärts schaut, indem es eine polemische Ideenrichtung abschließt, so haben die Künstler das Gesicht vorwärts gewandt, indem sie die Keime beinahe aller Grundansichten über das Schöne und die Kunst enthalten, welche Schiller später in seinen ästhetischen Abhandlungen auseinandersetzte. Poetisch prägte er hier seine Gefühle und Ideen zuerst aus, dann begründete und erweiterte er sie wissenschaftlich, und zuletzt, in seiner dritten Lebensperiode, setzte er wohl von dem, was ihm die Forschung Neues gebracht hatte, Manches wieder in Poesie um. Von diesen spätern aus philosophischen Aufsätzen hervorgegangenen Gedichten ist aber unsere Komposition ihrer Form nach sehr abweichend. Sie ist schwerer verständlich, weil ihr Urheber sich seine Ideen noch nicht alle wissenschaftlich ganz klar gemacht hatte; sie ist aber auch lebendiger, kühner und poetischer, als viele jener spätern Gedichte, deren an das Begriffsmäßige streifender Klarheit man es allzu sehr ansieht, daß sie die Erzeugnisse theoretischer Untersuchungen sind.

Noch eine andere Bemerkung scheint nicht unwichtig zu sein. Von allen bisherigen kleinern Gedichten, in denen uns Schiller eigene Ideen vorträgt, spielen die Götter Griechenlands zuerst in die Geschichte ein; die Künstler aber haben ganz und gar einen kulturhistorischen Charakter. Hier sind alle Ideen in die Weltgeschichte eingetragen, welche der Historiker für den philosophischen Dichter auseinander rollt. Der Werth des Schönen wird uns dadurch veranschaulicht, daß der Dichter uns die Erziehung des Menschengeschlechtes durch die Kunst vor Augen führt.

Mit einer prägnanten Zeichnung der hohen wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Kultur der Zeit wird das Lehrgedicht eröffnet — wie, wenn wir uns vorgreifen dürfen, in den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen

umgekehrt von einer Darstellung der Schattenseite des Jahrhunderts der Weg zu demselben Ziele genommen wird. Doch möge diese vorgeschrittene neuere Zeit nicht vergessen, daß sie nur durch die Kunst ihre humane Bildung erreicht habe und vollenden könne. Nach diesem Eingange wird erstens die Bedeutung des Schönen und der Kunst im Allgemeinen dargestellt; dann wird eine Schilderung gegeben, wie sich durch die Kunst die griechische Menschheit (denn die asiatischen Völker werden hier, wie in dem Gedichte, die vier Weltalter, von der kulturhistorischen Betrachtung ausgeschlossen) in drei Bildungsstufen entwickelt habe, und wie später durch die Wiederherstellung der Kunst im Abendlande und die Eroberung Konstantinopels das neue Zeitalter herbeigeführt worden sei. Endlich wird im dritten Theil, welcher zum Anfang des Gedichts zurückkehrt, gezeigt, auf welche Weise die Kunst die Kultur der jetzigen Menschheit vollenden müsse. Das Gedicht ist aber durchaus nicht streng verstandesmäßig angelegt, und die eben angegebenen Stadien sind in ihren Uebergängen zum Theil so verwischt, daß sie auch von dem aufmerksamen Leser wohl verkannt werden können. Aber ein leicht fühlbarer Gedankengang läuft stetig durch die vielen und mannigfaltigen Anschauungen und Ideen dieser großen Produktion hindurch und das Werk bildet ein vollkommen befriedigendes Ganze.

Dieser Eindruck wird auch durch den Inhalt des Gedichts hervorgebracht, und zwar nicht sowohl durch die bewundernswürdige, unübersehbare Fülle der Ideen und Gefühle, sondern hauptsächlich durch die erhabene Stellung, welche dem Schönen und der Kunst und namentlich der Dichtung im Leben des menschlichen Geistes und seiner Entwickelung angewiesen wird. Man sah damals, als die Künstler gedichtet wurden, die Kunst gemeinhin nur als etwas der Unterhaltung Dienendes, als den beliebigen Schmuck einiger feinern Zirkel an; und auch die meisten Dichter und Kunstrichter erhoben sich nicht über die Prosa ihres Jahrhunderts, geschweige denn daß die Philosophie die Kunst in ihre wahre Würde einsetzte; denn Kant's Kritik der Urtheilskraft erschien erst im Jahre 1790. Da trat der junge Schiller auf und verkündete das neue Evangelium der Schönheit und der Kunst, wie seine

göttliche Seele es ihm offenbarte. Er lehrte, daß alle intellektuelle, moralische, politische und religiöse Kultur von dem Schönen von jeher ausgegangen sei; er wies es in der Kulturgeschichte nach, daß alle Humanität immer sich mit der Kunst gehoben habe und ohne sie gesunken oder verschwunden sei, und schloß damit, daß die menschliche Kultur erst in der Rückkehr zu eben dieser schönen Kunst ihr Ende finde. So ist also Schönheit und Kunst zu einem mächtigen Hebel in der Erziehungsgeschichte des Menschen, ja zum Ziele seiner Ausbildung erhoben. Sie ist als des Menschen wesentliches, ja alleiniges Eigenthum[1] hingestellt, und ihr organischer Zusammenhang mit dessen höchsten und theuersten Interessen, mit Wahrheit, Tugend und Religion, so wie ihr unersetzlicher Dienst für eine seelenvolle Auffassung der Welt und Natur, für einen heitern Blick auf das Schicksal und in unsere Zukunft und für einen reinen Genuß des Lebens — alles dieses ist einleuchtend festgesetzt und gewürdigt. Die Dichtkunst erscheint hiernach als ein inneres, selbstständiges, allgemeines und nothwendiges Gut, welches mit allen andern höchsten Gütern des Menschen in lebendiger Wechselwirkung steht. Sie macht einen Bestandtheil unseres Wesens aus.

Die kritisch-anthropologische Behandlung dieser Wahrheiten, in welcher Schiller mit Kant zusammentraf[2], ist auch aus diesem Gedichte recht einleuchtend. Aus den tiefsten Abgründen des menschlichen Geistes ist Alles hervorgeholt, und dem Menschen erscheint dieser Ansicht zu Folge die Natur und das Spiel des Lebens nur dann schön und harmonisch, wenn er selbst in sich schön und harmonisch ist. Der Mensch selbst ist, wie schon jener Weise des Alterthums sagte, das Maß aller Dinge.

Wie in den Künstlern, so spricht sich auch in den gleichzeitig verfaßten Briefen über Don Karlos ein friedlich gestimmtes, durch Liebe verklärtes Gemüth aus. Schiller hatte

[1] „Im Fleiß kann dich die Biene meistern,
In der Geschicklichkeit ein Wurm dein Lehrer sein,
Dein Wissen theilest du mit vorgezog'nen Geistern,
Die Kunst, o Mensch, hast du allein."

[2] Vergl. Theil 1, S. 285 und Theil 2, S. 13.

von nun an für immer alle direkte Polemik gegen Staat und Kirche hinter sich, und ungeachtet der Zwiespalt zwischen diesen gegebenen Formen der Gesellschaft und zwischen der Welt seines Geistes nie ausgeglichen werden konnte, wie wir später darthun werden, so bereicherte und befestigte sich diese innere Welt nun so sehr, daß er in ihr ein sicheres Asyl fand. Sein weitgreifender ungestümer Thatendrang, dessen er sich in der ersten Lebensperiode bei fehlendem äußern Wirkungskreise dichtend zu entledigen gesucht hatte, kehrte sich, von den Zaubergesängen des Don Karlos und der Künstler angelockt und zugleich von der rohen Außenwelt zurückgeschlagen, nun ganz zu den entdeckten Fundgruben des eigenen Geistes und zur friedlichen Ausübung der eigenen Talente. Da ihn aber das inwohnende praktische Interesse das wirkliche, seinem Ideal widerstreitende Leben nie aus den Augen verlieren ließ, wie mußte sich von nun an seine Dichtung gegen dasselbe verhalten? Nachdem sie aufgehört hatte, gegen bestimmte unvernünftige oder barbarische Zustände der Gesellschaft anzustürmen, blieb dieser ernsten Poesie nichts mehr übrig, als über diese ganze reale Welt der idealen gegenüber im Allgemeinen zu k l a g e n. Ich sage, im Allgemeinen: denn während die Polemik ihrer Natur nach nur auf das, was von Menschen ausgeht und nur auf besondere mißfällige Formen oder Personen gerichtet ist, ergießt die trauernde Seele ihre Klagen über jeden bestimmten Gegenstand hinaus in das weiteste Feld, und weilt bei ursprünglichen Mißständen der Natur noch länger, als bei den Verkehrtheiten der Menschen. Schiller's polemischer Dichtung folgte daher die e l e g i s c h e unmittelbar nach; die Stelle seiner heroischen strafenden Satyre der ersten Periode nahm nach dem Don Karlos und den Künstlern für immer die sanftere elegische Empfindung ein [1]. Die elegische Dichtung ist kontemplativ, die polemische strebt zur That; und wie diese einen feindlichen Gemüthszustand voraussetzt, so steigt jene aus einer friedlich gestimmten Seele auf.

Diese Worte führen uns wieder zu den Briefen über Don Karlos zurück, denen man es recht ansieht, wie sie

[1] Siehe Theil 2, S. 45.

aus dem schönsten Seelenfrieden hervorgewachsen sind, so harmonisch, so ebenmäßig und schön ist alles an ihnen. Kein harter, eckiger Ausdruck, geschweige denn ein roher, heftiger Gedanke ist in ihnen zu finden. Kein Satz, kein Wort ist, welches man verändern oder wegnehmen möchte. Eine Prosa, welche reiner, klarer, schöner, als diese wäre, ist noch nie geschrieben worden. Um so zu schreiben, muß man ein solcher Mensch sein; keine Abglättung, keine Redekünstelei, keine Anstrengung kann einen solchen Stil erreichen. Von selbst, frei, wie auf einen göttlichen Ruf, tritt die stillbeglückte, edelgebildete Seele in die Rede hinaus und verdoppelt sich in einem zweiten Körper, in der Sprache. Aber die Briefe über Don Karlos sind ja auch, wenigstens bis zum Ende des vierten Briefes, in Volkstädt bei Rudolstadt geschrieben[1], wo der unheimliche Geist, der bisher Schillern verfolgt hatte, für immer von ihm wich. „Ich habe dieses Stück," schreibt Wieland an den Verfasser auf die Zusendung jener vier ersten Briefe, „welches man eine kritische Geschichte Ihres Don Karlos nennen könnte, mit unbeschreiblichem Vergnügen und neuer Bewunderung Ihres Geistes gelesen. Sie ist zugleich ein Muster einer Apologie und Kritik, jene ohne irgend einen geheimen Einfluß der Partheilichkeit gegen sich selbst, diese so scharfsinnig und tiefgedacht, daß wenige Leser des Don Karlos sie lesen werden, ohne sich zugleich belehrt und beschämt zu finden[2]."

Die Schrift verbreitet sich zuerst sehr ausführlich über den Charakter und das Verhältniß des Posa zu Don Karlos; dann, vom achten Briefe an, erhebt sie sich zu ihrem Glanzpunkte, der Entwickelung des kosmopolitischen Zweckes der Tragödie; und spricht endlich, gleichsam eine weitere Anwendung von dem ersten Theile machend, in den zwei letzten Briefen von „dem räthselhaften Benehmen des Posa gegen den Prinzen" nach seiner Bekanntschaft mit dem Könige, und über seinen Tod.

[1] Die ersten vier Briefe erschienen zuerst im dritten Vierteljahr des deutschen Merkur von 1788, die folgenden im vierten Vierteljahre.

[2] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Theil 1, S. 289.

Ich habe mich schon früher[1] über die Hauptpunkte dieser Schutzschrift (so wie über die Veranlassung ihrer Abfassung) erklärt, und kann mich deßwegen hier kürzer fassen. Zuerst widerlegt der scharfsinnige Verfasser (im zweiten Briefe) den Einwurf, daß der Charakter des Marquis Posa „zu idealisch gehalten sei," dadurch, daß er auf sehr menschliche Triebe und auf einige Blößen an ihm hinweis't und darauf aufmerksam macht, wie in dem gährenden Zeitalter Philipps des Zweiten gerade am Besten ein solcher außerordentlicher Mensch sich habe bilden können. Aber unter dem Vorwurf einer zu idealen Haltung des Marquis Posa kann nur der Mangel einer individuellen und objektiven Zeichnung dieses Charakters verstanden werden; und die republikanischen Lieblingsideen des Maltheserritters, die Ideen der Freiheit und des Menschenadels, gehören offenbar nicht dem Zeitalter und der Denkweise der Reformation, sondern ganz eigentlich der neuern Philosophie und der neuesten Geschichte an — was übrigens dem Drama selbst keinen sonderlichen Abbruch thut. Ferner sucht Schiller nachzuweisen, daß Posa's Anhänglichkeit an Don Karlos sich nicht auf persönliche Uebereinstimmung gegründet, sondern daß er in dem Prinzen nur sein in ihm niedergelegtes Ideal geliebt, und ihn deßwegen als ein Werkzeug seines Zweckes betrachtet habe. Diesen Satz braucht der Schriftsteller eigentlich nicht, wie er es uns (im achten Brief) glauben machen möchte, dazu, um uns darzuthun, daß der Endzweck der Tragödie nicht Freundschaft, sondern die Gründung einer neuen Ordnung der Menschheit sei — denn hierfür können sich ja auch persönliche Freunde vereinigen und zwar gerade sie am Besten — sondern er will durch jenen Satz eigentlich des Marquis auffallende Zurückhaltung gegen Karlos erklären. Eine sittliche Schönheit wird geläugnet, um einen Kunstfehler wegzubringen. Aber jener Beweisgrund ist unrichtig und somit auch seine Anwendung. Wenn zwei Freunde sich zu einem edlen Zweck vereinigen, so ist der, von welchem die Idee dieses Zweckes zuerst ausging, immer der höher Stehende, aber es wäre irrig, wegen dieser Ungleichheit

[1] Siehe Theil 1, S. 304 ff.

die Freundschaft beider nicht zugeben zu wollen. Der Andere hat die Idee des Freundes in seine Grundsätze, in seine Interessen, in seine Handlungsweise aufgenommen, und wenn er für die gemeinschaftliche Idee begeistert ist, wird er auch, wenn sonst kein Widerstreit der Charaktere statt findet, Jenen innig lieben, in welchem die Idee sich zuerst verwirklichte. Person und Sache gehen für das Herz in eins auf; und wo sich beide Freunde immer für die gemeinsame Idee zu opfern bereit sind, wird keiner den andern als „Werkzeug" betrachten. Das ganze, von Schiller als Gleichgültigkeit beurtheilte Benehmen des Posa gegen Karlos bis zu seiner unnatürlichen Verschlossenheit, welche die Katastrophe herbeiführen mußte, stimmt mit der sich einem edlen Zweck unterordnenden Freundschaft vollkommen überein. Aber der Verfasser mochte gewahr werden, wie großes Unrecht er durch seine feindselige Zergliederung seinem Helden thue, und wie viel er dadurch dem Drama selbst schade; deßwegen versichert er im vierten Briefe, „Posa würde Don Karlos immer, hätte ihn auch das Schicksal auf keinen Thron gerufen, durch eine besondere zärtliche Bekümmerniß vor allen Uebrigen unterscheiden haben, im Herzen seines Herzens würde er ihn getragen haben" — wodurch eigentlich die in den vorhergehenden Briefen scheinbar begründete entgegengesetzte Behauptung wieder aufgehoben ist. Wenn ferner unser Verfasser in den beiden letzten Briefen die räthselhafte Intrigue des Marquis, da wo er offen und ehrlich gegen den Prinzen hätte handeln sollen, dadurch noch weiter zu rechtfertigen sucht, daß er sagt, der aus enthusiastischer Anhänglichkeit an eine Idee handelnde Mensch schalte oft eben so willkührlich mit den Individuen, wie nur immer der selbstsüchtige Despot, und des Marquis Schwärmerei sei gewesen, geräuschlos, ohne Gehülfen, in stiller Größe zu wirken; so kann man dagegen einwendrn, daß eine solche Willkühr gegen Individuen doch nur dann eintreten möchte, wenn diese dem Handelnden fremd sind und ihm im Wege stehen, und daß die Sucht, geheim zu thun, in dem vorliegenden Fall durch die Freude, am Könige selbst unvermuthet einen Gehülfen gefunden zu haben, überwogen werden mußte. Doch wenn Don Karlos dem Posa überhaupt

nur ein Werkzeug war, und wenn dieser durch Mittheilung seines philanthropischen Planes an den König sogar eine „Untreue“ an seinem Freunde beging, dann verstand es sich ja von selbst, daß der Marquis im Bewußtsein seiner Schuld schweigen mußte und mit dem Don Karlos rücksichtslos verfuhr. Wozu also noch diese besonderen Erklärungsgründe? — Ohne Zweifel, weil der Schriftsteller kein rechtes Zutrauen zu dem allgemeinen Erklärungsgrunde hatte. Daß endlich Posa in der drangvollsten Lage den übereilten Entschluß faßte, zu sterben, indem Schrecken, Zweifel, Unwille über sich selbst, Schmerz und Verzweiflung zugleich seine Seele bestürmten“ — ist schwerlich zu glauben. Denn so lange der „Zweifel,“ ob die Prinzessin das Geheimniß des Don Karlos wisse oder nicht, noch nicht gelös't war, waren die übrigen Affekte, „Schrecken, Unwille über sich selbst, Schmerz und Verzweiflung,“ ja noch gebunden. Aber jenen Zweifel zur Entscheidung zu bringen, verhinderten den Marquis Posa nach der falschen Anlage des Dramas eben diese Gemüthsbewegungen, deren erste Anwandlung gerade einzig und allein auf diese Entscheidung hindrängen mußte, und deren Besonnenheit raubende Heftigkeit erst nach dieser Entscheidung eintreten konnte.

Hiernach möchte das, was zur Vertheidigung des Dramas in diesen Briefen gesagt ist, in der Hauptsache nicht zu retten sein, und nur der rein belehrende Theil derselben, die meisterhafte Exposition der Grundidee der Tragödie, wird ihrem wesentlichen Inhalt nach auch vor der strengsten Kritik bestehen. Wenn aber diese Briefe über Don Karlos so viel Unrichtiges enthalten, wie konnte ihnen oben von mir ein so ausgezeichnetes Lob zugetheilt werden?

In der That, mich wenigstens erfüllen diese Briefe in dem Grade mit steigender Bewunderung, je klarer ich die Unrichtigkeit des größten Theils ihres Inhalts erkenne! Wo findet sich leicht der Schriftsteller, welcher eine ausgemachte Wahrheit so überzeugend auseinander zu setzen vermöchte, als Schiller hier einen Irrthum dargestellt hat? Es gäbe vielleicht kein angenehmeres und belehrenderes Geschäft, als diese Briefe mit einem philosophisch gebildeten jungen Manne,

welchem das Schauspiel Don Karlos genau bekannt wäre, gründlich zu lesen. Ich würde ihm überall nachweisen, wie das Falsche mit den verschiedenartigsten Wahrheiten vermischt ist, so daß wir es hierdurch ebenfalls für wahr halten; und diesen Scheidungsprozeß würde ich durch die ganze Schrift bis ins Einzelnste durchführen, indem ich zeigte, wie bald die Voraussetzung richtig ist, aber die Folgerung falsch, oder die Folgerung richtig, aber die Voraussetzung falsch, wie aus manchen wahren Sätzen und Ausführungen gar keine Folgerung gezogen ist, noch gezogen werden konnte, wie Manches als widerstreitend dargestellt wird, was ganz einstimmig ist, wie der Sinn mancher Stellen des Schauspiels sich nach der Apologie des Schauspiels richten mußte. Indem hierdurch mein Schüler gegen den wesentlichen apologetischen Inhalt dieser Briefe gleichgültig würde, hätte er Muße, seine ungetheilte Aufmerksamkeit auf die unübertreffliche Behandlung des Inhalts zu richten, durch die ein Schein der Wahrheit hervorgebracht wurde, welcher, als Kunstgebilde betrachtet, beinahe bezaubernder ist, als die Wahrheit selbst es zu sein pflegt. Besonders wäre auch das hervorzuheben, wie viel der Schriftsteller in den Augen des Lesers durch die Klarheit gewinnt, mit welcher er seine Sache vorträgt, und durch die göttliche Ruhe und Sicherheit, mit denen er seinen Gegnern gegenüber steht. Wer so ungemein klar spricht und keine Spur von Empfindlichkeit im Streite mit Andern verräth, der, meinen wir, müsse das Recht auf seiner Seite haben. So würde der Meister des Stils gerade in den unhaltbaren Parthien der Schrift am glänzendsten hervortreten, und er könnte bei denjenigen Gegenständen, wo wir fortwährend entgegengesetzter Meinung bleiben, unser bester Lehrer werden, nicht über die Gegenstände selbst, sondern über die Behandlung derselben. Je weniger die Sache dem Schriftsteller gibt, desto mehr muß der Schriftsteller der Sache geben.

Wir würden aber unserm Kritiker Unrecht thun, wenn wir behaupten wollten, er habe einige Theile seines Dramas, um dasselbe von Fehlern zu reinigen, absichtlich unter einen falschen Gesichtspunkt gestellt. Vielmehr veranlaßte ihn sein damaliger Gemüthszustand, jene

Theile anders zu betrachten, und sein Scharfsinn führte nur den Ton weiter aus, den sein Herz angab. Dieß gibt uns einen nicht uninteressanten Aufschluß über diese dramatischen Briefe. Alles Verfehlte läuft nämlich darauf hinaus, daß Schiller das Verhältniß des Posa zu Don Karlos falsch darstellte — denn darüber zu reden, wie der König Philipp seine Ehre einem politischen Enthusiasten anvertrauen konnte [1], behält sich der Verfasser weislich „auf eine andere Gelegenheit" vor, wie er sich im Anfang des sechsten Briefes ausdrückt. Sein Herz war damals in Volkstädt so einzig voll von Liebe, daß ihm auch die ihr verwandte Freundschaft ganz in Liebe aufging. Indem er nun von diesem Standpunkt aus die Freundschaft des Marquis Posa und des Don Karlos beurtheilte, konnte er in Versuchung gerathen, diese, eben weil sie sich einem andern Zwecke unterordnete, für gar keine ächte Freundschaft zu halten. Denn die Liebe weiß allerdings von nichts Höherm, als der Geliebte ist, und sie ist sich selbst Zweck. Weil Schiller an die Freundschaft der beiden Helden des Dramas den Maßstab einer Alles ausschließenden, ganz in dem Gegenstande lebenden Neigung anlegte, in welcher sich damals seine Seele wog, konnte ihn jene Freundschaft unmöglich befriedigen, und so verführte die Sentimentalität seines Herzens seinen Kopf zur Sophistik. Oder will Schiller nicht, daß Posa seinen Freund eben so liebe, wie er gerade damals, als er in Volkstädt in den drei ersten Briefen diese Forderungen aufstellte, seine Lotte lieben und wünschen mußte, von ihr wieder geliebt zu werden? Solche Freunde hätten jene Jünglinge des Dramas sein sollen, wie er selbst und seine Geliebte, dann wäre er mit ihnen zufrieden gewesen! Ich will, um dieß zu bekräftigen, aus den Briefen über Don Karlos nur einige Züge zusammenstellen, welche meist ganz sichtlich aus Schiller's Verhältniß zu seiner Lotte geholt sind. Nach dem hier zu Grunde gelegten Freundschaftsideal darf keiner „der kältere, der spätere Freund" sein, und nicht einmal bei äußerer Ungleichheit, z. B. des Standes, kann sich eine Freundschaft erzeugen,

[1] Siehe Theil 1, S. 304 ff.

„deren wesentliche Bedingung ja Gleichheit (!) ist,“ so daß also die Liebe in dieser Beziehung sogar einen weitern Spielraum hätte. Für seine höhern Gefühle, Ideen, Entwürfe, darf der eine Freund den andern nicht zu gewinnen, zu bethätigen suchen, denn sonst macht er ihn zu seinem „Werkzeug.“ Die mancherlei „kleinen Angelegenheiten“ des Geliebten müssen dem Freunde „wichtiger“ sein, als der heilige Zweck des Bundes, selbst wenn sich diesen Beide auf eine entzwei gebrochene Hostie gelobten. Ferner wird es als eine Verletzung der Freundschaft angesehen, wenn wir den Freund mit „wagender Kühnheit“ von einer unwürdigen, die Basis der Freundschaft selbst untergrabenden Leidenschaft befreien und ihn auf die bessere Bahn zurückführen: das könnte ja „seinen guten Namen, sein Glück, sein Leben“ gefährden! Denn „der eigenthümliche Charakter dieser Freundschaft besteht allein in einer ängstlichen Pflege eines isolirten Geschöpfes, einer Alles ausschließenden, Alles für Einen Gegenstand hingebenden, Alles in Einem Gegenstande genießenden Neigung.“ Woraus denn folgt, wie im elften Briefe auch ausdrücklich gesagt wird, daß ein großer Mensch unser Busenfreund nicht sein könne.

Aber wie kann Schiller einen Helden, welcher in seinem Busen die Welt trägt „mit allen kommenden Geschlechtern,“ vor das Forum einer solchen schwächlichen und kleinen Neigung rufen? Er nennt diese selbst eine „leidenschaftliche, schwärmerische“ Freundschaft, und begeht nur darin an seinem Helden ein großes Unrecht, daß er ihm mit dieser zugleich jede andere Freundschaft abspricht. Aber Schiller lebte so ganz in der Seligkeit seines Herzens, daß er sich damals auch die Freundschaft unter dem Bilde der Liebe dachte, und ihre ächte Gestalt augenblicklich verkannte.

Wie also auch diese Briefe, welche durch ihre Fehler eben so merkwürdig sind, als sie durch ihre Schönheit und Ideentiefe uns entzücken, in Schiller's idyllischer Liebesschwärmerei in Volkstädt wurzeln, möchte hierdurch außer Zweifel gesetzt sein. Die sich in ihm hervordrängende Humanität[1] zeigt sich aber

[1] Siehe Theil 1, S. 50.

auch in der trefflichen Durchführung des Satzes, daß der Mensch mehr bestimmt sei, sich in seinem Handeln durch Gefühle, als durch Vernunftideen leiten zu lassen — wobei aber die sittlichen Ideale ebenfalls beeinträchtigt werden, indem sie nur gekünstelte Geburten unserer theoretischen „Vernunft" sein sollen[1]. Sittliche Ideale entstehen vielmehr aus den Gefühlen unserer praktischen Vernunft dadurch, daß wir diese Gefühle uns selbstthätig klar machen und weiter ausbilden. Wie Schiller früher seinem Freiheitstrieb bisweilen allzu viel einräumte, so beschränkte er jetzt, wo möglich, Alles auf sein Herz, auf sein zweites sittliches Lebenselement, welches jetzt, während seines friedlichen und genußreichen Aufenthaltes in Volkstädt und Rudolstadt unter dem milden Lichte einer glücklichen Liebe und bei dem Genusse der unsterblichen Werke der Griechen alle seine Blüthen und seinen ganzen Reichthum entfaltete.

Und so mögen denn die Uebertragungen in's Deutsche hier noch kurz erwähnt werden, durch welche Schiller den antiken Geist sich damals anzueignen oder mit dem seinigen zu verschmelzen suchte, während er sich hierdurch zugleich Masse für seine Thalia schuf.

In das sechste und siebente Heft dieser Zeitschrift (vom Jahr 1789) ließ er seine Uebersetzung der Iphigenia in Aulis von Euripides einrücken. In Rudolstadt hatten er und seine Freundinnen in der französischen Uebersetzung von Brumoy[2] unter andern griechischen Schauspielen auch Stücke von Euripides gelesen, von welchen sie sich ganz besonders angezogen fühlten. „Gestern lasen wir in Euripides," schreibt Schiller, „und eine Scene aus den Phönizierinnen hätte uns bald Thränen gekostet." Die beiden Schwestern waren, wie die ältere derselben bezeugt[3], „von diesen großen Darstellungen der Menschheit in ihrer Allgemeinheit und ewigen

[1] Schiller's Werke in Einem Bande, S. 783. 2.

[2] Théater des Grecs par Brumoy. Ed. nouv. avec des observations et des remarques par M. de Rochefort et du Theil. Paris 1785 — 1798. 13 Vol.

[3] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Theil 1, S. 270.

Naturwahrheit so sehr im tiefsten Innern ergriffen und entzückt, daß sie selbst aus dem Französischen viele Stellen übersetzten, um nur diese Reden, Gefühle und Bilder vermittelst ihrer Sprache inniger in Herz und Seele aufzunehmen." Sie baten auch ihren trefflichen Freund, ihnen ihre Lieblingsstücke zu übersetzen: in seiner edeln und klaren Sprache würden sie dieselben erst recht genießen können. Wie hätte Schiller den Geliebten das verweigern mögen, wozu schon das eigene Herz ihn drängen mochte? Den Euripides stellt er selbst auf die Scheidelinie zwischen die alten und neuern Dichter[1], und er hatte damals gewiß vielleicht mit keinem einzigen Schriftsteller des Alterthums eine so innige Verwandtschaft, als mit diesem sententiösen und empfindungsvollen Tragiker. Homer, Sophokles und Andere entzogen sich, so lange sein Geschmack noch nicht ganz geläutert war, in ihrer ruhigen Vollendung seinem geistigen Organ; aber Euripides schmeichelte sich in sein ganzes Wesen ein. Hier waren Rhetorik, Reflexion eine oft sentimentale Empfindung, und selbst seine Mängel und Fehler gewährten einen anziehenden Stoff zum Nachdenken. Das rein ästhetische Anschauen und Wohlgefallen konnte damals vor dem vorherrschenden Denken und Fühlen nicht recht aufkommen. In wie vielen Stellen mochte Euripides Schiller's liebendes Herz rühren und entzücken.

So war es also ganz natürlich, daß, wenn einmal ein tragisches Stück übersetzt werden sollte, Euripides den Vorzug vor den Andern erhielt. Daß aber gerade Iphigenia in Aulis beliebt wurde, mochte durch Goethe's Iphigenia in Tauris veranlaßt sein, welche vor Kurzem erst erschienen war. Das deutsche Schauspiel schien einer Bearbeitung der griechischen Tragödie eine gute Aufnahme zu versprechen.

Da Schiller zunächst für seine Freundinnen arbeitete, so versteht es sich von selbst, daß er seine Uebertragung der modernen Auffassung und Empfindungsweise möglichst annäherte. Hierzu bewog ihn aber auch schon die Beschaffenheit seines Geistes, dessen Eigenthümlichkeit jeder Gegenstand annehmen

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1236. 1. u.

mußte, welcher in seine Nähe trat. Er drückte überall den Dingen mehr den Stempel seines Geistes auf, als er, sich selbst vergessend, in ihr Wesen einzugehen vermochte. Verstand und Phantasie rissen Alles in ihre eigene Bewegung hinein und erschwerten die reine Anschauung. Nur sein Herz konnte sich ganz hingeben.

Bei dieser überwiegenden Selbstthätigkeit waren ihm wortgetreue Uebersetzungen, die uns einzig und allein die Eigenthümlichkeit des Originals ausprägen, nicht wohl möglich. Er stellte das zu übersetzende Werk mitten in die moderne, in seine eigene Weltanschauung hinein und ließ es hier zu einem neuen Erzeugniß emporsprossen. Diese Bearbeitung der Iphigenia in Aulis wirkt ganz verschieden von dem Original auf den Leser; sie bringt durch eine veränderte Anschauung eine andere Stimmung der Phantasie und des Gefühls hervor; bleibt auch im Wesentlichen der Ideengehalt, so haucht uns doch ein anderer Geist an. Der antike Geist blickt nach dem Ausspruche des Wilhelm von Humboldt[1], wie ein Schatten durch das ihm geliehene Gewand; aber dennoch finden sich überall Züge des Originals so bedeutsam herausgehoben und so rein hingestellt, daß man vom Anfang bis zum Ende beim Antiken festgehalten wird. Man begegnet alten Bekannten, welche auch in der neuen Welt, wo sie sich angesiedelt, die Grundzüge ihrer Heimath beibehalten haben und auf ihre Nachkommen vererben. Auch diese Art von Uebersetzungen hat ihre Vorzüge: sie macht uns mit dem Alterthum bekannt, ohne daß sie uns nöthigt, aus uns selbst herauszugehen, wozu nur Wenige geschickt und auch diese nicht immer aufgelegt sind. Sie bildet ein Mittelglied zwischen unserer vaterländischen Literatur und den strengen Uebersetzungen, so wie diese vermittelnd zum Original hinüberführen. Sie eignet sich aber doch mehr für solche alte Dichter, welche schon durch sich selbst unserer jetzigen Welt näher liegen.

Die Iphigenia des Euripides hat Schiller aus einer wörtlichen lateinischen Uebersetzung übertragen, wobei er sich

[1] Briefwechsel mit Schiller S. 19.

noch der französischen Uebersetzungen von Brumoy und von Prevot bediente. Denn er verstand nicht so viel Griechisch, daß er den Tragiker in der Ursprache hätte lesen können. Doch verglich er, wie man aus den Anmerkungen sieht, das Original mit seinen Vorgängern, und er scheute hierbei so wenig, als bei einer andern Arbeit, irgend eine Mühe. Das Schauspiel ist schon im Aeußern dadurch modernisirt, daß es in fünf Akte und in Scenen eingetheilt ist. Die Uebersetzung endigt mit der Abführung der Iphigenia zum Opfer, weil hiermit die dramatische Handlung geschlossen sei; die Erzählung der wunderbaren Errettung der Jungfrau beim Opfer ist, wohl mit Unrecht, von der Bearbeitung ausgeschlossen. Das Stück ist hierdurch verstümmelt. Denn diese Errettung ist das Ziel der Tragödie, welches um so weniger wegfallen kann, weil Iphigenia's Entschluß zu sterben, mit dem sie die Bühne verläßt, einen ganz andern Erfolg erwarten läßt, im Fall man die Geschichte nicht kennt; kennt man sie aber, so wird man ohne den Ausgang nicht befriedigt sein. Die Chöre hat Schiller, um, wie er sagt, die unnachahmliche Harmonie der griechischen Verse im Deutschen doch durch etwas zu ersetzen, in Reimen wiedergegeben, wodurch sie freilich ihren antiken Charakter beinahe ganz eingebüßt und ein zwitterartiges Ansehen erhalten haben. Fast durchweg ist der Urtext einfacher und natürlicher, und auch ruhiger und gehaltener. Die neue Bearbeitung ist dagegen meist inniger und weicher. Der Verfasser hat nicht allein mit Verstand und Phantasie, sondern auch mit Empfindung übersetzt, und dem Dichter an vielen Stellen mehr Schwung und Lebendigkeit gegeben, als er wirklich hat. Die Kürze ist der Verständlichkeit aufgeopfert nach der modernen, sentimentalen Art, welche gerne alles in's Breite zieht. Ein Wort ist oft durch einen Vers übersetzt und Ein Trimeter ist gewöhnlich in mehrere fünffüßige Jamben auseinander gedehnt. Besonders konnten die vielen einzeiligen Verse im raschen Wortwechsel oder bei sich häufenden Fragen und Antworten in der Uebersetzung nicht beibehalten werden. Alles dieses stört den Leser, welcher das Original kennt oder auch nur mit der hellenischen Denkweise und dem Stil ihrer Dramatiker bekannt

ist, im Genuß. Man stößt auf viele Stellen, bei denen man es sich zum voraus sagt, daß Euripides unmöglich so gedacht oder sich ausgedrückt haben kann, und wenn man sie dann mit dem Original vergleicht, so findet man seine Meinung bestätigt. Wir könnten auch eine Anzahl von schief oder falsch verstandenen Stellen aufführen, wenn eine solche Nachzählung dem Zwecke unserer Schrift nicht widerspräche. Wir müßten hierbei unsern psychologischen Standpunkt ganz verlassen, und die deutsche Arbeit nicht mit Schiller's Geist, sondern mit dem griechischen Texte vergleichen. Diese philologische Untersuchung würde uns aber über die Uebersetzung zu keinen neuen allgemeinen Schlüssen führen und uns, in Bezug auf Schiller selbst, nur den bekannten Satz wiederholen, daß ihm eine gründliche Kenntniß der griechischen Sprache fehlte. Man sieht dieß auch schon aus den beigefügten Anmerkungen, von denen die meisten, welche sich auf Sprachliches beziehen, unrichtig sind. Bei dieser Entfernung des Uebersetzers vom Original darf man nicht einzelne verfehlte Stellen tadeln, sondern man muß ihn vielmehr bewundern, daß er das Meiste so richtig aufgegriffen und so würdig deutsch ausgesprochen hat. Er mußte wahrlich eine große Verwandtschaft zu den Griechen haben, daß er ihren Geist auch noch in einer schlechten lateinischen Version vernahm. Wie viel Lust und Kraft gehörte dazu, sich durch alle diese Hindernisse nicht ermüden zu lassen! Wie viel Geist und poetisches Talent wurde erfordert, um bei so mangelhaften Kenntnissen ein solches tüchtiges Werk zu Stande zu bringen! Immer wird diese freie Bearbeitung von Lesern, welche ihre heimische Denkweise zur griechischen Welt hinüberleiten wollen, mit Vergnügen und Nutzen gelesen werden. Die angehängte kurze Charakteristik des Euripideischen Dramas ist in jeder Beziehung vortrefflich.

Im achten Hefte der Thalia erschienen auch noch: „Die Phönizierinnen, aus dem Euripides übersetzt. Einige Scenen.“ Die äußern Verhältnisse Schiller's ließen ihn damals (gegen den Ausgang des Jahres 1789) an keine Fortsetzung dieser neuen Uebersetzung denken, daher dieser Zusatz schon in der Ueberschrift: „Einige Scenen.“ Alles ist in Jamben übertragen,

welche allerdings verständlicher zu unserm Herzen sprechen, als die nachgekünstelten antiken Versmaße, die gewiß dem Leser wenigstens keine Thränen zu entlocken vermögen. Der Chorgesang, nach dem Weggehn des Erziehers und der Antigone von der Bühne, ist ausgelassen. Man sieht, daß Schiller Fortschritte in der Uebersetzungskunst gemacht hat. Er hält sich hier mehr am Wort und ist weniger gedehnt, ohne dem Inhalt etwas zu vergeben und seine ideale Methode zu verlassen. Denn so könnte man seine Uebertragungskunst nennen, im Gegensatz gegen die reale Uebersetzungsweise welche wohl das Wort und das Metrum wiederholt, aber häufig wenigstens den geistigen Eindruck in dem Leser nicht hervorzubringen im Stande ist. — Wie leicht wir doch ein Gedicht auf unsere subjektive Lage beziehen! Schiller sagt, daß ihn die schöne Scene, worin Jokaste sich die Uebel der Verbannung von Polynices erzählen läßt, vorzüglich zu dieser Uebersetzung bestochen habe[1]. Schiller war ja selbst ein Verbannter; und wer kannte diese Uebel besser, als er!

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Theil 1, S. 332.

## Siebentes Kapitel.

Gemüthsbildung durch Liebe und Freundschaft. Rückkehr nach Weimar. Ruf als Professor nach Jena.

Zelter läßt sich im Briefwechsel mit Goethe also vernehmen: „Wer Schiller in seiner besten Zeit gekannt hat, mag sich wundern, wie aus dem Tändelschürzenleben (!) so mancher schöner Jugendjahre ein so fruchtbarer Baum erwachsen können. Betrachtet man die Frauen in seinen Tragödien gegen das Geschlecht, unter dem er sich behelfen müssen (!), so sollte man denken, daß Erziehung und Bildung auch oft Entgegengesetztes wirken. Den zweiten Theil des Lebens Schiller's von Frau von Wolzogen hoffe ich interessanter zu finden; denn außer dem geliebten Namen des edeln Dichters ist das gegenseitige Liebkosen (!) in so langen Phrasen (!) eine etwas magere Kost."

Man sieht es aber diesem Urtheil an, daß Zelter diese Lebensbeschreibung Schiller's nur „überflogen" hatte. Unsere Darstellung wird die beste Widerlegung solcher und ähnlicher Aussprüche sein.

Der Gemüths- und Gefühlsentwickelung eines ausgezeichneten Menschen nachzugehen, ist wohl eben so wichtig, aber schwieriger, als seine intellektuelle Ausbildung zu verfolgen. Denn die Gefühlsregungen sind das Feinste und Tiefste in uns; alles Andere geht nur auf der Oberfläche

unseres Geistes vor. In Schiller's Seele bemerkten wir schon von Anbeginn an, neben einer energischen und erhabenen Gemüthsstimmung für die Freiheit und die andern höchsten Güter des Lebens, eine sanfte und schöne Herzensneigung für Liebe und Freundschaft und alles Andere, was das Leben schmückt und veredelt. Jenen heroischen Charakterzug hatte er bisher im Kampfe mit den ungünstigsten Verhältnissen vorzüglich ausgebildet und in seinen bisherigen Schriften dargestellt. Dieser humane Trieb, aus dem alle Liebenswürdigkeit im Leben und alle Harmonie in der Dichtung fließt, hatte sich bisher in ihm nicht ebenmäßig entwickeln können. Nur günstige Verhältnisse rufen diese schön menschliche Neigung an das Tageslicht, nicht im Widerstreben kann diese Uebereinstimmung der Seele mit sich selbst gedeihen. Von der Dichtung des Don Karlos an hatte diese harmonische Gemüthsbildung begonnen; aber sie hatte bisher ihren vollen Blüthenschmuck noch nicht entfaltet. Mißmuth, Ungestüm und Leidenschaft hatten nur allzuschnell die Verhältnisse, in welchen Schiller in Leipzig und in Dresden lebte, getrübt, und es fehlte noch immer an der rechten Wärme, deren er bedurfte, daß seine ganze Menschheit in ihm zur Reife kam. Noch schwebte der Fluch des Ungemachs über seinem Haupte und der Unfriede wohnte in seinem Herzen. Erst in der Lengefeld'schen Familie, erst während seines Aufenthalts in Rudolstadt begrüßte ihn der versöhnende Genius, und es ging an ihm in Erfüllung, was er an seine Freundinnen schreibt: „Rudolstadt, und diese Gegend überhaupt soll, wie ich hoffe, der Hain der Diana für mich werden; denn seit geraumer Zeit geht mir's, wie dem Orestes in Goethe's Iphigenia, den die Eumeniden umhertreiben. Den Muttermord freilich abgerechnet, und statt der Eumeniden etwas anderes gesetzt, was am Ende nicht viel besser ist. Sie werden die Stelle der wohlthätigen Göttin an mir vertreten, und mich vor den bösen Unterirdischen beschützen."

Freilich kennen nicht Alle das Bedürfniß einer solchen Gefühlsbildung, und so bleiben sie denn natürlich auch vor jeder Kränklichkeit des Herzens verwahrt. Denn wie der Verstand auf manche Abwege geräth, so gibt es auch für

unser Gemüth Verirrungen. Wir möchten Schiller in dieser Periode von einer gewissen Sentimentalität des Gefühls nicht ganz frei sprechen, welche sich seinem elegischen Hang verschwisterte und auch nicht ohne Einfluß auf die Form seiner Darstellung blieb.

Was ist es eigentlich, was einer edeln und reinen Liebe ein so hohes Interesse für ihren Besitzer gibt? Es ist im Grunde die eigene Gemüthsentfaltung, die ihn entzückt. Und eben darin liegt auch ihr hoher Werth. Die Liebe entwickelt einen Theil unseres Wesens, welcher ohne sie unentwickelt bliebe; und daher hat gerade derjenige das für eine solche Liebe empfänglichste Herz, welcher, wie unser Schiller, eine volle Ausbildung seiner selbst höher anschlägt, als alles Andere. Die Gefühlsentwickelung durch die Liebe entbindet die edelsten menschlichen Kräfte; sie reinigt, mäßigt und beflügelt unser Leben, sie befreit uns von Eigennutz und erweitert und bereichert uns, und gewährt durch alle diese Einflüsse der Seele den reinsten Genuß ihrer selbst.

Daß Schiller sich der Wohlthat einer solchen Liebe erfreute, davon gibt beinahe jeder Brief an seine Freundin ein Zeugniß. Die edelsten Bedürfnisse seines Herzens befriedigte er in ihrem Umgange. Er pflegte sich sonst von den Menschen zurückzuziehen, weil er sich bei ihnen zerstreute; aber bei ihr fand er sich wieder. In ihrem Umgang kamen ihm seine besten Ideen zur Anschauung, wurde er in allem Guten bestärkt und gefördert. Das, was er bei der Geliebten suchte und fand, schildert er z. B. in einem spätern Briefe vom 24. April 1789, in welchem er beklagt, daß der nächste Sommer ihn nicht mehr mit ihr zusammenführen werde, durch folgende Worte: „Ich bin gewiß, wie ich es von wenigen Dingen bin, daß wir einander das Leben recht schön und heiter machen könnten, daß nichts von allem Dem, was die gesellige Freude so oft stört, die unsrige stören würde. Wenn ich mir denke, wie schön sich jeder Tag für mich beschließen würde, wenn ich nach Beendigung des Tagewerks mich immer zu Ihnen flüchten, und in ihrem Kreise den bessern Theil meines eigenen Wesens aufschließen und genießen könnte — alle neue Ideen, die wir erwerben, alle

neue Anschauungen der Dinge und unseres eigenen Selbst würden uns doppelt wichtig, ja sie erhielten erst ihren wahren Werth, wenn wir die Aussicht vor uns hätten, sie unserer Freundschaft als neue Schätze, als neue Genüsse zuzuführen. Wir würden uns beeifern, unsern Geist mit neuen Begriffen, unser Herz mit neuen Gefühlen zu bereichern, eben so, wie sich ein jeder Mensch seines Vermögens freut, um es mit seinen Freunden zu genießen. Warum soll dieser Wunsch unausführbar sein?"

Das Gesagte wird hinreichen, um auf den entscheidend wohlthätigen Einfluß aufmerksam zu machen, welcher seiner geistigen Bildung durch die Liebe zu Lotte von Lengefeld zu Theil ward. Wie dieser Einfluß auf Form und Gehalt seiner Dichtung zurückwirkte, habe ich schon im vorhergehenden Kapitel nachzuweisen gesucht. In den Künstlern und in den Briefen über Don Karlos treten Schiller's Gemüthskräfte, welche schon früher einen bessern Takt gefunden hatten, zuerst in voller Harmonie hervor.

Schiller blieb in der Nähe seiner Freundinnen bis in die Mitte des Novembers 1788. In den letzten Wochen zog er von seinem Landsitze in Volkstädt nach Rudolstadt, da der Winter einen längern Landaufenthalt nicht mehr wünschenswerth machte. Literarische Arbeiten und eine zarte Rücksicht gegen Charlotte von Lengefeld, da das Publikum sich schon mit dem Gerücht einer Heirath trug, bewogen ihn, wieder nach Weimar zurückzukehren.

Dieselbe Zartheit beobachtete er auch darin, daß er dem Fräulein keinen bestimmten Antrag machte. Er konnte sich ja über das Mißliche und Unsichere seiner äußern Lage nicht täuschen und er war zu besonnen, als daß er dem Gedanken hätte Raum geben mögen, ohne eine gesicherte bürgerliche Existenz sich ein Familienleben gründen zu wollen. Er sprach gegen die Schwestern seinen Plan aus, sich als Professor der Geschichte eine feste Stellung im Leben zu verschaffen[1]. Dieser

[1] Die Frau von Wolzogen irrt wohl, wenn sie die Sache so darstellt, als habe Schiller damals noch zwischen der Geschichte und Medizin geschwankt; denn er hatte dieser schon in Dresden für immer entsagt, und sich jener seither faktisch gewidmet.

Plan wurde freudig aufgenommen und man konnte nun, bei dieser beglückenden Aussicht im Hintergrund der Seele, die Hoffnung und den Wunsch eines vereinten Lebens in der Zukunft schon muthiger aussprechen. Die Herzen verstanden sich auch ohne bestimmte Erklärung und ohne feste Verabredung.

Mit diesem beseligenden Vertrauen reis'te Schiller nach Weimar zurück. „Da der Grund fest und massiv ist, sprach er sich selbst Muth zu, so wird die wohlthätige Zeit noch alles zur Reife bringen.“ — „Wir haben einander nichts mehr anzuempfehlen,“ fügte er bei, „was nicht, wie ich gewiß hoffe, schon richtig und entschieden ist.“ An eben demselben Tage reis'te seine Freundin mit ihrem Oheim nach Erfurt, und er nach Weimar. Ohne jene, vielleicht absichtlich veranstaltete Reise würde er seinen eigenen Aufbruch wohl noch länger hinausgeschoben haben. Er nahm einen schriftlichen Abschied. Manches Andenken, das Bild seiner Lotte, geschenkte Blumenstöcke, empfangene Billets, nahm er mit sich, „denn alles Gute und Schöne hat, wie die Sakramente, eine unsichtbare Wirkung und ein sichtbares Zeichen.“

Aber welche Lücke in seinem Leben fühlte nun Schiller in Weimar! Es schien ihm alles zu fehlen, da ihm der Umgang mit der Freundin mangelte, auf die er alles bezog. Er war jetzt wieder ganz auf sich zurückgewiesen, aber nicht mehr so glücklich, als damals, wo er alles aus sich schöpfte und so wenig vom Leben forderte. An sie war ihm alles gebunden, von ihr ihm alles abhängig. Alles war ihm fremd und gleichgültig geworden; er schien einen Verlust an seiner Seele erlitten zu haben. Er sonderte sich noch mehr, als ehedem, von den Menschen ab, und besuchte auch das Kränzchen nicht mehr, an welchem er früher Antheil genommen hatte. „Wenn die völligste Indifferenz gegen Klubs und Zirkel und Kaffegesellschaften,“ schreibt er, „den Menschenfeind ausmacht, so bin ich es wirklich in Rudolstadt geworden.“ Nur seltene, nur die nothwendigsten Besuche machte er, und lustwandelte oft träumend nach Belvedere hin, auf dem Weg, der zu dem Wohnsitze seiner Freundin führte. Die Einsamkeit war ihm nothwendiger und lieber, als

ſe[1]; in ihr allein fühlte er ſich frei und glücklich, in ihr fühlte er ſich ſeiner Freundin nahe. Die Freuden des Vergangenen in der Erinnerung, die Freuden der Zukunft in der Hoffnung, und der feſte Glauben an die Fortdauer des ſchönen Verhältniſſes — das war die Würze ſeiner Arbeiten. In ſtillen Augenblicken ließ er tauſendmal die Ideen und Gefühle, die der ſchöne Rudolſtädter Sommer in ihm getrieben und gereift hatte, an ſich vorüberziehen, und ließ ſie wohlthätig und rückhaltig auf ſich wirken.

Wechſelſeitige Briefe erſetzten einigermaßen den fehlenden Umgang. Durch ſie befeſtigte ſich Schiller in dem Theuerſten, was ihn jetzt bewegte, und ſprach ſich vielleicht deutlicher und beſtimmter über ſein Innerſtes aus, als er es mündlich gewagt. Dieſe Briefe, welche uns die ältere Schweſter aufbewahrt hat, ſind ein ſchönes Dokument; ſie führen uns Schiller als Menſchen vor, wie ihn uns die ſpäter geſchriebenen, an Goethe vornehmlich, als Denker und Kunſtkenner zeigen. Sie geben uns ein Bild von der Gefühlsausbildung des trefflichſten Menſchen, und decken uns die Quelle des ſittlichen, humanen Geiſtes auf, der bezaubernd durch ſeine ſpätern Dichtungen fluthet. Regelmäßig wurden jede Woche Briefe geſchrieben und beantwortet, an eine oder die andere Schweſter, weil Schiller wußte, daß die jüngere Schweſter doch der ältern alles mittheilte. Der Donnerstag war für den Liebenden der glückliche Tag, der periodiſch einen Pulsſchlag in ſeinem Leben machte — wo er durch die Botenfrau einen Brief erhielt. „Ihre Briefe vertreten jetzt bei mir die Stelle des ganzen Menſchengeſchlechtes,“ ſchreibt er am 4. Dezember, „von dem ich dieſe Woche über getrennt geweſen bin.“ Den Briefen wurde manches gute, erweckende Buch beigegeben; auch bisweilen eine eigene geiſtige Arbeit überſchickt, z. B. von Lotte einmal ein von ihr überſetztes Lied des Oſſian. Schiller freute ſich, daß ſie dieſem Dichter getreu blieb, und

[1] Am 4. Dezember ſchreibt er, er ſei dieſe Woche nicht unter Menſchen gekommen; am 11. Dezember, er ſei dieſe Woche nur einmal ausgegangen; und am 26. Januar, er habe beinahe vierzehn Tage auf ſeinem Zimmer zugebracht.

sich durch die beste Art, wie es möglich sei, durch Uebersetzungen, mit seinem Geiste familiarisire [1].

Zu gleicher Zeit stand er in fortwährendem, beinahe ununterbrochenem Briefwechsel mit seinem Körner, und ließ es sich angelegen sein, die neuen Freundinnen mit dem alten Freunde bekannt zu machen. Denn er konnte sich nicht versagen, die Geliebten seines Herzens auch unter einander, wenigstens geistig, zusammen zu bringen.

Auch seine vielfachen literarischen Beschäftigungen, welche ihm vornehmlich durch seine ökonomische Lage geboten waren, hielten ihn diesen Winter, von 1788 auf 1789, zu Haus zurück. Der erste Theil der niederländischen Geschichte war zwar zur Michaelismesse in der Crusius'schen Buchhandlung in Leipzig erschienen, aber zwei Zeitschriften, der Merkur und die Thalia, erforderten angestrengte Thätigkeit. Von der Thalia war im Jahr 1788 nur ein Heft erschienen, und es war das Eingehen dieses Blattes zu erwarten, wenn es nicht mit mehr Kraft hervortrat. Und doch war auf diese Zeitschrift und auf den Merkur seine Subsistenz und die Hoffnung der Wiedervereinigung mit seinen Freundinnen gegründet. Denn eine feste Anstellung stand nach aller Wahrscheinlichkeit so bald nicht zu erwarten, und zog das Herz unseres Freundes täglich weniger an, je mehr er sich nach dem Glück sehnte, den nächsten Sommer wieder in Unabhängigkeit in Rudolstadt zuzubringen. Aber die schon oben genannten Gegenstände, welche er ausarbeitete, berührten ihn meist nur oberflächlich; nur die Vollendung der Künstler machte ihm Freude. Und das Schlimmste war, daß diese Arbeiten auch in dem Grade langsam fortrückten, als sie ihrem Verfasser wenig Genuß brachten. Auch seine Beschäftigung lockte seine Wünsche nach dem Sommer, wo er in Rudolstadt auf eine bessere, genußreichere Thätigkeit rechnen konnte.

Bei allen diesen angestrengten, mannigfachen Arbeiten nahm er sich doch noch Zeit, manches gute Buch zu lesen und fördernde Unterhaltungen mit gebildeten Männern zu pflegen. Er studirte einige historische Werke von Friedrich

[1] Leben Schiller's von Frau von Wolzogen, Bd. 1, S. 366.

dem Großen, von Voltaire und Montesquieu und machte sich auch zum erstenmal, durch ein übersetztes Bruchstück, mit Gibbon bekannt. Besonders angenehm und sehr anregend war ihm die öftere Gesellschaft des genialen Moritz, den er schon von Leipzig her kannte, und welcher sich jetzt nach seiner italienischen Reise einige Zeit in Weimar aufhielt. Ein gleiches philosophisches Interesse, eine gleich ernste, freie, wahrheitsliebende Denkart, und manche gemeinschaftliche Ideen gaben beiden sonst unähnlich organisirten Geistern, wenigstens auf kürzere Zeit, manche angenehme Berührungspunkte. Nur wollte ihm das nicht an Moritz gefallen, daß er sich Muster gewählt hatte, nach denen er sich bildete, was immer nur zu einem niedern Grad der Vollkommenheit gelangen lasse, und daß er von Goethe so panegyrisch spreche. „Denn ich ärgere mich," sagt er, „über jeden Sektengeist und über jede Vergötterung Anderer." Auch schien ihm (mit Recht!) das eine übertriebene Behauptung von Moritz zu sein, daß ein jedes Produkt aus dem Reiche des Schönen ein durchaus vollendetes, abgeschlossenes Ganzes sein müsse, denn nach diesem Ausspruche gebe es noch kein vollkommenes Werk und sei sobald auch keins zu erwarten.

Inzwischen sollte Schiller's Hoffnung eines abermaligen schönen Sommeraufenthalts bei Rudolstadt nicht in Erfüllung gehen, wie denn im Leben selten das Schöne wiederkehrt. Er erhielt einen Ruf als Professor der Geschichte nach Jena.

Der Abgang Eichhorn's nach Göttingen machte damals die Wiederbesetzung dieser Stelle in Jena nothwendig. Schiller hatte durch seine eben erschienene Geschichte des Abfalls der Niederländer auf eine glänzende Weise seinen Beruf für die Geschichte beurkundet. Er war auch sonst den Regierungen der herzoglich sächsischen Länder, welche die akademischen Lehrstellen in Jena gemeinschaftlich besetzten, auf eine vortheilhafte Weise bekannt. Goethe, der bei dieser Gelegenheit viele Theilnahme an dem Glücke unseres Schiller an den Tag legte, und der Geheimerath von Voigt verwandten sich für ihn, und der Herzog von Weimar war, wie wir wissen, ihm persönlich gewogen. Es ist nicht zu bezweifeln, daß die Lengefeld'sche Familie selbst in dieser Sache von Gewicht

war, indem ihre Freunde in ihrem Sinne handelten. Ohne das Verhältniß Schiller's zu Fräulein von Lengefeld hätte er die Stelle schwerlich erhalten. So aber hatte seine Erwählung keine Schwierigkeiten. Schon am 28. Dezember 1788 schreibt er, es sei beinahe schon richtig, daß er künftiges Frühjahr als Professor der Geschichte nach Jena gehe.

Er war über diese Aussicht weniger erfreut, als man hätte erwarten sollen. „So sehr es im Ganzen mit meinen Wünschen übereinstimmt," sagt er, „so wenig bin ich von der Geschwindigkeit erbaut, womit es betrieben wird. Ich selbst habe keinen Schritt in der Sache gethan; habe mich aber übertölpeln lassen, und jetzt, da es zu spät ist, möchte ich gern zurücktreten. — Also die schönen paar Jahre von Unabhängigkeit, die ich mir träumte, sind dahin; mein schöner künftiger Sommer ist auch fort, und dieß Alles soll mir ein heilloser Katheder ersetzen. — Ich lobe mir doch die goldne Freiheit. In dieser neuen Lage werde ich mir selbst lächerlich vorkommen. Mancher Student weiß vielleicht schon mehr Geschichte, als der Herr Professor. Indessen denke ich wie Sancho über die Statthalterschaft: wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand, und habe ich nur erst die Insel, so will ich sie regieren, wie ein Daus! Wie ich mit meinen Herren Kollegen, den Professoren, zurecht komme, ist eine andere Frage."

Auch die folgenden Briefe an seine Freundinnen lassen sich über die Schwierigkeiten und das Unvortheilhafte seiner künftigen Stellung weiter aus, deren gute Seite von der schlimmen bei weitem überwogen werde. „Um mich," sagt er, „des neuen Faches, in das ich mich jetzt einlasse, so zu bemächtigen, daß ich meine eigene Zufriedenheit verdiene und gründlich darin wirken kann, muß ich zwei, drei Jahre jeder andern Thätigkeit absterben, und in einem Schwall von mehr als tausend geist- und herzlosen alten Schriften herumwühlen. Das ist doch in der That traurig für mich! — Dazu kommt, daß mir in Jena keine Vortheile angeboten werden können, mich schadlos zu halten, und mir eine angenehme Unabhängigkeit zu verschaffen. Dieser Umstand kommt auch dabei sehr in Betrachtung, und könnte mich in der Folge zwingen,

Jena mit einem andern Platze zu vertauschen. — In der That ist es von meiner Seite nichts anderes, als eine heroische Resignation auf alle Freuden in den nächsten drei Jahren, um für meinen Geist allenfalls in der Folge eine leichte Zukunft dadurch zu gewinnen. Um glücklich zu sein, muß ich in einem gewissen sorgenfreien Wohlstand leben, und dieser muß nicht von den Produkten meines Geistes abhängig sein. Dazu konnte mich aber nur dieser Schritt führen, und darum habe ich ihn gethan." Und in einem folgenden Schreiben äußert er sich in gleicher Weise: „Ich sehe täglich ein, daß ich diesen Schritt nicht anders, als unter den entschiedensten ökonomischen Vortheilen hätte thun sollen; eine sehr ansehnliche und solide Verbesserung von dieser Seite wäre vielleicht diese Aufopferung von Zeit und Freiheit werth gewesen; aber so wie die Sachen stehen, habe ich blos Aussichten, und für den Augenblick positiven Verlust." — Es war nämlich mit dieser Professur kein Gehalt verbunden; ja er beklagt sich, daß Jena, weil es keine Besoldungen zu geben habe, immer ausgesetzt sei, seine besten Lehrer zu verlieren, die von andern Universitäten mit Geld aufgewogen würden. So fürchte er, den Professor Paulus nicht lange zu genießen, weil er schon Anträge von einer fremden Akademie erhalten habe.

Es that ihm wehe, daß er in den nächsten Jahren genöthigt sein sollte, der Dichtkunst ganz zu entsagen. „Der Abschied von den schönen, freundlichen Musen ist immer hart und schwer, und die Musen — ob sie schon Frauenzimmer sind — haben ein rachsüchtiges Gemüth. Sie wollen verlassen, aber nicht verlassen werden, und wenn man ihnen den Rücken gekehrt hat, so kommen sie nachher auf kein Rufen mehr zurück. Wenn dieß aber auch nicht wäre, so rächen sie sich schon durch ihre Abwesenheit genug." So empfand er denn auch, schon als er sich in den folgenden Monaten für seine Vorlesungen vorbereitete, das Drückende dieser Arbeit und das Widerstreben seines Genius gegen dieselbe. „Ich bin dazu verdammt," klagt er, „mich durch die geschmacklosesten Pedanten durchzuschlagen, um Dinge daraus zu lernen, die ich morgen wieder vergesse. Ich habe nie eine so große

Versuchung gefühlt, ein neues Schauspiel anzufangen, als diesen Winter — gerade, weil die Umstände es verbieten."

Das Schwesterpaar, dem er diese und ähnliche Mittheilungen machte, that, nach Frauenart, alles Mögliche, um ihn zu trösten und mit seiner Zukunft auszusöhnen. Einem Mädchen ist nichts willkommener, als eine feste Anstellung ihres Geliebten, und innere, in seinem Geiste wurzelnde Mißverhältnisse zu derselben kommen wenig in Anschlag. Wie Frauen sich leicht in alle Verhältnisse finden, wenn sie nur ihrer Liebe leben können, so erwarten sie ein Gleiches vom Manne. Doch von wem könnte dieser leichter aufgerichtet werden! So hoffte denn auch endlich Schiller, „der Himmel habe es am Ende doch gut mit ihm vor." Besonders tröstlich war es ihm, daß ihn seine Freundinnen in Jena zu besuchen versprachen, da er nicht Zeit haben würde in dem nächsten Jahre nach Rudolstadt zu kommen, und da es noch ungewiß war, ob er vor dem Antritte seiner Professur auch nur zu einem eintägigen Besuche dahin würde reisen können. Das war die Lichterscheinung, die er in dieser freudelosen Zeit im Prospekt hatte; und da er in Jena dem Wohnorte seiner Freundin nicht näher kam, so erheiterte er sich durch die Vorstellung, daß er dort wenigstens die Saale mit ihr gemein habe, die ihn immer erinnern werde, daß sie von Rudolstadt herkomme. Ja! er freute sich sogar auf die große Geistesleere, die in Jena durch die gesellschaftlichen Zirkel in ihm entstehen werde; denn durch dieselbe werde das Andenken an seine Lotte ihm nur noch mehr zum Bedürfniß werden. Sie werde ihm näher kommen, in dem Grade, als sie ihm nothwendiger sei. So läßt ein liebendes Herz alle Zufälle in seinen Dienst treten, und sogar der spitzfindige Scharfsinn wird ihm unterthänig, welcher sich auch das Unangenehmste zum Vortheil der Liebe zu deuten weiß.

Aus dem Angeführten sieht man, daß Schiller eben keinen hohen Begriff von der Geistesbildung der Herrn Professoren hatte. „Werden Sie mir nun auch noch gut bleiben," fragt er seine Lotte, „wenn ich ein so pedantischer Mensch werde, und am Joch des allgemeinen Besten ziehe?" Es gibt in der That einen freien Standpunkt der Betrachtung,

auf welchem uns die Gelehrten, wenn sie nicht mehr sind, nur als Handwerker erscheinen.

Heut zu Tage wenigstens ist häufig der edle Jüngling von dem Wunsche beseelt, in seinem künftigen Leben „für das allgemeine Beste“ gedeihlich wirken zu können; und mancher Mann fühlt sich nur in einem bedeutenden Wirkungskreise glücklich. Das Wirken für Andere ist bei den Wohlgesinnten unserer Zeitgenossen beinahe ein Gemeinwunsch, und ein Wort der Mode geworden, so daß man oft fragen möchte, wo denn der Zweck des Lebens zu suchen sei, wenn Jeder nur der Andern wegen, und kein einziger um seiner selbst willen da ist? Auch Schiller forderte dazu auf, „das von der Vorwelt überkommene reiche Vermächtniß von Wahrheit, Sittlichkeit und Freiheit aus eigenen Mitteln durch einen, wenn auch kleinen Beitrag zu vermehren[1].“ Aber der Wirkungskreis eines akademischen Docenten schien ihm zu unbedeutend, und er erkannte in seinem Innersten eine ganz andere Bestimmung, als daß es ihm bei Uebernahme seines Lehramtes hätte wohl zu Muthe sein können. Daher die Worte: „Nun muß ich mich über Hals und Kopf beeilen, daß ich mich für meinen Beruf (Gott verzeih' mir's!) auch tüchtig mache.“

Die paar Monate, die Schiller noch in Weimar zuzubringen hatte, flossen einförmig dahin. Er unterhielt sich mit von Knebel bisweilen über metaphysische Gegenstände, und machte in dieser Zeit auch die Bekanntschaft Bürger's, der in Weimar zum Besuche war. Er miethete sich unterdessen ein Logis in Jena, und verschaffte sich das Diplom als Doctor philosophiae für fünfzig Thaler. Ein theurer Spaß! wie er schreibt[2]. Sein „verwünschter“ Geisterseher machte ihm so viel zu schaffen, daß er vor der Mitte des Aprils 1789 nicht an die Vorarbeitung für seine ersten Kollegien kommen, und daher nicht mehr nach Rudolstadt reisen konnte. Durch zu

[1] Siehe das Ende der Vorlesung: Was heißt Universalgeschichte? in Schiller's Werken in E. Bd., S. 1035, 1. (Oktavausg. B. 10, S. 441).

[2] „Der arme Schiller! Auch den abgetragenen Doktorhut muß er wie einen neuen bezahlen.“ Zelter im Briefwechsel mit Goethe.

vieles Sitzen und allzuangestrengtes Arbeiten hatte der geplagte, getriebene Mann in diesem Winter auch seine bisher ziemlich gute Gesundheit geschwächt, so daß er sich häufig über Uebelbefinden, namentlich über ein drückendes Kopfweh beklagte. Anfangs Mai reis'te er zu seiner neuen Bestimmung nach Jena ab.

---

## Achtes Kapitel.

„Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande“ nebst einigen Beilagen.

Ehe wir unsern Freund in den Ort seiner neuen Bestimmung begleiten, betrachten wir sein historisches Werk noch, welches ihm den Weg zu derselben bahnte.

Die Geschichte des Abfalls der Niederlande von Spanien, für welche Schiller so fern liegende Vorbereitungen getroffen und so gründliche Studien gemacht, konnte endlich zur Michaelismesse 1788 erscheinen, nachdem schon einige Proben davon in dem Deutschen Merkur[1] das Publikum nach dem ganzen Werke begierig gemacht hatten. Schiller's Leben hatte einen neuen üppigen Sprößling getrieben, nach welcher Richtung jetzt eine geraume Zeit seine besten Kräfte hinflossen.

Wenn uns erzählt wird, daß der Verfasser diese Darstellung zum Theil in Volkstädt in der beglückenden Nähe seiner Freundinnen ausgearbeitet habe, und daß diesen die einzelnen Abschnitte frisch, wie sie vollendet waren, vorgelesen

[1] In dem ersten Vierteljahrband des Deutschen Merkurs erschien die Einleitung und der Anfang der eigentlichen Geschichte bis zu Karls V. Abdankung.

wurden [1], so können wir uns schon hieraus die Innigkeit und Wärme erklären, welche uns aus manchen Partien anhaucht. Unser Herz wird beim Lesen milde und menschenfreundlich angeregt, wie sein Gemüth durch den wohlthätigen Einfluß der Liebe beim Schreiben gestimmt war. Eine mit Rücksicht auf die Geliebte verfaßte Schrift, muß sie nicht ganz anders sein, als jede andere? Auch den spröden Stoff wird der Liebende gefällig und anmuthig behandeln, überall wird er die Freundin seine liebsten Gefühle errathen und sie gleichsam in die Heimath seiner Seele blicken lassen, oder wo dieß nicht möglich ist, werden wenigstens die Pulse der beglückten Empfindung durch den Rhythmus der bewegteren Rede schlagen. Wie viel Gemüthserguß in dieser Geschichte der niederländischen Revolution liegt, wird man recht inne, wenn man unmittelbar nach ihr einige Abschnitte des prosaischer gehaltenen Dreißigjährigen Krieges lies't. Ein poetischer und lebhafter Geist, welcher, wenn er liebt, seinem Gefühl nicht durch besondere Liebeslieder Ausdruck gibt, wird durch dasselbe, so viel als möglich, alles beleben, was er zu dieser Zeit schreibt.

Doch darf das Begleitende nicht mit dem Hauptbestimmungsgrund verwechselt werden. Eine große Staatsumwälzung ist ein viel zu heroischer und gewaltiger Gegenstand, als daß ihren Verfasser eine kleine Liebe durch dieselbe hindurchführen könnte. Durch viel stärkere Gefühle, durch viel höhere Ideen ward Schiller bewegt und geleitet, zu denen jene zarteren Gemüthsstimmungen nur zufällig mildernd hinzutraten. Die Humanität kann sich nur zaghaft zeigen zwischen dem Kampfe der Freiheit mit dem Despotismus, denn die Humanität gedeiht nur da, wo die Freiheit den Sieg errungen hat. Dieses historische Werk zog seine Hauptnahrung aus Schiller's Freiheitsprinzip, nicht aus der Liebenswürdigkeit seines Herzens. Den hochgeschwollenen Strom seiner politischen Ideen leitete er nun aus dem Drama in die Geschichte — aus der Tragödie der Bühne in die Tragödie des Lebens. Dem Riesenkampf des Menschengeistes für seine

[1] Leben Schiller's von Frau von Wolzogen, Bd. 1, S. 269.

Würde, welchen Kampf er bisher dichtend aus seiner eigenen Seele gesponnen, spürte er jetzt in der Geschichte nach, welche uns überhaupt nur denselben Gehalt im Großen darstellt, der auch, wenigstens unentwickelt, im Leben des Einzelnen liegt. Die hohe Gestalt der Freiheit ist es, welche überall im Hintergrund dieses historischen Gemäldes steht.

Der Verfasser erklärt sich selbst in der Einleitung über den Gesichtspunkt, aus dem er diese merkwürdige Begebenheit der Gründung der niederländischen Freiheit bearbeitet hat und betrachtet wissen will, mit folgenden Worten: „Wenn die schimmernden Thaten der Ruhmsucht und einer verderblichen Herrschbegierde auf unsere Bewunderung Anspruch machen, wie viel mehr eine Begebenheit, wo die bedrängte Menschheit um ihre edelsten Rechte ringt, wo mit der guten Sache ungewöhnliche Kräfte sich paaren, und die Hülfsmittel entschlossener Verzweiflung über die furchtbaren Künste der Tyrannei in ungleichem Wettkampfe siegen. Groß und beruhigend ist der Gedanke, daß gegen die trotzigen Anmaßungen der Fürstengewalt endlich noch eine Hülfe vorhanden ist, daß ihre berechnetsten Plane an der menschlichen Freiheit zu Schanden werden, daß ein herzhafter Widerstand auch den gestreckten Arm des Despoten beugen, heldenmüthige Beharrung seine schrecklichen Hülfsquellen endlich erschöpfen kann. Nirgends durchdrang mich diese Wahrheit so lebhaft, als bei der Geschichte jenes denkwürdigen Aufruhrs, der die vereinigten Niederlande auf immer von der spanischen Krone trennte; und darum achtete ich es des Versuches nicht unwerth, dieses schöne Denkmal bürgerlicher Stärke vor der Welt aufzustellen, in der Brust meines Lesers ein fröhliches Gefühl seiner selbst zu erwecken und ein neues unverwerfliches Beispiel zu geben, was Menschen wagen dürfen für die gute Sache und ausrichten mögen durch Vereinigung."

In ähnlicher Weise spricht sich der Geschichtschreiber in der Vorrede über den Zweck seines Werkes aus: „Als ich vor einigen Jahren die Geschichte der niederländischen Revolution unter Philipp dem Zweiten in Watson's vortrefflicher Beschreibung las, fühlte ich mich dadurch in eine Begeisterung gesetzt, zu welcher Staatsaktionen nur selten erheben.

Bei genauer Prüfung glaubte ich zu finden, daß das, was mich in diese Begeisterung gesetzt hatte, nicht sowohl aus dem Buche in mich übergegangen, als vielmehr eine schnelle Wirkung meiner eigenen Vorstellungskraft gewesen, die dem empfangenen Stoffe gerade die Gestalt gegeben, worin er mich so vorzüglich reizte. Diese erhebenden Empfindungen wünschte ich weiter zu verbreiten, und auch Andere Antheil daran nehmen zu lassen. Dieß gab den ersten Anlaß zu dieser Geschichte und ist auch mein ganzer Beruf, sie zu schreiben." Und in einer später unterdrückten Stelle im Deutschen Merkur[1] heißt es sogar: „Die Kraft also, womit es (das niederländische Volk) handelte, ist unter uns nicht verschwunden; der glückliche Erfolg, der sein Wagestück krönte, ist auch uns nicht versagt, wenn die Zeitläufe wiederkehren und ähnliche Anlässe uns zu ähnlichen Thaten rufen."

Diese Bekenntnisse sind so unumwunden und bestimmt, daß sie keiner weitern Erklärung bedürfen. Die Grundidee und den Endzweck, welche uns andere, besonders die alten Historiographen häufig nur errathen lassen oder doch nur beiläufig angeben, stellt unser Verfasser ausführlich sogleich an die Pforte seines Werkes; und er zeigt die Eigenthümlichkeit seines sich über Alles verständigenden Geistes darin, daß er nicht eher an die Darstellung selbst schreitet, ehe er die Beweggründe zu derselben und die bei seinen Lesern zu erzielende Wirkung sich vollkommen klar gemacht und deutlich ausgesprochen hat. Sein philosophischer Scharfblick unterscheidet sogar das, was in den geschichtlichen Thatsachen selbst liegt, von dem, was das Gemüth aus eigenem Ideenvermögen zu diesen Thatsachen hinzuthut, eine Distinktion, welche sich nicht leicht bei einem andern Historiker finden möchte.

Wir sehen also, daß dieselben politischen Ideen und dieselbe Begeisterung für bürgerliche Freiheit, welche das Lebensprinzip seiner frühern Dramen ist, Schillern bei der Wahl dieses historischen Stoffes bestimmten und ihm bei dessen Bearbeitung leuchteten. Ein Marquis Posa würde diese Geschichte so geschrieben haben, wie sie aus dem Griffel Schiller's

[1] Erstes Vierteljahr von 1788, S. 6.

hervorging. Ein Jahr vor dem Ausbruche der französischen Revolution schrieb der deutsche Schriftsteller nach denselben Ideen, welche bei jener in Frage kamen, seine Geschichte des niederländischen Abfalls.

Das ganze Gemälde ist daher unter den Gesichtspunkt der Freiheit im Kampfe mit der Tyrannei gestellt. Die Charakterschilderungen, die Erzählung der Begebenheiten, die Wahl und die Behandlung des Stoffes, die vielen eingestreuten Bemerkungen — Alles blickt nach diesem Einen Ziele hin. Ueberall kommt er auf diese Grundidee seines Werkes zurück, und was er nicht mit derselben in Verbindung setzen kann, scheint nicht so sehr, wie das Uebrige, gelungen zu sein, wie z. B. die Beschreibung des Handels, der Industrie und des Reichthums der Niederländer im ersten Kapitel nur eine trockene Kompilation ist. Die Erklärungsgründe der Thatsachen sind so viel als möglich aus demselben Prinzip geholt. Auf die Frage z. B.: Warum fand die Reformation bei den Niederländern einen so schnellen Eingang? antwortet er: „Weil sie politisch frei waren, denn nichts ist natürlicher, als der Uebergang der bürgerlichen Freiheit zur Gewissensfreiheit.“ An hundert Stellen macht er Opposition gegen das Priesterthum, gegen die Inquisition, gegen das Mönchswesen, gegen den politischen Despotismus, gegen jegliche Willkühr, und nimmt überall in Schutz die Heiligkeit der Gesetze, die unantastbaren Rechte des Menschen, die heiligen Gefühle der Natur, die freiste Beweglichkeit der Individuen im Gegensatz gegen die abstrakte Einförmigkeit des Staatsmechanismus [1]. Was er in dem Drama Don Karlos hatte zurücklassen müssen oder nur kurz hatte andeuten können, das vorzutragen und auszuführen, nahm er sich hier eine Gelegenheit. Das fürchterliche Gemälde der Inquisition z. B., lag schon längst in Schiller's Seele [2].

Aber der vorgesetzte Zweck und die beabsichtigte Wirkung werden nicht erreicht, weil diese Revolutionsgeschichte leider ein Fragment geblieben ist. Während die „Einleitung“ sich

[1] Schiller's Werke in E. Bd., S. 802. 1. (Oktavausgabe B. 8, S. 81. f.).

[2] Siehe Theil 1, S. 296. „Das Inquisitionsgericht“ in Schiller's Werken in E. B., S. 802 ff. (Oktavausgabe B. 8, S. 84. ff.).

andeutend über das Ganze verbreitet, beschränkt sich die darauf folgende Erzählung selbst, auf die vorbereitende Epoche der eigentlichen Geschichte. Das Fragment endigt nämlich mit der Abdankung Wilhelms von Oranien, mit dem Verfall des Geusenbundes und mit der Gründung von Alba's blutiger Herrschaft; und zwei Beilagen sind zugegeben, von denen uns die eine die Vertheidiger der Freiheit, die Grafen Egmont und Hoorn, auf dem Schaffot zeigt, während wir in der andern die Stadt Antwerpen, trotz ihrer Anstrengung, der Uebergewalt des Prinzen von Parma unterliegen sehen. Schiller führt also seine Darstellung gerade bis zur Niederlage und zum scheinbaren Untergang der guten Sache; und weit entfernt, von einem fröhlichen Gefühl und einem höhern Vertrauen gehoben zu sein, scheiden wir von dem durchlesenen Buche in unbefriedigter Stimmung und, wenn wir den Ausgang der Insurrektion nicht anderswoher kennen, mit dem schmerzlichen Glauben, daß oft auch die löblichsten Unternehmungen für Religion und Freiheit der Gewalt und dem Schicksal erliegen. Das Beil des Henkers über dem Haupte eines Menschen, der gewagt hatte, einige Augenblicke von religiöser und bürgerlicher Freiheit zu träumen — das ist das Bild der niederländischen Nation, mit dem uns hier Schiller entläßt. Dazu kommt, daß wir zur Sache selbst nicht einmal ein rechtes Herz fassen können, wenn wir die Wuth, den Unbestand und Kleinmuth des Volkes, wenn wir das unzusammenhängende, planlose und uneinige Verfahren der Mitglieder des Geusenbundes, dieser „Vortänzer" der Freiheit, mit dem nüchternen Blicke betrachten, wie Schiller uns diese Dinge darstellt. Denn dieser ist eben so weit entfernt, die Güte einer Sache wegen des ungeschickten Benehmens ihrer Anhänger zu verkennen, als ihn seine Uebereinstimmung in einem Grundsatze mit Andern zum partheiischen Urtheile über dieselben verführt. So kann ihn denn von allen Personen seiner Geschichte beinahe nur Wilhelm von Oranien befriedigen, welcher aber in der hier erzählten Periode noch zu sehr im Hintergrund steht und sich endlich sogar ganz von der Bühne entfernt, auf der wir zuletzt nur noch Alba und seine Henker spielen sehen.

Auf diese Weise widerspricht das fragmentarische Werk dem Endzwecke seines Urhebers, und bleibt hinter der verheißenen Wirkung zurück. Beinahe nur des Verfassers eigener erhabener Freiheitssinn, welcher die ganze Darstellung durchglüht und organisirt, begeistert uns; die dargestellten Begebenheiten selbst, die Personen und das Ende dieser einleitenden Periode entmuthigen uns mehr, als sie uns erheben. Nur die auserzählte Geschichte könnte unser Vertrauen zum Siege des Guten wiederherstellen nnd uns mit dem schlecht begonnenen Unternehmen versöhnen.

Schiller will die Begeisterung, in welcher er selbst durch diese außerordentliche Begebenheit versetzt wurde, auch im Leser entzünden. Wenn also andere Historiographen möglichst objektiv zu sein sich bemühen, so erfüllt der unsrige seine Darstellung mit seiner eigenen Seele. Er pflanzt das Geschichtliche in die Sphäre seiner eigenen Weltanschauung und läßt es hier ein neues Leben gewinnen. Die Begebenheiten werden hierdurch im Ganzen nicht verfälscht, aber sie erscheinen doch eigen beleuchtet, veredelt, anders gestellt. Es gibt nicht leicht einen Historiker, der in seine Darstellung so viele Begriffe, Ansichten, Empfindungen hineinarbeitete. Für Eine Thatsache, wie viele Erklärungsgründe weiß er herbeizuziehen, und sind nicht die meisten derselben geistiger Art, also aus der eigenen Vernunft und Ueberzeugung geschöpft?

Wie genial ist sogleich die „Einleitung!" Was ließe sich in irgend einem Geschichtswerke ihr an die Seite stellen? Diese Einleitung ist ein eigenthümliches, in seiner Art einziges Gewächs seines Geistes. Hier, wo er am freisten schalten konnte, vermochte er sich auch am glänzendsten zu zeigen. Nachdem er sich darüber erklärt, worin sein Zweck liege, und welchen Zweck er nicht verfolge, gibt eine prachtvolle allgemeine Schilderung, worin Schiller ein Meister ist, ein großartiges Gemälde des ganzen Aufstandes und Krieges. Der Grundgedanke ist, daß nichts Wunderbares in dem Erfolge dieser Unternehmung sei, sondern daß nur natürliche Kräfte in der ganzen Begebenheit spielten. Um dieß zu beweisen, verbreitet sich die erörternde Schilderung über Philipps des Zweiten getheilte Kriegsmacht, über seine

Geldverlegenheit, über den trägen Gang des Krieges, über den Mangel an Einheit, mit dem er geführt wurde, über den Haß Philipps bei andern Mächten — und in allem diesem werden mit dem spanischen Despoten die Niederländer in einen herrlichen Kontrast gestellt; und am Schlusse endlich wird eine Vergleichung dieser Empörung mit dem Aufstande des Claudius Civilis gegen die Römer gegeben. Hier ist alles charakteristisch bis ins Geringfügige hinein, besonders aber auch die antithetische Behandlung des Ganzen, und jenes Bestreben, sogleich von vorn herein jeden unmittelbaren göttlichen Einfluß in diese Weltbegebenheit als unstatthaft zurückzuweisen. Der Geschichtschreiber will uns den reinen Kampf der menschlichen Freiheit mit dem Despotismus nur unter dem begreiflichen Gesetze der Naturnothwendigkeit und unter dem Spiele des Zufalls darstellen. Eine höhere Vorsicht in menschlichen Dingen nimmt er, wenigstens als Historiker, nicht an, so wenig, als der Prinz im „Geisterseher[1]."

Auch in der Erzählung selbst zeigt sich überall Schiller's über den Stoff gebietender Geist. Die Auswahl und die Anordnung des Materials sind vortrefflich. Nie kann sich Schiller in eine unendlich verschiedenartige Mannigfaltigkeit des Details verlieren; alles folgt bei ihm großartigen Ansichten, und seinem Totalblick entziehen sich bisweilen untergeordnete Einzelnheiten. Eine Reihe in einander greifender Gemälde wird an uns vorübergeführt, und von jedem ist alles Fremdartige, was uns im Genuß desselben stören und unsere Aufmerksamkeit zerstreuen könnte, mit großer Kunst ausgeschieden. Nur was ein allgemein menschliches Interesse hat, ist in das Werk aufgenommen oder ist wenigstens allein ausführlich behandelt; alles übrige, wenn es nicht ganz zu beseitigen war, ist möglichst kurz abgefertigt.

Auch bei andern Geschichtschreibern treffen die Thatsachen mit ihren geläufigen Ideen und Lieblingsneigungen zusammen, und sie erzählen uns die Begebenheiten nur, wie sie dieselben auffassen und empfinden. Es kann uns eigentlich jede

[1] Siehe Theil 2, S. 46.

Geschichtsdarstellung nur ihres Verfassers Ansicht der Geschichte vorführen. Dieser gibt uns nie unmittelbar die Sache, sondern nur das Bild der Sache. Dieses Bild aber ist tausendfach abhängig von der besondern Beschaffenheit der Seele, welche es aufnahm, und ist darnach eigenthümlich gestaltet. Aber geht unser Schiller nicht noch weiter? Er will seinen ausdrücklichen Worten nach die erhebenden Empfindungen, in welche er selbst durch die niederländische Geschichte versetzt wurde, weiter verbreiten, auch Andere will er an denselben Antheil nehmen lassen, ja er nennt diese Aufgabe nicht nur den Anlaß zu seinem Werke, sondern sogar seinen ganzen Beruf, dasselbe zu schreiben. Hierdurch mußte sich der ursprüngliche Charakter der Geschichte selbst noch mehr verändern. Jetzt hat der Geschichtschreiber nicht allein mehr die Sache, sondern er hat fortwährend hauptsächlich den Leser im Auge. Und wird die Sache selbst nicht eigentlich als ein Mittel gebraucht für eine zu erzielende Wirkung? Die Thatsachen selbst verlieren hierdurch von ihrem heiligen Ansehen, und werden willkührlicher behandelt. Diejenigen, welche dem Zwecke am besten dienen, werden in den Vordergrund gestellt, die andern müssen sich fügen, oder wenn sie dazu zu spröde sind, geschieht ihrer nur kurze Erwähnung oder sie werden ganz verschwiegen. Freilich entstehen hierdurch vielleicht bisweilen Lücken im Zusammenhang der Erzählung — aber kann ein Geist, welchem so unendlich viele innere Hülfsmittel zu Gebote stehen, wie unserm Schiller, diese Geschichtslücken nicht leicht ausfüllen, so daß nichts zu mangeln scheint?

Es kann nicht fehlen, daß durch dieses Streben, für gewisse Ideen zu begeistern, eine geschichtliche Darstellung ein rhetorisches Gepräge erhält, wie dieses besonders in der Einleitung und etwa im ersten Drittheile des vorliegenden Werkes stark hervortritt. Im Verfolg der Erzählung überläßt sich Schiller dem Strome der Begebenheiten, und wie seine Person und Ansichten sich mehr unserm Blicke entziehen, so merken wir auch weniger die Absicht des Geschichtschreibers, unsere Meinungen und unser Empfindungsvermögen zu bestimmen. Dieser rednerischen Kraft und Wärme verbindet sich dann, und ihr dient zum Theil die poetische und künstlerische

Gestaltung. Wenn er sich nicht enthalten konnte, das sittlich-politische Interesse, von welchem er bewegt war, einfliessen zu lassen, wie hätte er die Ansprüche, welche Einbildungskraft und Schönheit an jede seiner Arbeiten machten, zurückweisen können? Er selbst setzt den eigenthümlichen Vorzug seines Werkes in dessen geschmackvolle Form. „Meine Absicht bei diesem Versuche ist mehr als erreicht," sagt er am Ende der Vorrede, „wenn er einen Theil des lesenden Publikums von der Möglichkeit überführt, daß eine Geschichte historisch treu geschrieben sein kann, ohne darum eine Geduldprobe für den Leser zu sein, und wenn er einem andern das Geständniß abgewinnt, daß die Geschichte von einer verwandten Kunst etwas borgen kann, ohne deßwegen zum Roman zu werden." So sollte das größere Publikum angezogen, und auch der Gelehrte noch befriedigt werden. Es war damals, wo auch Johannes von Müller zu wirken anfing, eine schönere Zeit für die Geschichte angebrochen, welche aus der Nacht gelehrter Barbarei hervorzutreten und vor dem Volke zu leuchten begann.

Wenn sich auf diese Weise Schiller's sittliche Kräfte und poetisches Talent in seinen historischen Darstellungen ins Spiel setzten, so betheiligte sich auch durch eine weitgreifende pragmatische Behandlung des Stoffes sein durchdringender Verstand. Nicht leicht möchte ein anderer Historiker überall so sehr darauf ausgehen, dem ursächlichen Faden, welcher durch das Herz der Dinge geht und sie aneinander bindet, auf die Spur zu kommen; keiner sucht so durch die trügerischen Erscheinungen in das dauernde Wesen der Begebenheiten einzudringen. Alle Lebenselemente Schiller's — seine sittlichen, poetischen und intellektuellen Anlagen — ergossen sich also beinahe ebenmäßig in dieses Werk und gestalteten es in einträchtigem Zusammenwirken. Es werden uns nicht allein Begebenheiten erzählt, sondern sie werden uns auch erklärt, und zugleich werden wir für Ideen begeistert und durch herrliche Schilderungen und die klare, reine Form des Ganzen erfreut und gefesselt. Zu läugnen ist aber nicht, daß die Fülle des Gehalts, welche Schiller durch alle Kanäle seines Geistes in sein Werk leitet, das Thatsächliche oft

überragt und beinahe erdrückt; daß die Einbildungskraft mit den Gegenständen ein zu freies Spiel treibt und sie aus eigenem Fond zu sehr bereichert, und daß endlich viele Erklärungsgründe nicht aus den speziellen Begebenheiten, sondern aus allgemeinen Ansichten des Verfassers hergenommen sind. Ein verführerischer Zauber ist durch alle diese Künste über die Schrift gegossen. Wir werden in eine poetische Begeisterung versetzt, in welcher uns die geschichtliche Wahrheit als etwas Geringfügiges erscheint und ziemlich gleichgültig ist, und welche uns zur genauen und strengen Betrachtung der Begebenheiten ungeschickt oder unaufgelegt macht. Der Schriftsteller reißt unsere ganze Theilnahme an sich, und wir interessiren uns für die Thatsachen nur wegen ihrer ausgezeichneten Behandlungsweise. Die historische Wahrheit verbleicht am Feuerglanze der philosophischen. Bei Schiller aber ist diese Gefahr um so größer, weil seine poetisch-rhetorische Methode nicht eine von Andern angenommene Manier, sondern ganz originell und mit Nothwendigkeit aus seiner eigenthümlichen Natur hervorgeht. Daher der frische, belebende, spannende, überwältigende Geist und der unwiderstehliche Zauber dieses damals in seiner Art ganz neuen und auch jetzt noch unübertroffenen historischen Kunstwerkes, welches hierdurch Eigenschaften besitzt, die sich auch durch die berechnetste Künstelei nie erreichen lassen. Denn wer wieder so schreiben will, muß wieder ein solches Individuum sein.

Die Gefahr einer Entzückung, welche mit dem gehaltenen Charakter einer Staats- und Weltgeschichte unverträglich ist, wird bei unserm Historiographen aber durch seine gründliche Forschung, seine Unpartheilichkeit und durch die große Besonnenheit seiner pragmatischen Behandlung ins Gleichgewicht gebracht. Er hat hierdurch so viel Verstand in sein Werk gebracht, als in demselben Ideen und Poesie leben. Kann uns etwas für diese Gattung der Geschichtskunst gewinnen, so ist es ohne Zweifel eine solche gleichmäßige Vertheilung der geistigen Kräfte in Ein Werk und eine solche vielseitige Appellation an die Seele des Lesers. Durch Verbindung der verschiedenen Schreibweisen, welche, einseitig

befolgt, fehlerhaft sind, hat er die Nachtheile aller wenigstens möglichst verringert.

Aus dieser Erörterung möchte es entnommen werden können, daß Schiller sein erstes historisches Werk nicht anders schreiben konnte, als er es wirklich schrieb. Wie er in seinen ersten Dramen übersprudelte, so legte er in sein erstes Geschichtswerk eine Ueberfülle des Gehalts aus sich selbst. Die Geschichte war ihm noch nichts anderes, als ein Werkzeug, an dem er die Wahrheit seiner bisher bloß poetisch gestalteten Ideen nun in der Wirklichkeit prüfte; und wie sich durch seine historischen Vorstudien philosophische Gedanken ziehen, so leitete er diese jetzt auch durch sein Geschichtswerk. Die Rechte der Geschichte konnten noch nicht überall geschont werden, weil er sich gedrungen fühlte, vor allem die jenen bisweilen widerstreitenden Rechte seiner eigenen Natur geltend zu machen. In dieser Darstellung sind alle Tugenden, die den historischen Stil Schiller's charakterisiren, enthalten, aber es fehlt noch das schöne Maß der Vollendung. Wie aber die Dramen der ersten Periode an Feuer alle spätere übertreffen, so kommen die folgenden historischen Schriften dieser ersten an Lebendigkeit nicht gleich.

Von den beiden Beilagen zu dem Abfall der vereinigten Niederlande erschien die erste im Jahr 1789 im achten Hefte der Thalia unter dem Titel: „Des Grafen Lamoral von Egmont Leben und Tod.“ Den Abschnitt, welcher über Egmont's Leben handelt, ließ der Verfasser später, um sich nicht zum Theil zu wiederholen, wegfallen[1], und veränderte darnach die Ueberschrift. Wir können diese Verstümmelung einer selbstständigen Darstellung zu einem sekundären Bruchstück nur bedauern. Der Aufsatz müßte wieder als Ganzes hergestellt werden. Es ist ein höchst gelungenes und anziehendes biographisches Gemälde, eben so anspruchslos und natürlich geschrieben, wie der Verbrecher aus verlorener Ehre. Die zweite Beilage: „Die Belagerung von Antwerpen durch den Prinzen von Parma in den Jahren 1584 und 1585,“ ist erst im Jahre 1795 geschrieben, und aus dem vierten und fünften

[1] Döring's Nachlese, S. 211 ff.

Stücke der Horen genommen. Als Herausgeber dieser Zeitschrift kam er oft wegen Mangels an Manuskripten in Verlegenheit, und so verfaßte er denn damals diesen Aufsatz, um, wie er an Goethe schreibt[1], in der Geschwindigkeit etwas für das vierte Stück der Horen zu schaffen. Diese Arbeit kam ihm nach seinen damaligen philosophischen Beschäftigungen sehr leicht vor. „Erst an dieser Arbeit," sagt er, „sehe ich, wie anstrengend meine vorige gewesen; denn ohne mich gerade zu vernachlässigen, kommt sie mir wie ein Spiel vor, und nur die Menge elenden Zeugs, die ich nachlesen muß, und die mein Gedächtniß anstrengt, erinnert mich, daß ich arbeite. Freilich gibt sie mir auch nur einen magern Genuß; ich hoffe aber, es geht mir, wie den Köchen, die selbst wenig Appetit haben, aber ihn bei andern erregen." Auch diese kleine abgerundete und spannende Schilderung ist nach Schiller'scher Weise unter einen allgemeinen Gesichtspunkt gestellt, aber nicht mehr unter einen kosmopolitischen, denn seine Weltbetrachtung war weiter und freier geworden. Die Grundidee ist aus dem speziellen Ereigniß selbst geschöpft. Die Darstellung zeigt (in der Person des Prinzen von Parma), wie der menschliche Erfindungsgeist durch Klugheit, Entschlossenheit und standhaften Willen über ein mächtiges Element obsiegt, und wie im Gegentheil der Mangel dieser Eigenschaften (bei den Belagerten in Antwerpen) alle Anstrengungen des Genies (eines Gianibelli) vereitelt, alle Gunst des Zufalls fruchtlos macht und einen schon entschiedenen Erfolg vernichtet. In mehr spezieller Fassung tritt uns als das Belehrende aus der Geschichte allenthalben der Satz entgegen, daß eine Regierung ungeheure Fehlgriffe machen muß und das Vaterland seinem Untergang zuführt, „welche ohne alles Ansehen und ohne alle Selbstständigkeit Rath bei der Menge holt, über welche sie herrschen sollte[2]." Es wird vortheilhaft sein, sich bei dem Durchlesen dieser Belagerungsgeschichte jenen Gesichtspunkt und diese Idee gegenwärtig zu erhalten. Das kleine Gemälde gewährt hierdurch auch ein rationelles

[1] Briefwechsel, Theil 1, S. 182 f.

[2] Schiller's Werke in E. B., S. 895. 1. o. (Oktavausg. B. 8, S. 512).

Interesse, welches wirklich aus dem Gegenstand selbst fließt, und manche Züge desselben sind jenem Ziele zugewandt. Man empfiehlt häufig, und mit Recht, jungen Leuten diese „Belagerung Antwerpens" als eine unterhaltende und bildende Lektüre. Wenn aber die Biographie Egmont's aus der Thalia wieder zu einem Ganzen vervollständigt wäre, so würde sich dieselbe zu diesem Zwecke ungleich mehr eignen.

Wir fügen diesen beiden Beilagen noch eine Erzählung bei, welche Schiller zuerst in den Deutschen Merkur [1] einrücken ließ. Sie führt den Titel: „Herzog von Alba, bei einem Frühstück auf dem Schlosse zu Rudolstadt, im Jahr 1547 [2]." Die Anekdote erzählt, wie die verwittwete Gräfin Katharina von Schwarzburg, welche den Beinamen der Heldenmüthigen führt, den furchtbaren Alba auf ihrem Schlosse in Rudolstadt erblassen machte und ihn den Befehl auszustellen zwang, daß das Vieh, welches seine Soldaten ihren Bauern wortbrüchig weggetrieben hatten, denselben wieder zurückerstattet werde. Ohne Zweifel ward Schiller durch seinen Aufenthalt in Rudolstadt und durch seine Bekanntschaft mit der fürstlichen Familie [3] zur Bekanntmachung dieses Vorfalls veranlaßt. Er wollte vielleicht jenen fürstlichen Personen, welche ihn hochschätzten, etwas Freundliches und Angenehmes sagen. Daher erinnert er auch gleich im Anfang an den Heldenmuth dieses Hauses, welches dem deutschen Reiche einen Kaiser gegeben habe [4]. Doch konnte er auch ohne eine solche Nebenabsicht die nachfolgende Erzählung nicht passender, als durch diese Erinnerung einleiten.

[1] Oktoberheft von 1788, S. 79 ff.

[2] Jetzt in Schiller's Werken in E. B., S. 1110. (Oktavausg. B. 11, S. 236).

[3] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Theil 1, S. 269.

[4] Nämlich Günther von Schwarzburg, welcher am 2. Februar 1349 zum römischen Kaiser erwählt wurde, aber schon am 1. August desselben Jahres starb, 44 Jahr alt.

## Neuntes Kapitel.

Professur und Lebensverhältnisse in Jena. Liebe und Verlobung. Besuch in Rudolstadt. Leiden der Liebe. Der Koadjutor von Dalberg. Wilhelm von Humboldt. Verheirathung.

Schiller war noch nicht dreißig Jahre alt, als er nach einem zweijährigen Aufenthalt in Weimar und Rudolstadt Anfangs Mai 1789 sein akademisches Lehramt in Jena antrat.

Seit Jahrhunderten gehörte Jena zu den besuchtesten und berühmtesten Universitäten Deutschlands. Aus allen deutschen Ländern hatten sich Professoren mit ihren Frauen hier eingefunden, und diese Zusammensetzung bei der größten Freiheit zeigte eine große Mannigfaltigkeit von Sitten und Persönlichkeiten in dem geselligen Leben. Man konnte beinahe nirgends eine größere Verschiedenheit in Manier, Kleidung, wissenschaftlicher und sittlicher Kultur antreffen, als in Jena. Die grellsten Kontraste bestanden neben einander, und es war einem Jeden freigestellt, zu erscheinen und zu handeln, wie er es für gut fand, so lange er nur nicht alle Gesetze der Gesellschaft muthwillig mit Füßen trat. Von den gemeinsten und rohsten Manieren bis zur großstädtischen Ueberfeinerung in Sitte und Kleidung; von der beschränktesten Betrachtung

der Wissenschaft eines Privatdocenten bis zum freisten Ueberblick und zur heitersten Lebensansicht des Weltmannes — für diese ganze Reihe von Lebensformen konnte man in Jena Repräsentanten finden. Rechtlichkeit und Pedanterie, Armuth und Luxus, Einseitigkeit und Anmaßung wohnten in der kleinen Stadt beisammen, und die hohe Geistesbildung, Anspruchslosigkeit, Unbefangenheit und edle Denkweise einiger Lehrer fand in den Eigenheiten vieler andern nur ein allzustarkes Gegengewicht. Aber gerade damals hatten sich manche tüchtige und strebsame, meist junge Professoren hier zusammengefunden, die es an nichts fehlen ließen, den Ruf der alten ernestinischen Hochschule zu erhalten und zu erhöhen. An einem solchen Orte, wo kontrastirende Charaktere und Sitten alle Ansichten und Meinungen in Schutz nahmen, mußten besonders auch philosophische Studien gedeihen, die überall nur da fortkommen, wo das Leben einen weiten Spielraum hat und keine Vorurtheile und Rücksichten die freie Gedankenentwickelung hemmen. So war noch vor Kurzem der Schwiegersohn Wieland's, der junge Reinhold, hier aufgetreten, um in dem Geiste des Königsberger Weisen Philosophie zu lehren, und Kant selbst hatte der Universität Jena in dem Deutschen Merkur zu diesem Lehrer Glück gewünscht.

Bei Reinhold, Paulus, Griesbach, Schütz und andern Männern konnte Schiller auf einen freundlichen Empfang rechnen. Bei der akademischen Jugend aber mochte er beinahe so viele Verehrer und Bewunderer zu finden hoffen, als die Universität lebenskräftige Jünglinge zählte. Er, der jetzt noch der Liebling der gesammten Jugend ist, war damals ihr Abgott! Alle Verhältnisse schienen sich ihm günstig zu stellen — wenn er nur selbst ein besseres Herz zu seinem Berufe hätte fassen können.

Die ersten Wochen gingen mit Besuchen und Einrichtungen hin, die ihn so zerstreuten, daß ihn, wie er schreibt, der Anfang seiner Vorlesungen beinahe unvorbereitet überraschte. Er eröffnete dieselben erst gegen Ende Mais. Ein so rauschender Beifall, wie vielleicht keinem zweiten akademischen Lehrer seiner Zeit, ward ihm zu Theil: gegen vierhundert Studirende strömten in das Griesbach'sche Auditorium,

wo er in dem ersten Semester, wöchentlich zweimal, Dienstags und Mittwochs, Abends von sechs bis sieben Uhr, über die alte Geschichte las. Er kam bis zu Alexander dem Großen, mit welchem er schloß. Später hielt er auch Vorlesungen über die Geschichte der europäischen Staaten und der Kreuzzüge[1]. Durch jene Einrichtung im ersten Sommer gewann er fünf freie Tage, die er zur Vorbereitung und zu schriftstellerischen Arbeiten unentbehrlich erachtete.

Wie wohlthätig seine edle Natur auf die Studirenden wirkte, zeigte sich sogleich bei dieser Vorlesung. Es war damals die rohe Gewohnheit, daß der Professor beim Anfang des Kursus in den ersten Lektionen, die er gab, mit allgemeinem Stampfen empfangen und auch wieder entlassen wurde, was für ein Zeichen des Beifalls galt. Je heftiger das Stampfen und Getümmel bei seinem Eintritt und am Schlusse der Vorlesung war, desto größer die Ehre. Hatte er dagegen mißfallen oder mißfiel während des Kursus irgend einmal, so wurde mit den Füßen gescharrt. Aber für Schiller's hohen Werth war das Gefühl der Achtung so tief, daß er von dem überfüllten Auditorium ohne jenes pöbelhafte Zeichen des Beifalls mit der größten Stille empfangen und entlassen wurde. Eine Auszeichnung, welche in späterer Zeit auch andern hochgeachteten Professoren widerfuhr, welche sich hierdurch sehr geschmeichelt fühlten[2]. Ewig unversiegbare Kraft des Guten und Schönen in jugendlichen Gemüthern, wo die bloße Gegenwart einer hohen Persönlichkeit schon hinreicht, das Gemeine zu verbannen! und unersetzlicher Werth des Lehrers, dessen stille Erscheinung schon dem Schüler den Adel der menschlichen Natur ins Bewußtsein ruft!

Ueber seine ersten Vorlesungen schreibt Schiller, die Fassung habe ihn während derselben keinen Augenblick verlassen, auch habe sich seine Stimme gut gehalten und den ganzen großen Lehrsaal ausgefüllt, ohne ihn sehr anzustrengen. Doch erlangte er die Gabe des Vortrages auf dem Katheder, aus Ungeübtheit und später auch aus Schwächlichkeit, wenigstens

[1] Schiller's Album (Cotta 1837), S. 42.

[2] „Jena zur Zeit Schiller's" im Morgenblatt von 1837, Nr. 86.

nie in dem Grade, als er das Talent des freien wissenschaftlichen Gesprächs mit Freunden besaß. „Schiller's historische Vorlesungen, wird uns weiter berichtet[1], hätten sich durch Kraft, Feuer und lichtvolle Ideen ausgezeichnet, aber sie seien zu pathetisch und rhetorisch gewesen, wodurch die lückenhaften Kenntnisse des Redners nicht hätten verhüllt werden können. Man habe überall gesehen, daß selbst das Beste, was er vorzutragen gehabt habe, vielleicht erst seit gestern erworben worden war. Alles sei noch zu frisch gewesen, und es habe überall die Sicherheit eines festen positiven Wissens gefehlt." Doch junge Leute fühlen sich schon befriedigt, wenn sie nur angeregt nnd ergriffen werden, wobei ihnen auf eine ängstliche Genauigkeit des Wissens nicht so viel ankömmt. Am anregendsten aber unterrichtet häufig der Lehrer, dem die Sache selbst noch neu und frisch, und nicht ganz geläufig ist. Sein Ringen mit dem Gegenstande entzündet ein ähnliches Ringen in den Schülern. Besonders aber war damals die Richtung der Geister, vornehmlich unter der Jugend, durch die große Aufregung, welche die kritische Philosophie und bald auch die unerhörten Zeitereignisse zu äußern begannen, überwiegend philosophisch und reflektirend geworden. Die nackte historische Wahrheit galt wenig mehr im Gedankensystem der Menschen. Wie mußten bei einem solchen Zeitgeschmack Schiller's historische Vorlesungen entzücken! Mochten auch Ungewohntheit im öffentlichen zusammenhängenden Sprechen, eine etwas unangenehme Stimme und ein schwäbischer Dialekt einige Hindernisse in den Weg legen, so mußten doch seine belebten, ideenreichen Vorträge in hohem Grade anziehend sein, und waren vielleicht damals in ihrer Gattung etwas ganz Neues. Wir müssen wenigstens von diesen Vorlesungen eine hohe Meinung haben, wenn wir von den noch erhaltenen Bruchstücken derselben auf den Eindruck schließen dürfen, den das Ganze hervorbrachte.

Würdiger, als mit seiner noch erhaltenen Antrittsrede: „Was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte?" konnte er seine Vorlesungen nicht beginnen. Die

[1] Dichtercharaktere von Franz Horn, S. 15 f.

Geschichte ist ihm nicht ein todtes Erbstück, welches man so weiter gibt, wie man es übernommen hat, sondern er stellt sie seinen Zuhörern in der eigenthümlichen neuen Gestalt vor, welche sie in seiner Seele erhalten hat. Er macht ihren Besitz und Werth von einer philosophischen Wahrheitsliebe abhängig, und knüpft sie selbst an die höchsten Interessen und Bestrebungen des Menschengeschlechtes. In geweihtem Ernst bietet sich hier ein Denker und ein Mensch einer Schaar ächter Wahrheitsfreunde als Führer an, welche kleine Elite er ausdrücklich aus dem großen Haufen als seine eigentlichen Zuhörer aussondert. Auf die Bedürfnisse und jugendliche Bildung dieser scheint er eine weise Rücksicht genommen zu haben. Denn die drei Abhandlungen, welche Schiller aus diesen Vorlesungen drucken ließ, sind viel einfacher und schmuckloser abgefaßt, als seine übrigen ursprünglich für den Druck geschriebenen geschichtlichen Schriften; und hiernach zu urtheilen möchten sich seine Zuhörer wahrlich wenig über Rhetorik zu beschweren das Recht gehabt haben. Wenn ferner Schiller aller Deutung geschichtlicher Thatsachen nach Gotteszwecken abgeneigt war[1], so stellt er es in dieser Antrittsrede doch nicht ganz in Abrede, daß der Historiker einen göttlichen Plan in der Weltgeschichte verfolgen könne[2]. Dieß war offenbar nur Akkommodation an die Vorstellungsweise, die er bei seinen Zuhörern voraussetzen mußte. An einer andern Stelle spricht er mit einem solchen Nachdruck von dem höchsten Wesen, daß man deutlich seine Absicht wahrnimmt, einer etwaigen bösen Meinung von ihm zu begegnen, da Stolberg ihn wegen seiner Götter Griechenlands öffentlich einen Gottesläugner genannt hatte[3].

Zu dem ungewöhnlichen Beifall, den er als Docent genoß, kamen angenehme gesellige Verhältnisse, die ihm seine Existenz verschönerten. „Mit dem Griesbach'schen Hause," schreibt er, „bin ich jetzt sehr in Verbindung; ich weiß nicht, wodurch ich mir den alten Kirchenrath gewogen gemacht habe;

[1] Siehe Theil 2, S. 46 und S. 129.

[2] Schiller's Werke in E. B., S. 1034. (Oktavausg. B. 10, S. 437 f.).

[3] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Theil 1, S. 281 f.

aber er scheint es mit mir wohl zu meinen, und über wissenschaftliche Dinge spreche ich gerne mit ihm. Sonst habe ich mich hier noch ziemlich gut, und mit dem Schütz'schen und Reinhold'schen Hause lebe ich noch in den Flitterwochen und lasse mir schöne Dinge sagen. Einige unter den Professoren interessiren mich, und ich denke gut und leicht mit ihnen zu leben."

So fühlte er sich in Jena bald über Erwartung behaglich, glücklicher, als an irgend einem Ort, wo er bisher gelebt hatte. Dazu kam das bisher unbekannte beruhigende Gefühl, endlich eine bleibende Stätte und in einem größern Verein eine gedeihliche Wirksamkeit gefunden zu haben. „Ich schöpfe Vergnügen aus dem Gedanken," schreibt er in diesem Sinne, „daß ich hier zu Hause bin; und ich hänge auch mehr mit der Welt zusammen, die mich umgibt, weil ich hier zu einem Ganzen gehöre. Jeder Besuch von jungen Leuten oder Professoren, jede andere Gelegenheit, in die ich dadurch verwickelt werde, bringt diesen Gedanken zurück und erneuert dieses für mich neue Vergnügen."

Mit seinen Rudolstädter Freundinnen stand er unterdessen in einem fortwährenden Briefwechsel, und nur das schmerzte ihn in seiner neuen Lage, daß er verhindert war, so viele und lange Briefe zu schreiben, wie in Weimar, daß seine Gedanken nicht mehr so ungestört bei der Geliebten weilen konnten. Er fühlte das Einengende einer bestimmten Lebensthätigkeit, welchem Zwange sich sein Genius mit Widerstreben unterwarf, wie Pegasus dem Joche. Da erheiterte er sich denn an der Aussicht, seine Freundinnen bald wieder zu sehen. Die Schwestern wollten den Badeort Lauchstädt bei Halle besuchen; dahin sollte auch Schiller auf einige Tage kommen, und ihren Weg wollten sie über Jena selbst nehmen, um ihre Freundin Karolina von D. von dem Gute ihres Vaters zur Badekur abzuholen. Dieser Plan kam im Julius des ersten Sommers, den Schiller in Jena zubrachte, in Ausführung. Beide Schwestern brachten einen Tag bei ihrer Freundin, der Kirchenräthin Griesbach, in deren anmuthigem Garten nahe bei Jena zu. Hier verlebte Schiller einen Abend in ihrer Gesellschaft, aber die Umstände gestatteten ihm nicht, sein Herz

zu erleichtern, oder die Ruhe des Fräuleins, welche er oft für Kälte hielt und einem abgemessenen Betragen zuschrieb, das ihn zu entfernen angenommen wäre, scheuchte seine glühenden Geständnisse in seinen Busen zurück. Er fühlte sich nach ihrer Abreise doppelt gedrückt. „Ihr letzter Aufenthalt in Jena," schreibt er an sie nach Lauchstädt, „war für mich ein Traum — und kein fröhlicher Traum. Denn nie hatte ich Ihnen so viel zu sagen, als damals, und nie habe ich weniger gesagt. Was ich bei mir halten mußte, drückte mich nieder, ich wurde Ihres Anblicks nicht froh. So oft ist mir dieses schon begegnet, und nicht immer konnte ich äußere Hindernisse anklagen. Kaum sollte man es denken, daß auch oft die übereinstimmendsten Menschen — die einander so schnell auffassen und so lebendig in einander leben — wieder einen so weiten Weg zu einander haben. So nahe und doch so fern!"

Der Sache nach lag in diesen und ähnlichen früheren Aeußerungen schon eine hinreichende Erklärung, und die Fortsetzung eines so innigen Briefwechsels enthielt auch die Zustimmung von Seiten Lottens. Aber welche Kluft ist nicht zwischen dem stillen Einverständniß und dem ausdrücklichen Worte! Die Liebe ist nur noch in der jenseitigen Welt und hat das irdische Sonnenlicht noch nicht erblickt, so lange sie die Zunge noch nicht bekannte. Eine geistig gehaltene Liebe findet auch den Uebergang zu einer bestimmten Erklärung am allerschwersten. Da sie als die edelste Blume der Freundschaft in sich schon vollendet ist, so scheut sie sich, ein ihr fremdartiges Element in ihren reinen Kreis zu ziehen, und sich von ihrer ätherischen Höhe zu den übrigen Ansprüchen und Bedürfnissen unserer Natur herabzulassen.

Aber die Knospe drängt zum Aufbruch, und was ihr auch begegnen mag, ihre Bestimmung erreicht sie nur, wenn sie sich den irdischen Elementen nicht mehr verschließt. Auch die Liebe hat Stadien ihrer Entfaltung, und wie sie sich selbst entwickelt, erweitern sich auch ihre Ansprüche. „Sie glauben es nicht, liebste Freundin," schreibt Schiller, „wie viel Muth ich brauche, um dieses freudenlose Dasein hier fortzusetzen — und allein von den Gütern der Phantasie zu

leben. Hier ist auch gar kein Mensch, an den ich mich als Freund anschließen könnte. Ich bin, wie Einer, der an eine fremde Küste verschlagen worden ist und die Sprache des Landes nicht versteht. Meinem Herzen fehlt es ganz und gar an Nahrung, an einer beseelenden Berührung, und durch keinen Gegenstand um mich her geübt, der mir theuer wäre, verzehrt sich mein Gefühl an wesenlosen Idealen."

Endlich war die Zeit gekommen, wo er sich von seinem Geschäfte in Jena losmachen und nach Lauchstädt eilen konnte. Der Plan, mit seinem Freunde Körner in Leipzig zusammen zu kommen, mußte zum Vorwand dienen. Und hier war es, wo er in einer glücklichen Stunde sich den Muth nahm, seine Liebe zu bekennen. Die Schwester Karoline scheint die Erklärung herbeigeführt zu haben. Wenigstens schreibt Schiller: „Ein wohlthätiger Engel war mir Karoline, die meinem furchtsamen Geheimniß so schön entgegen kam." Er vernahm aus Charlottens Mund das ersehnte Wort, welches das Glück seiner Zukunft umfaßte. Charlotte hatte sich so sehr in Schiller eingelebt, er hatte so viel zu ihrer Bildung und ihrem Glücke beigetragen, daß es ihr unmöglich schien, ihr Loos von dem seinigen zu trennen. Einem andern Verhältnisse, welches sich ihr zu dieser Zeit angeboten hatte, war sie durchaus abgeneigt. Sie versprach Schillern ihre Hand.

Welche schöne Tage verlebte nun der Glückliche in Lauchstädt! Auch durch die Freundschaft sollte ihm seine Liebe verklärt werden. Er und seine Freundinnen kamen mit dem biedern Körner in Leipzig zusammen. Doppelt genoß er sein Glück in der Theilnahme des trefflichsten, treuesten Menschen. Die dunkele Wolke des Ungemachs, die bisher über seinem Haupte geschwebt, war verscheucht, und er wandelte seit Jahren zum erstenmal im reinen Lichte der Freude und der sichersten Hoffnung. Alles Edle und Schöne, was sein Herz umschloß, kam in dieser Zeit zur Reife; seine Gemüthsbildung erreichte jetzt ihr Ziel. In diesen Tagen in Lauchstädt erwarb er sich auch in Karoline von D. eine neue werthe Freundin. Sie machte ihn mit der großen Achtung und Neigung bekannt, die ihr Anverwandter, der Koadjutor zu Mainz, Karl von Dalberg, für seine Schriften gefaßt hatte, und

erregte hierdurch einen lebhaften Wunsch in Schiller, diesen ausgezeichneten Mann kennen zu lernen.

Diese Tage fielen in die Weltepoche des Ausbruches der französischen Revolution. Ein Bekannter las damals zuerst mit Enthusiasmus dem kleinen Verein der Freunde die Erstürmung der Bastille vor. „Wir erinnerten uns oft in späterer Zeit,“ sagt Frau von Wolzogen, der wir alle diese Nachrichten verdanken[1], „als dieser Begebenheit die Umwälzung und Erschütterung von ganz Europa folgte, und die Revolution in jedes einzelne Leben eingriff, wie diese Zertrümmerung eines Monuments finsterer Despotie unserm jugendlichen Sinne als ein Vorbote des Sieges der Freiheit über die Tyrannei erschien, und wie es uns erfreute, daß sie in das Beginnen schöner Lebensverhältnisse fiel.“

Also in derselben Zeit, wo seines Herzens schöne Menschlichkeit die reinsten Blüthen trieb, und ihn der Liebe goldner Traum lebenswarm umfing, traten in einem fernen Lande auch seine politischen Lieblingsideen ins Dasein, und das Leben selbst schien jetzt das zu bestätigen, was er in seinen bisherigen Schriften der Zeitentwickelung voranschreitend prophetisch verkündigt hatte. Die Dichtung der Freiheit, wie die Träume des Herzens, wurden Wahrheit. Was fehlte ihm noch zu seiner irdischen Glückseligkeit?

Er kehrte wieder nach Jena zurück. Seine verklärte, gehobene Stimmung sprachen seine noch erhaltenen Briefe an Lotte aus. Sie sind so innig, edel und zart, und zugleich mit allem Reichthum und Schwung seines Geistes ausgestattet. „Wie so ganz anders ist jetzt alles um mich her,“ heißt es in einer Stelle, „seitdem mir auf jedem Schritt meines Lebens nur dein Bild begegnet. Wie eine Glorie schwebt deine Liebe um mich, wie ein schöner Duft hat sie mir die ganze Natur überkleidet. Ich komme von einem Spaziergange zurück. In dem großen freien Raume der Natur, wie in meinem einsamen Zimmer — es ist immer derselbe Aether, in dem ich mich bewege, und die schönste Landschaft ist ein schönerer Spiegel der immer bleibenden Gestalt. — Die Erinnerung an

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Theil 2, S. 23.

Dich führt mich auf alles zurück, weil alles wieder mich an Dich erinnert. Auch habe ich nie so frei und kühn die Gedankenwelt durchschwärmen können, als jetzt, da meine Seele ein Eigenthum hat, und nicht mehr Gefahr laufen kann, sich aus sich selbst zu verlieren. Ich weiß, wo ich mich wieder finde." — Ein solcher Mann, welcher eine Welt von Gedanken, Anschauungen und Gesinnungen mitbringt, muß er nicht auch bei einem kargen Lebensglück einer hochsinnigen Jungfrau unendlich willkommener sein, als ein Bewerber, der um ihre Gunst nur mit leerer Hochgeburt und feigem Reichthum buhlte? und würde sie nicht lieber mit ihm sein Unglück theilen wollen, als daß sie sich einem freudenleeren Scheine des Glücks zum Opfer brächte?

Doch auch die erwiederte Liebe bringt neue Unruhe, neue Wünsche. Sein Verlangen eilte der Zukunft zuvor, und er erschrack über den langen Zeitraum, der ihn noch von seiner Lotte trennen sollte, über die Jahre, in denen er vielleicht das noch nicht besitzen sollte, was er — jetzt schon sein nannte. Nur in einer Vereinigung mit ihr — ach! nur „in ungebornen Fernen" sah er seine Freuden blühen. Dieser Zukunft drängte sich ungestüm seine Seele zu; die Gegenwart lag traurig und leer um ihn. „Ungeduldig, ungenügsam," ruft er aus, „strebe ich alles zu vollenden, was noch nicht vollendet ist. Du siehst ruhig der Zukunft entgegen — das vermag ich nicht."

Endlich kamen ihm die erwünschten Ferien, in denen er nach Rudolstadt flog. Er nahm wieder dasselbe Zimmer in Volkstädt ein, welches er schon im vorigen glücklichen Sommer bewohnt hatte. Hier genoß er die goldne Blüthe der glücklichen Liebe, welches Glück, da man für nothwendig erachtet hatte, der Mutter das Verhältniß ihrer Tochter noch nicht zu entdecken, auch noch durch den Reiz des Geheimnisses gewürzt wurde. Zum Ideal des Liebesglückes gehört ja auch, wie man aus den Gedichten: Das Geheimniß und die Erwartung weiß[1], daß die Liebe vor der Welt verborgen sei. Schiller konnte daher auch nur die Morgen- und Nachmittagsstunden

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 47. 2. (Oktavausgabe B. 1, S. 234 ff.).

bei seiner Freundin zubringen, da an den Abenden die Gegenwart der Mutter störend und einengend gewesen wäre. Die Schwestern selbst mußten wohl diesen Mangel an Offenheit peinlich empfinden.

Schiller bereitete sich auf seine Vorlesungen vor und beschäftigte sich mit literarischen Arbeiten. In den schönen Herbsttagen schweifte er oft allein, das Bild der Geliebten im Herzen, in der Gegend umher; bisweilen begleiteten ihn auf diesen Wanderungen auch seine Freundinnen. Auf einem dieser Ausflüge besuchte er das Stammschloß der Grafen von Schwarzburg und die Ruinen des Klosters Paulin Zelle[1]. In das Buch, welches in einem Gasthofe bei der Schwarzburg den Fremden zum Einschreiben ihrer Namen dargereicht wird, soll auch Schiller den seinigen mit diesen Versen eingezeichnet haben:

„Auf diesen Höhen sah auch ich
Dich freundliche Natur, — ja dich!“

Manche poetische Plane entsprangen auf diesen Spaziergängen, aber der Ernst der Arbeit ließ sie nicht zur Ausführung kommen.

Liebe, Natur, Einsamkeit und Freiheit vereinigten sich zu seinem Glücke. Doch die Zeit der Abreise nahte heran. Ihm graute vor der Rückkehr in sein trostloses Jenaer Leben. Zu einer baldigen Verbindung mit seiner Geliebten zeigte sich keine Aussicht. Er lebte noch, wie früher, von seinen schriftstellerischen Arbeiten, die jetzt aber durch Amtsgeschäfte sehr beschränkt wurden. Ein Gehalt bezog er nicht und auch seine Kollegien wurden ihm im ersten Semester nicht honorirt, sonst hätte er bei seinen mäßigen Bedürfnissen schon durch seine Vorlesungen vor drei- bis vierhundert Studenten ein reichliches Einkommen gehabt! Man sieht dieß daraus, daß er am zehnten November 1789, also im zweiten Halbjahr seines Aufenthalts in Jena, Folgendes schreibt: „Heute, an meinem Geburtstage, habe ich mein erstes Kollegiengeld eingenommen, von einem Bernburger Studenten, was mir

[1] Doch vielleicht geschah dieß nicht jetzt, sondern schon während seines ersten Aufenthalts in Rudolstadt.

doch lächerlich vorkam. Zum Glück war der Mensch noch neu, und noch verlegener, als ich. Er retirirte sich auch gleich wieder.“ Wie herrlich und charakterisirend ist diese Verlegenheit unseres Professors! Der Schmutz mancher akademischen Docenten und Gelehrten bildet das Gegenstück davon.

Schiller's Existenz lag jetzt noch, wie früher in freiern Tagen, in seiner Feder; auf seine Vorlesungen konnte er sich nicht verlassen. Der Herzog von Weimar durfte noch um kein fixes Gehalt angegangen werden, oder er konnte die so frühzeitige Bitte ablehnen. Das alles erzeugte Sorge und Unruhe, und da das Glück der Liebenden ganz von dieser festen Anstellung abhing, so erbauten die drei Freunde, wenn sie beisammen waren, ein Luftschloß nach dem andern, ließen ihre Gedanken in alle Länder ausschweifen, und fragten bei allen wohlgesinnten Menschen in der Runde herum nach einer festen Stelle für den, um dessen gemeine Existenz sich Niemand zu bekümmern schien, während Alle für seine Geisteswerke glühten. Aber nach allen diesen Erkundigungen, welche die Phantasie der Liebenden anstellte, mußte Schiller nach fünf Wochen doch wieder nach seinem — verhaßten Jena zurückkehren. Er war so lange ausgeblieben, als nur immer möglich gewesen war.

Jetzt erst, nachdem er längere Zeit mit ihr zusammengelebt hatte, glaubte Schiller seine Lotte zu kennen, zu lieben. „Ach ich fühle,“ schrieb er ihr sogleich nach seiner Ankunft in Jena, „ich bin noch immer bei Dir. Dein Bild in meinem Herzen hat ein Leben und eine Wirklichkeit, wie keins von allen den Dingen, die mich so nahe umgeben. Ich bin nicht von Dir getrennt.“ Diese glückliche Stimmung theilte sich auch seinen Arbeiten mit. Er verfaßte damals als Einleitung zu der Sammlung von Memoiren, welche er herausgeben wollte, den vortrefflichen Aufsatz: Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter, von welchem er selbst in hohem Grade befriedigt war. Und auch dieses innige Geistesvergnügen, fährt er in seinem Briefe fort, habe sich wieder an sein Liebstes, sein Alles angeschlossen, und sei von dem Gedanken an seine Lotte nur schöner und süßer zu ihm zurückgekehrt. Seine höchste Begeisterung werde ihm zur Liebe

und selbst seine Geistesarbeiten wollten ihn ohne den Gedanken an seine Geliebte nicht erfreuen. Nur das entzücke ihn, so oft er sich bei etwas Großem begegne, so oft er sich seine eigene Achtung abgewinne — daß er der Liebe seiner Lotte würdiger werde, daß er ihrem hohen Bilde von ihm näher trete.

Wie unendlich wichtig ist es für die Bildung eines Menschen, eine solche edle Herzenserregung zu durchleben. Sie theilt demselben einen sittlichen Ernst, eine Milde, Innigkeit und Wahrheit des Gefühls mit, welche ihm durch nichts anderes gewonnen werden können. Sie ist unersetzlich. Wer sie nicht kennen lernte, der entbehrt einen Theil seiner Menschheit. Hätte Goethe je so tief und treu, wie Schiller, geliebt oder vielmehr lieben können — seine Dichtung wäre zwar nicht reiner und vollendeter, aber durchdränge sie nicht ein geweihterer Geist, eine wärmere Seele? Wohl ist die Liebe nur ein Spiel des Herzens, aber wer dieses Spiel nicht ernst nimmt, dem bringt es wenigstens keinen sittlichen Gewinn.

Von Tag zu Tag aber empfand er das Drückende der Trennung, die Pein seiner Verlassenheit und die Sehnsucht nach einer Vereinigung lebendiger. Er machte in dieser Mißstimmung sogar den Vorschlag zu einer Verbindung mit Fräulein von Lengefeld auch ohne feste Einnahme. Als die Schwestern hierauf erwiederten, daß es ihm mit einem solchen chimärischen Plan nicht Ernst sein könne, erwachte seine ganze Leidenschaft. „Was ich durch den Boten schrieb,“ versichert er, „ist mir sehr Ernst. Ich wünschte sehnlichst, daß wir überhoben sein könnten, bloß von Briefen zu leben, und ich würde es mir nicht und niemals verzeihen, wenn ich die Entdeckung machte, daß dieser Zwang, diese Resignation wirklich nicht nöthig gewesen wäre. Welcher böse Genius gab mir ein, hier in Jena mich zu binden! Ich habe nichts, gar nichts dadurch gewonnen, aber unendlich viel verloren. Wäre ich nicht hier, so könnte ich leben, wo ich wollte, so könnte ich weit besser als jetzt einen Plan zu meinem Etablissement verfolgen, weil meine ganze Zeit m e i n wäre. Im Aeußern habe ich mich ganz und gar nicht verbessert; im Gegentheil, ich habe Verlust erlitten, und mir heillose Bekanntschaften aufgebürdet; Verhältnisse, die mir zuwider sind.“ Diesen Worten fügt er

bei, er wolle im Preußischen etwas anzuspinnen suchen, auch könne er es durchsetzen, innerhalb eines Jahres in Wien ein Unterkommen zu finden, seine einzige (?) Hoffnung habe er aber auf den Koadjutor, den Freiherrn von Dalberg, gesetzt, welcher ihm ein Etablissement in der Pfalz, entweder in Mannheim bei der dortigen Akademie oder in Heidelberg verschaffen könne. Versichere ihn dieser bestimmt und nachdrücklich, daß er für ihn handeln wolle, so werde er bei dem nächsten Anlaß seine Jenaische Professur niederlegen. Alle Winkel der Erde durchsuche er, um den Platz zu finden, den das Schicksal seiner Liebe bereitet haben könnte. Jena bleibe ihm immer gewiß. Und doch könnte er an mehr, als an einem auserlesenen Orte von dem, was ihm seine Schriftstellerei einbringe, vortrefflich und frei und unabhängig leben, und sich zu einem Amte, wenn es doch einmal sein müßte (!), mit jedem Jahre fähiger machen.

So quälte die Liebe den Mann, welchem, so lange er allein stand, seine äußere Lage bisher selten Sorge verursacht hatte. Die Natur findet immer Mittel und Wege, uns in die Welt hineinzuziehen, welcher wir angehören, und der wir uns nicht entschlagen sollen. So hörte er denn auch einen Professor der Mathematik, welcher auf seiner Reise durch Jena ihn besuchte, nicht gleichgültig an. Dieser nämlich trug ihm den weitaussehenden Plan vor, in Frankfurt am Main durch Aktien eine Art von Akademie für das gebildete Publikum zu stiften, an welcher drei Professoren angestellt werden sollten — die philosophischen und schönen Wissenschaften sollte Schiller vortragen. Ungeachtet er zu diesem Plan kein Vertrauen fassen konnte, so versäumte er doch nicht, hiervon seiner Lotte Nachricht zu geben, um so mehr, da eine so freie und auf ein gebildetes gemischtes Publikum berechnete Beschäftigung seiner Neigung angemessener wäre, als der geschichtliche Lehrstuhl in Jena.

Dieser wurde ihm durch Verdrießlichkeiten noch mehr verleidet. Weil er sich auf dem Titel seiner gedruckten Vorlesung einen Professor der Geschichte genannt hatte, beklagte sich Professor H., daß er ihm zu nahe getreten, weil ihm die Professur der Geschichte namentlich übertragen sei, Schiller

sei nicht als Professor der Geschichte, sondern der Philosophie berufen. Die Sache wurde so weit getrieben, daß sich der Akademiediener erlaubte, den Titel dieser Vorlesung von dem Buchladen, wo er angeschlagen war, wegzureißen. Bei dieser Jämmerlichkeit verlor Schiller vollends alle Geduld. „O meine Lieben, Theuerste meiner Seele!“ wandte er sich an das Schwesternpaar, „prüfen Sie alle Möglichkeiten — untersuchen Sie alle Fälle — und denken Sie ein Mittel aus, wie wir die Zeit unserer Trennung abkürzen können. Von neuem bin ich schmerzlich daran erinnert worden, daß ich ohne allen Zweck und Nutzen hier bin.“

Die Freundinnen riethen zur Geduld und Ausdauer, und beruhigten einigermaßen seine leidenschaftliche Aufgeregtheit. Noch wohlthätiger wirkte ihre Reise nach Weimar, wo sie vom Dezember 1789 an einen Theil des Winters zubrachten. Schiller besuchte sie fast jede Woche.

Das schon so weit gediehene und so fest geknüpfte Verhältniß war der Frau von Lengefeld noch immer ein Geheimniß. Die Mutter sah Manches mit andern Augen an, als ihre Töchter. Sie hing an den Vorurtheilen ihres Standes, über welche sich zu erheben damals in Sachsen schwerer war, als in unsern Tagen am Rhein. Schiller war nicht allein arm und ohne eine mit Gehalt verbundene Anstellung, sondern auch von bürgerlicher Abkunft. Sie gefiel sich am Hofe, für den sie ganz gemacht war und sich gebildet hatte. Sie nahm daher damals auch eine Stelle als Erzieherin der Töchter des Fürsten von Rudolstadt an, weßwegen sie sich von ihrer kleinen Familie trennte und in das Schloß auf den Berg zog. Schiller machte sich über diesen Herkulischen Muth, über diese sauerste Arbeit der chère mère recht lustig. Er meinte aber doch, es sei sehr gut, daß die Töchter ihre Mutter nun oben auf dem Schloß suchen müßten, wohin sie bisher immer so schwer zu bringen gewesen wären; „denn am Ende hätten sie ihm noch alle Toleranz für das gute alltägliche Volk der Menschen verlernt[1].“ — Sie selbst war nicht so vermögend, daß sie aus eigenen Mitteln die

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Theil 1, S. 390.

Existenz ihrer verheiratheten Tochter hätte sichern können. Wegen all dieser Gründe mußte ihr, um ihr unnöthige Sorgen zu ersparen, das Verhältniß Charlottens zu Schiller noch verborgen bleiben, und daß sie es nicht selbst durchschaute, legt kein gutes Zeugniß von ihrem Scharfblick ab.

Um sich aus dieser unglücklichen und qualvollen Lage zu reißen, wandte sich Schiller endlich an den Herzog von Weimar. Er erhielt von ihm die Zusicherung eines Gehalts von zweihundert Thalern als außerordentlicher Professor — denn ordentlicher Professor wurde er erst im März 1789, aber ohne Erhöhung seiner Besoldung[1]. Jetzt schrieb er im Dezember 1789 einen noch erhaltenen Brief an die Mutter seiner Lotte, in welchem er sie um die Hand ihrer Tochter bat. Nur das wollen wir ihm in diesem Schreiben nicht glauben, daß er gesucht habe, diese „Leidenschaft" zu bekämpfen, und daß ihm dieser Zwang, den er sich aufgelegt, viele Leiden gekostet. Er nährte und pflegte vielmehr diese Liebe von Anfang an als die beste und köstlichste Blüthe seines innern Lebens.

Die Familienfreundin in Weimar, Frau von Stein, deren Achtung Schiller durch seinen Charakter und durch sein Talent längst gewonnen hatte, half die Mutter zu seinen Gunsten stimmen. Ein entscheidendes Gewicht aber legte der Koadjutor, Freiherr von Dalberg, in die Wagschale der mütterlichen Bedenklichkeiten. Er ließ ihr sagen, sobald er Kurfürst sein würde, was bei dem hohen Alter des damaligen geistlichen Kurfürsten zu Mainz in Kurzem zu erwarten stand, werde er Schillern ganz nach seinem Wunsch und Sinne anstellen. Gegen Bekannte äußerte er sich näher dahin, er habe ihm ein Gehalt von viertausend Thalern zugedacht, und wolle ihm dabei den freien Gebrauch seiner Zeit lassen. Welche glänzende und, wie es schien, beinahe ganz sichere Aussichten! Frau von Lengefeld beglückte die Liebenden mit ihrer Zustimmung.

Karl Theodor, Freiherr von Dalberg, welcher unserm Freunde eine so sorgenfreie Zukunft eröffnete, war der ältere Bruder des Wolfgang Heribert von Dalberg, den wir schon

[1] Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, Theil 4, S. 135 und 140.

in Mannheim als einen unzuverlässigen Gönner Schiller's kennen gelernt haben, und des Johann Friedrich von Dalberg, welcher sich als Kenner der Tonkunst berühmt gemacht hat. Karl Theodor von Dalberg war seit 1772 Geheimerath und Statthalter zu Erfurt und verwaltete diese Stelle so musterhaft, daß er durch die vereinte Verwendung Kaiser Josephs und Friedrichs des Großen im Juni 1787 zum Koadjutor und Nachfolger des Kurfürsten von Mainz erwählt worden war. Auch als solcher bekleidete er die Statthalterschaft in Erfurt fortwährend. Sowohl hier, als in seiner spätern glanzvollen, aber wechselreichen und unglücklichen Laufbahn, zeigte er sich überall als einen Beförderer der Wissenschaften und Bildung, als einen wohlthätigen Menschenfreund und einen gewandten Staatsmann. Er wurde ihm Jahr 1800 der letzte Kurfürst von Mainz und Kurerzkanzler, mußte aber seinen Sitz in Regensburg aufschlagen, weil seine Hauptstadt Mainz mit dem ganzen, auf dem linken Rheinufer gelegenen Bezirke des Kurstaates an Frankreich abgetreten wurde. Nur noch im Besitze einiger Theile des Landes war der Fürst in jener unglücklichen Zeit nicht im Stande, sein Schillern gegebenes Versprechen zu erfüllen.

An diese Umgestaltung der Dinge und an die Zertrümmerung der deutschen Reichsverfassung dachten damals die Liebenden nicht, als sie in Weimar und Erfurt, wo sie einen Besuch machten, sich ihr herrliches Leben in der Gegend von Mainz auf das reizvollste ausmalten.

Der Kreis dieser glücklichen Menschen hatte sich mittlerweile vergrößert. Schiller machte damals, während seines häufigen Aufenthalts in Weimar, eine Bekanntschaft, die bald zu der edelsten lebenslänglichen Freundschaft erblühen sollte. Er lernte Wilhelm von Humboldt kennen, zu derselben Zeit, wo dieser sich in Weimar mit der schon oben genannten Freundin der beiden Schwestern, Karolina von D. verlobte. Welche schöne Tage verlebten diese mit einander ganz harmonirenden Menschen! In einem kleinen Kreise edler, geistvoller Freunde schien alles Schöne und alles Glück eine bleibende Stätte gefunden zu haben. Das Beste wurde von Seele zu Seele getauscht, das Besondere und Geringfügige zum

Allgemeinen und Idealen gesteigert, und an den Augenblick der glücklichen Gegenwart knüpfte sich die Aussicht in eine lange in gleicher herzinniger Vereinigung fortgesetzte Zukunft. Denn auch Wilhelm von Humboldt wollte mit seiner künftigen Gattin seinen Wohnsitz in Mainz aufschlagen, und die Frau von Beulwitz dachte ihre Freunde am Rhein oft und auf längere Zeit zu besuchen. So schafft sich Liebe und Freundschaft eine unabhängige Welt, und spricht symbolisch ihre ewige Selbstständigkeit in ihren zeitlichen Gebilden aus.

Von den übrigen Menschen nahm dieser sich selbst genügende Zirkel wenig Notiz, und machte in seinem einmüthigen, originellen Geiste einen eigenen Kontrast mit der übrigen gesellschaftlichen Welt, über deren Beschränktheit man lachte, deren Leerheit man von sich abhielt, um deren Formen man sich wenig kümmerte. Nur in einem solchen Kreis konnte es einem Schiller wohl werden!

Die damaligen Pariser Ereignisse waren ein Gegenstand der häufigen Unterhaltung und einer ernsten Theilnahme. Der Koadjutor ahnte den Umsturz der vaterländischen Verhältnisse schon jetzt, welchen er später im Jahr 1797 auf dem Reichstage zu Regensburg auf das Bestimmteste vorhersagte, wenn die Deutschen nicht in Masse und mit Energie gegen Frankreich aufstünden. Zu dieser Zeit kam auch der liebenswürdige Dichter Salis von Paris zu den Freunden nach Weimar mit einem Empfehlungsschreiben des Wilhelm von Wolzogen, der sich noch dort aufhielt. Die Gräuelscenen hatten in Paris schon begonnen, und Salis' Erzählungen nebst Wolzogen's Briefe schlugen die Freude über die Erstürmuug der Bastille schrecklich nieder, und bestärkten Schiller in seiner besonnenen Ansicht, welcher die Franzosen für kein Volk hielt, dem ächt republikanische Gesinnungen zu eigen werden könnten [1]. Man war wegen des Freundes und Vetters in Unruhe, da er in Paris wie auf einem Vulkan aller Leidenschaften zu leben schien. Doch das Schicksal vergönnte ihm, wohlbehalten nach der Heimath zurückzukehren, um mit unsern Freunden in ein noch innigeres Verhältniß zu treten. Er heirathete

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Theil 2, S. 65.

nach einigen Jahren Schiller's Schwägerin, Karolina von Beulwitz, nachdem diese sich von ihrem bisherigen Gemahl hatte scheiden lassen. So vollendete sich diese Gruppe gleichgesinnter Menschen. Schiller hatte schon früher von Wilhelm von Wolzogen geurtheilt: „Wolzogen's Anhänglichkeit ist so innig, und nichts Fremdes hat sich in sein Wesen gemischt. Er ist ein gar guter Mensch, ich wünschte, daß er um uns leben könnte."

Nur noch einen hätten die Freunde gerne in ihrem Bunde gesehen: Goethe. Aber es entstand zu ihrem Verdrusse noch immer keine Annäherung an Schiller, obgleich er sich, wie auch früher, fortwährend freundschaftlich benahm, und in realen Dingen Schillern immer gute Dienste leistete. Goethe selbst erzählt[1], daß er Annäherungsversuche von Personen, die ihnen beide gleich nahe standen, abgelehnt habe. „An keine Vereinigung war zu denken. Selbst das milde Zureden eines Dalberg, der Schillern nach Würden zu ehren verstand, blieb fruchtlos; ja meine Gründe, die ich jeder Vereinigung entgegensetzte, waren schwer zu widerlegen. Niemand konnte leugnen, daß zwischen zwei Geistesantipoden mehr als Ein Erddiameter die Scheidung mache, da sie denn beiderseits als Pole gelten mögen, aber eben deßwegen in eins nicht zusammenfallen können."

Was ihm das Schicksal von dieser Seite noch versagte, ersetzte ihm die hohe Gunst des Himmels vielfach in einer andern Weise. Am 20. Februar 1790 wurde er mit Charlotte von Lengefeld in Wenigenjena durch den Pfarrer Schmidt getraut. Die Mutter der Braut war von Rudolstadt gekommen, und freute sich des Glückes ihrer Kinder von ganzer Seele.

[1] Goethe's Werke in zwei Bänden, B. 2, S. 537. 2.

## Zehntes Kapitel.

Historische Arbeiten in Jena. Antrittsrede. Abhandlungen über die erste Menschengesellschaft, über die Sendung Moses' und über die Gesetzgebung des Lykurgus und Solon.

Auch nachdem Schiller's Professur ein kleines Gehalt beigelegt war, trug ihm sein Amt nicht so viel ein, als er auch bei sehr mäßigen Ansprüchen brauchte. Seine Feder mußte ihn also auch fortan größtentheils erhalten. In seiner Amtsthätigkeit und Geistesrichtung lag es, daß auch sein literarisches Wirken der Geschichte gewidmet war, bis die historischen Arbeiten allmählig immer mehr von philosophischen Beschäftigungen verdrängt wurden.

Hier scheint der passendste Ort zu sein, Schiller's in Jena geschriebene historische Aufsätze und Werke der Reihe nach näher zu beleuchten, und diese einzelnen Schilderungen mit einer allgemeinen Charakteristik des Geschichtschreibers zu schließen. Wenn wir an seinen historischen Bemühungen gleichsam Theil genommen und uns eine würdige Uebersicht in diesem Felde erworben haben, werden wir später frei seinem fernern Lebenslaufe bis zu dem Ziele folgen können, wo die Spekulation neue herrliche Früchte treibt. Alle Last

der Arbeit nehmen wir hiermit von dieser Zeit zum voraus hinweg, so daß es uns später vergönnt sein wird ihn in seinem neuen Verhältnisse nur von rein menschlicher Seite zu zeigen.

Doch sind einige dieser historischen Schriften auch schon vor seiner Verheirathung geschrieben, wie sogleich die Vorlesung, mit welcher er sein Lehramt in Jena eröffnete. Sie erschien zuerst im November 1789 in Wieland's Deutschem Merkur, unter dem Titel: Was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte?

Diese Vorlesung gehört ohne Zweifel zu dem Ausgezeichnetsten, was vom Standpunkte einer einleitenden allgemeinen Betrachtung je über Geschichte und über Universalgeschichte insbesondere geschrieben worden ist. Der Verfasser fordert von dem Jünger der Geschichte vor allem Wahrheitsliebe und beginnt daher mit einer vortrefflichen vergleichenden Schilderung des bloßen Brodgelehrten und des philosophischen Kopfes oder des Wahrheitsfreundes, für welchen er seine Zuhörer zu begeistern sucht. Dann stellt er, um den Begriff der Universalgeschichte klar zu machen, den primitiven Zustand des Menschengeschlechtes mit der jetzigen Kultur in zwei kontrastirenden Gemälden einander gegenüber, und scheidet aus der ganzen Masse der Begebenheiten die geschichtlichen und aus diesen die universalhistorischen aus. Dieß gibt Gelegenheit, auf das merkwürdige Mißverhältniß zwischen dem Gange der Welt (der Menschheit) und dem Gange der Menschen- oder der Weltgeschichte aufmerksam zu machen. „Jenen möchte man mit einem ununterbrochen fortfließenden Strome vergleichen, wovon aber in der Weltgeschichte nur hier und da eine Welle beleuchtet wird.“ Hierauf wird der Antheil des philosophischen Verstandes und der zweckdeutenden Vernunft an den historischen Thatsachen eben so tiefsinnig als richtig, kurz auseinander gesetzt; und endlich der hohe intellektuelle und praktische Werth der Geschichte meisterhaft und begeisternd in großen Umrissen angedeutet. Doch wie vermöchte eine dürre Inhaltsanzeige die Gedankenfülle dieser Vorlesung, das Treffende und Umsichtige ihrer Behauptungen, die großartige Gesinnung ihres Verfassers zur Ahnung zu

bringen? Wer vermöchte den prachtvollen Strom der schönsten Prosa zu schildern, in welcher die erhabensten Gedanken ihren würdigen Leib erhalten? — In Aufsätzen, wie dieser, tritt Schiller in seiner vollen Persönlichkeit an den Tag. So kann nur ein Mann schreiben, den die Dichtkunst ernährt hat und beseelt, dessen philosophischer Geist sich sogleich in den Mittelpunkt einer Sache zu versetzen und alle höchste Beziehungen derselben herauszufinden weiß, ein Mann, den die Wahrheit frei gemacht hat von gemeinen und kleinlichen religiösen, moralischen und politischen Ansichten, und welcher endlich mit einem großen poetischen und philosophischen Talente das noch seltnere Genie des sittlichen Charakters verschwistert. Schiller's auf das Allgemeine und Ideale gerichteter Geist war für die Welt- und Kulturhistorie, für eine Philosophie der Geschichte der Menschheit wie geschaffen, und so mußten ihm denn solche universalgeschichtliche Schilderungen vorzugsweise gelingen. Sich in das Einzelne behaglich und weitläufig zu verbreiten, auch bei dem Kleinlichen und Unbedeutenden liebevoll zu verweilen, ist seiner Natur weniger angemessen. Das Kleine nimmt entweder unter seiner schöpferischen Hand einen größern Charakter an, oder es vermag ihn nicht zu fesseln. Daher können auch die allgemeinen Schilderungen ganzer Zeiträume in der Geschichte des Abfalls der Niederlande und in der Darstellung des dreißigjährigen Krieges meisterhaft genannt werden.

Warum hat wohl Schiller seine Geschichte des Abfalls der Niederlande nicht vollendet? Vielleicht deßwegen, weil sie sich vom Beginne des Krieges mit den Spaniern an in unzählige Einzelnheiten zersplittert. Alle diese zerstreuten, sich ähnlichen kleinen Unternehmungen und Vorfälle, aus denen fast allein der Krieg bis zu seinem Ende besteht, zu beschreiben, dazu konnte sich sein universeller Geist nicht herablassen, und dieselben in's Große zusammenzuziehen, war unmöglich, ohne der Geschichte ihr Eigenthümliches und Interessantes zu nehmen. Dagegen fühlte sich Schiller durch den entgegengesetzten großartigen Charakter der römischen Geschichte so angezogen, daß er noch im Jahr 1802 mit leidenschaftlicher Wärme davon sprach, wie er dieselbe sich für höhere Jahre auffspare,

in welchen ihn vielleicht das Feuer der Dichtkunst verlassen haben würde [1].

Beinahe alle andere kleinere historische Aufsätze Schiller's schließen sich entweder ebenfalls an seine Vorlesungen an und wurden zuerst in der Rheinischen Thalia abgedruckt, oder sie erschienen in den historischen Memoiren, welche er damals herausgab.

Die Rheinische Thalia wurde, ohne Zweifel nothgedrungen, so fleißig fortgesetzt, daß in den Jahren 1789 und 1790 je vier Hefte erschienen. Dieser letzte Jahrgang enthielt, außer einigen dramatischen Arbeiten, von denen wir schon früher gesprochen [2], drei historische Aufsätze von der Hand Schiller's.

Wir betrachten zuerst die kleinern Schriften, welche aus seinen universalhistorischen Vorträgen entsprangen und sich der eben dargelegten Antrittsrede anschließen. Dann werden wir im nächsten Kapitel zu den Darstellungen übergehen, welche zum Behuf der Memoiren geschrieben wurden.

Eine der ersten Abhandlungen, welche nicht lange nach der Antrittsrede vorgetragen worden sein kann, ist den Lesern unter dem Titel bekannt: Etwas über die erste Menschengesellschaft nach dem Leitfaden der Mosaischen Urkunde. Dieser Aufsatz erschien zuerst im Jahr 1790, im eilften Hefte der Thalia. Sein Verfasser fügte demselben hier in einer Anmerkung die Worte bei: „Es ist wohl bei den wenigsten Lesern nöthig zu erinnern, daß diese Ideen auf Veranlassung eines Kantischen Aufsatzes in der Berliner Monatschrift entstanden sind.“ — Es ist hiermit der Aufsatz: „Muthmaßlicher Anfang der Menschengeschichte“ gemeint, welcher sich im dritten Bande der vermischten Schriften Kant's (Halle 1799) wieder abgedruckt findet.

Der Mensch folgte ursprünglich bloß seinem Instinkt, und vollendete sich so als Pflanze und Thier. Die erwachende Vernunft entrückte ihn diesem behaglichen Zustand, dem Paradies, und riß ihn auf eine neue Bahn, auf welcher er jetzt noch seiner Vollkommenheit entgegenschreitet. Dieser Abfall von seinem

[1] Briefwechsel zwischen Schiller und Wilh. v. Humboldt, S. 59.

[2] Siehe Theil 1, S. 265 und Theil 2, S. 103 ff.

Instinkte wird von der Schrift als der Fall des ersten Menschen dargestellt; gleichwohl ist er der Anfang seines ächt menschlichen Daseins und ein Riesenschritt der Menschheit [1]. Dann sucht der Schriftsteller die ersten Saamen der Gesittung, die elterliche, die eheliche und die Geschwister-Liebe, im häuslichen Leben auf; zeigt hierauf, wie beim ersten Feldbauern und Hirten jener lasterhafte, aber doch die Vernunft und Sittlichkeit fördernde, noch nicht beendigte Kampf des Menschen mit dem Menschen entstehen konnte; und gibt uns ein Bild von der sanften patriarchalischen Herrschaft, welche aber bald bei eingetretener Ungleichheit unter den Menschen an Besitz, an Genuß und an Recht der Tyrannei und einem allgemeinen Sittenverderbniß weichen mußten, bis eine fürchterliche Naturbegebenheit diese regellosen Anfänge der beginnenden Kultur wieder vertilgte. Zuletzt wird nachgewiesen, wie aus dem tapfern Anführer der Jagden gegen wilde Thiere ein Befehlshaber und Richter und zuletzt ein König wurde, denn „der erste König sei ein Usurpator gewesen, den nicht ein freiwilliger einstimmiger Ruf der Nation (denn damals war noch keine Nation), sondern Gewalt und Glück, und eine schlagfertige Miliz auf den Thron gesetzt habe [2]."

Es ist höchst interessant und lehrreich, den Schiller'schen Aufsatz mit dem Kant'schen zu vergleichen, ja jener kann nur dann recht gewürdigt werden, wenn man ihn mit dieser Abhandlung zusammenhält. Bei aller Anhänglichkeit Schiller's an die Ideen seines großen Vorgängers weiß er dessen ungeachtet seine Eigenthümlichkeit und Selbstständigkeit zu behaupten. Beide stellen Muthmaßungen auf nach Analogien der jetzigen Erfahrung über die menschliche Natur. Kant sagt: er wage eine bloße Lustreise, zu welcher er sich der heiligen Schrift als einer Charte bediene. Die biblischen Vorstellungen, des Falles der ersten Menschen, der Stimme Gottes im Paradies, des Aufenthaltes im Garten Eden, und andere deuten sich beide nach ihren Zwecken, oder vielmehr sie nähern

[1] Kant sagt: „Ein kleiner Anfang, der aber Epoche macht, indem er der Denkungsart eine ganz neue Richtung gibt, ist wichtiger, als die ganze unabsehliche Reihe von darauf folgenden Erweiterungen der Kultur."

[2] Schiller's Werke in E. Bd., S. 1040. 2. (Oktavausg. B. 10, S. 467).

dieselben der Einsicht unseres Jahrhunderts. Alles, was sie buchstäblich nehmen sollen, müssen sie zu verstehen, zu erklären im Stande sein. So weiß Schiller die Angabe der Schrift, daß die frühsten Tyrannen Kinder der Freude gewesen seien, trefflich zu rechtfertigen [1]. Mit Kant meint Schiller, daß es das letzte Ziel der sittlichen Bestimmung des Menschen sei, daß die vollkommene Kunst wieder Natur werde (was Schiller das Paradies der Erkenntniß und Freiheit nennt, wo der Mensch dem moralischen Gesetze in seiner Brust eben so unwandelbar gehorchen werde, als in dem frühern Paradies der Unwissenheit und Knechtschaft [2]), daß, ehe die Menschheit bei diesem fernen Ziel angelangt wäre, der Krieg ein unentbehrliches Mittel der Kultur sei [3], — und viele andere Ideen finden sich zugleich bei beiden Denkern. Wenn aber Schiller manche Gedanken Kant's zur Seite liegen läßt oder nur an ihnen vorbeistreift, so entschädigt er uns durch neue eigenthümliche Ansichten oder er führt Einiges, was Kant bloß andeutet, nach Dichterart anschaulich und lebendig, näher aus. Seine Phantasie stellt uns diesen ältesten Zustand der vorgeschichtlichen Zeit anschaulich vor, als ob er zur Geschichte gehörte, so daß wir es gern vergessen, daß das Ganze auf einem bloßen Philosopheme beruht. Die Darstellung ist so einschmeichelnd, daß uns diese Mythe der Vernunft leicht an die Stelle der überlieferten Mythe tritt. Während wir uns nicht ohne Mühe durch die langen, parenthesenvollen Perioden und die vielen Anmerkungen des Königsberger Philosophen hindurchwinden, durchläuft unser Blick vergnügt und leicht die reichen Gemälde des häuslichen Lebens, der verschiedenen Lebensarten der ersten Menschen, ihrer Verirrungen und Leiden, die der dichtende Denker nacheinander vor uns entfaltet. Wenn Kant's Aufsatz Bewunderung seines Verfassers und (besonders wegen der Schlußanmerkung) in unserer Vernunft einen tiefen Eindruck zurückläßt, so belebt

[1] Schiller's Werke in E. Bd., S. 1039. 1. (Oktavausg. B. 10, S. 461).

[2] Ebendaselbst S. 1035. 2. (Oktavausgabe B. 10, S., 445).

[3] „Kriegsgefahr," sagt Kant (Vermischte Schriften B. 3., S. 54), „ist auch noch jetzt das einzige, was den Despotismus mäßigt."

Schiller's Darstellung, bei weniger Ideenreichthum und weniger Tiefe, gleichmäßiger die verschiedenen Kräfte unseres Geistes und Herzens.

Die zweite hier zu nennende Abhandlung, die Sendung Moses, eröffnet das zehnte Heft der Thalia und ist nach einer Schrift ähnlichen Inhalts von Br. Decius[1] ausgearbeitet. Der rohe Mensch wird durch die Uebermacht seiner religiösen Gefühle verleitet, alle ihm wichtige Begebenheiten und Naturerscheinungen in's Wunderbare umzugestalten; ihm kommen alle Dinge nur mit den Ahnungen seines überirdischen Glaubens durchwoben zum Bewußtsein. Der ausgebildete Verstand erkennt die nothwendige Gültigkeit der Naturgesetze an und erfaßt die natürlichen Dinge, ohne subjektive Färbung, so wie sie an und für sich sind, denn um seinen ewigen Glauben zu retten, hat er nicht mehr nöthig, die sinnliche Weltordnung umzustürzen. Ob das eherne Schicksal auch Alles zu beherrschen scheint; er kennt die Grenzen dieses Schicksals, und weiß und fühlt sich frei von diesem Schicksal. Im Interesse der Wahrheit und Wissenschaft unternimmt er es nun, mit mehr oder weniger Erfolg und Beruf, Ueberlieferungen, in denen sich die natürliche Wahrheit auf die genannte Weise vermischt findet, vom Wundervollen zu reinigen und auf den ihnen zu Grunde liegenden Thatbestand zurückzuführen, die Natur gleichsam wieder in ihre ursprüngliche Rechte zu restituiren.

So Schiller in der „Sendung des Moses." Er nimmt an, daß die Vorsicht diesen zum Erretter seines Volkes bestimmt habe — „aber nicht diejenige Vorsicht, welche sich auf dem gewaltsamen Wege der Wunder in die Oekonomie der Natur einmengt, sondern diejenige, welche der Natur selbst eine solche Oekonomie vorgeschrieben hat, außerordentliche Dinge auf dem ruhigsten Weg zu bewirken[2]". Ein Hebräer

[1] Schiller's Werke in E. Bd., S. 1047. (Oktavausg. B. 10, S. 500). Warum hat der Herausgeber der sämmtlichen Werke Schiller's diese Anmerkung abdrucken lassen, aber die oben von uns mitgetheilte, sich auf Kant beziehende ähnliche Bemerkung unterdrückt? — Bei zwei gleichen Fällen ein entgegengesetztes Verfahren! —

[2] Schiller's Werke in E. Bd., S. 1042. 1. (Oktavausg. B. 10, S. 475).

wird daher, als wäre er ein Aegyptier, sorgfältig erzogen, wird in die Weisheit der ägyptischen Priester eingeweiht, wo er den einzigen Gott, Jhaho (Jehova), die Unsterblichkeitslehre und mancherlei Symbole und Ceremonien kennen lernt, flieht in die Wüste, und in der Verbannung brütet der Unglückliche den großen Plan aus, der Befreier seines unglücklichen Volkes zu werden. Er offenbart den Hebräern den wahren Gott, den er in den Mysterien kennen gelernt hat, aber „er verkündigt ihn auf eine fabelhafte Art,“ er „umhüllt ihn mit einem heidnischen Gewand, um ihn den schwachen Köpfen faßlich und empfehlungswerth zu machen, und muß zufrieden sein, wenn sie an seinem wahren Gotte gerade nur dieses Heidnische schätzen und auch das Wahre bloß auf eine heidnische Art aufnehmen [1].“ Hierdurch hat er aber den unschätzbaren Gewinn, daß der Grund seiner Gesetzgebung wahr ist, und also ein künftiger Reformator die Grundverfassung nicht umzustürzen braucht, wenn er die religiösen Begriffe verbessern will.

Hiernach bestimmt Schiller auch den Werth des Volkes der Hebräer. Er nennt es ein wichtiges universalhistorisches Volk, weil sich das Christenthum und der Islamismus auf die Religion der Hebräer stützen und ohne dasselbe „die sich selbst überlassene [2]“ Vernunft erst nach einer langsamen Entwickelung die Wahrheit von dem einigen Gott gefunden haben würde. Einen andern Werth aber, als einen mittelbaren und temporären, erkennt er diesem Volke nicht zu. Er heißt es ein unreines und gemeines Gefäß, worin aber etwas sehr Kostbares aufbewahrt war; — einen Kanal, den, so unrein er auch war, die Vorsicht erwählte, um uns das edelste aller Güter, die Wahrheit, zuzuführen, den sie aber auch zerbrach, sobald er geleistet hatte, was er sollte.

[1] Schiller's Werke in E. Bd., S. 1047. 2. (Oktavausg. B. 10, S. 499).

[2] Dieser Ausdruck und der ganze Grund scheint mit Schiller's Grundansicht nicht übereinzustimmen. Die Einheit Gottes war ja eine Vernunftidee in dem Kopfe eines ägyptischen Priesters (S. 1042. 2. u., Oktavausg. B. 10, S. 478), und Moses Religion ist eine klug angepaßte Vernunftreligion (S. 1046. 1. o., Oktavausg. B. 10, S. 492). „Die sich selbst überlassene Vernunft“ hatte also diese Wahrheit längst entdeckt.

Im Einzelnen lassen solche Wunderauslegungen vieles Unerklärliche zurück und erregen oft neue Zweifel. Dessen ungeachtet hat der Versuch für die Vernunft immer etwas Anziehendes, das Entlegenste in Uebereinstimmung mit dem Bekannten zu bringen und das frühste Geschlecht unter den Einfluß derselben Naturgesetze und Leidenschaften zu stellen, dem wir das jetzige unterworfen sehen. Die Unterredungen des Moses mit Jehova in der arabischen Wüste z. B. sind uns eine Stimme aus einer fremden Welt, welche auf unser jetziges Leben gar keine Anwendung mehr hat. Unser moderner Bildungsstand steht von jenem Religionsglauben so weit ab, daß solche Wundererzählungen nicht einmal das religiöse Gefühl der Meisten mehr ansprechen. Solchen kommt eine rationelle Deutung dieser Nachrichten erwünscht, wie sie Schiller versucht. Wie auf ganz natürlichem Wege in Moses Seele die Idee erwacht, wie sie sich ausbildet, wie er an ihr verzweifelt und sie dann wieder aufgreift, und wie er sie endlich verwirklicht, die Idee: Ich will mein Volk erlösen! — hat Schiller psychologisch entwickelt. Moses ist jetzt unserer Gattung wiedergeschenkt, wir leiden und sinnen mit ihm in der Einsamkeit, wir erwägen mit ihm die Hindernisse und Beschränkungen, unter denen er allein seinen großen Plan verwirklichen kann. Er hat vor uns nicht die Gunst des Himmels, sondern nur die Größe des Charakters voraus; wir können ihm unsere lautere Achtung nicht versagen. Eben so tritt jene alte Zeit unserer Denkweise nahe, wenn Schiller nachweis't, wie in einem zertretenen Sklavenvolke allein das blinde Vertrauen zu dem wunderthätigen Jehova und seinem Vertrauten die gänzlich mangelnde Begeisterung und den eignen Muth habe vertreten können.

Dieß wird wohl zur Empfehlung dieses Versuches genügen, wenn auch neuere Untersuchungen es bewiesen haben, daß dergleichen rationalistische Interpretationen unvermögend sind, das reine Gold der Wahrheit an den Tag zu heben[1].

[1] Beiläufig noch eine kritische Bemerkung. In der Ausgabe in Einem Bande S. 1046. 2. unten heißt es: „Daß er diese Thaten wirklich verrichtet habe, und wie man sie überhaupt zu verstehen habe, überläßt man dem Nachdenken eines Jeden.“ Diese beinahe sinnlosen Worte sind offenbar aus

Der dritte Aufsatz, welcher aus Schiller's universalhistorischen Vorlesungen in Jena hervorging und zuerst im elften Hefte der Thalia erschien, ist das Seitenstück des vorhergehenden. Es ist: Die Gesetzgebung des Lykurgus und Solon. Dort hatte er nur den Ursprung der Mosaischen Gesetzgebung zu ermitteln gesucht und deren Grundidee näher charakterisirt; hier setzt er die Verfassungen der zwei Hauptstaaten Griechenlands selbst in einer ziemlich ausführlichen Darstellung auseinander und läßt seine eigene Beurtheilung nachfolgen. Denn allein den Berichterstatter zu machen, war einem Schiller unmöglich: wie er in der Sendung des Moses untersuchend, so tritt er hier hauptsächlich beurtheilend hervor. Er scheint sich in diesem Aufsatze vornehmlich den Plutarch und unter den neuern Bearbeitern französische Alterthumsforscher, namentlich den Verfasser der Reise des jungen Anacharsis, zu Führern erwählt zu haben — weßwegen auch die Insel Salamis bei ihm Salamine heißt[1]. Derjenige, welcher mit den neuern Forschungen über Sparta's und Athen's Verfassungen bekannt ist, wird gewiß in dem Schiller'schen Aufsatze Manches vermissen, Manches verfehlt finden. Nichtsdestoweniger aber wird auch der Kenner diese schöne und lichtvolle Darstellung mit Vergnügen und nicht ohne Belehrung lesen. Denn es ist erstaunlich, welchen Vorzug vor dem bloßen Stubengelehrten, vor dem Kompilator und dem Wortkrämer, der ideenreiche, denkende Geist hat! Er läßt überall in seiner Darstellung das wahrhaft Bedeutende hervortreten, er erzählt nur, was er durchdacht hat, er fügt den Thatsachen die richtigen Gründe bei, er befriedigt durch seine Anordnung, er überrascht durch seine Zusammenstellungen, seine Urtheile sind schlagend, und was er durch seine bloße Intelligenz nicht vermag, das bewirkt er durch die schöne Harmonie seiner sittlichen Kräfte.

folgenden verdorben, die Seite 33 im zehnten Hefte der Thalia stehen: „Daß er diese Thaten wirklich verrichtet habe, ist wohl kein Zweifel. Wie er sie verrichtet habe und wie man sie überhaupt zu verstehen habe" u. s. w. In der Oktavausgabe ist, wie wir uns eben überzeugen, dieser Fehler berichtigt.

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1054. 1. o. (Oktavausg. B. 10, S. 529. ff.).

Erzählung und Beurtheilung, Stoff und Form durchdringen sich gewöhnlich bei dem guten Historiographen zu Einem inhaltsreichen, seelenvollen Ganzen, und es fällt der ästhetischen Kritik schwer und ist ihr häufig unmöglich, diese verschiedenartigen Elemente in der künstlerischen Darstellung von einander zu scheiden. Denn oft ist der nackte, trockene Vortrag gerade am meisten der Träger eines großen Verstandes, der Zeuge der Eigenthümlichkeit eines Schriftstellers. Dieser urtheilt durch die Art und Weise, wie er erzählt, und offenbart sein Innerstes durch das, — was er verschweigt.

In der vorliegenden Abhandlung aber hat Schiller seine Beurtheilung eigens abgesondert der Erzählung nachfolgen lassen, so daß wir dieselbe zu referiren im Stande sind.

Lykurg's Verfassung ist, die Mosaische Gesetzgebung ausgenommen, die vollendetste des Alterthums. Für seinen Zweck wählte Lykurg die besten Mittel: er leitete alle Interessen, alle Thätigkeit seiner Mitbürger in den Staat ab. Das Vaterland ist der einzige Beziehungspunkt, der einzige Impuls, und Vaterlandsliebe die einzige Tugend der Spartaner. Aber so zweckmäßig und durchdacht die Mittel waren, so verwerflich ist dieser Zweck selbst, so daß bei dieser bewunderungswürdigen Zweckmäßigkeit der spartanische Staat dennoch nur ein schülerhafter, unvollkommener Versuch ist, das als ein Kunstwerk zu behandeln, was bisher dem Zufall und der Leidenschaft überlassen war. Lykurg hemmte das Fortschreiten des Geistes zur Vollkommenheit, worin der einzige Zweck des Staates und aller politischen Anstalten liegt. Alle andere Tugenden, alle Bildung, alle schöne Humanität wurde in Sparta Einer Tugend zum Opfer gebracht. In den Heloten endlich wurde durch die abscheuliche Weise, wie man sie mißhandelte, der Menschheit Hohn gesprochen.

Ganz anders urtheilt Schiller über die Solonische Verfassung. Schon der milde, menschenfreundliche Gesetzgeber selbst besitzt seine volle Zuneigung, und seine Gesetze erndten seinen beinahe ungetheilten Beifall. Er rühmt Solon's Achtung vor der menschlichen Natur, daß er den Staat nicht zum Zweck machte, sondern ihn der Idee des Menschen dienen ließ; und daß er den zufälligen Kulturstand seiner Zeit nicht,

wie Lykurg, durch seine Gesetze verewigen wollte. Er preis't dann alle geistige Blüthen, welche eine solche humane Gesetzgebung trug, und lobt, mit einigen Einschränkungen, den athenienssischen Volkscharakter dem lakedämonischen gegenüber.

Aber es ist offenbar, daß er über Lykurg und seine Spartaner unvollkommen berichtet ist. Schiller hat die gültigsten Zeugen, Thukydides, Platon und Xenophon gegen sich, und selbst der abgeneigte Herodot sagt ihnen nicht so viel Schlimmes nach, als unser deutscher Geschichtschreiber[1]. Die Vaterlandsliebe, welche in das innerste Leben aller Lakedämonier verwachsen war, hatte nothwendig mannigfaltige andere Tugenden im Gefolge; und zum Glück ist die menschliche Natur auch unendlich reicher, als eine einseitige Gesetzgebung. Auch wurden die Lykurgischen Gesetze nicht lange unverändert beibehalten.

Uebrigens zeichnen sich die drei besprochenen Aufsätze durch Klarheit und Einfachheit aus. Es findet sich in ihnen keine Spur von Künstelei oder Ueberladung. Man sieht es ihnen an, daß sie Vorträge vor jüngern Leuten sind, oder daß ihnen solche zu Grunde liegen. Die ursprüngliche Abfassung wirkt auch auf eine spätere Ueberarbeitung nach; und dasjenige, worüber wir uns einmal vor Andern ausgesprochen haben, können wir nachher verständlicher und leichter zu Papier bringen. Was wir uns dagegen im Augenblicke des Niederschreibens erst recht klar machen, fällt uns schwerer und man sieht dem Ausdruck das Ringen und oft die saure Mühe an. Kein Wunder! Die Erzeugung und die Geburt fallen in Einen Moment zusammen.

[1] Besonders S. 1057 1. unten in der Ausgabe in E. Bd. (Oktavausgabe B. 10. S. 545).

## Elftes Kapitel.

Memoiren. Charakteristik der ursprünglich für die Memoiren geschriebenen historischen Darstellungen. „Vorrede zur Geschichte des Maltheserordens nach Vertot.“

Bewundernswürdig erschien uns Schiller's Kraft, Fleiß, Thätigkeit und Unternehmungsgeist schon früher. Jetzt, in Jena, konnten ihn seine Vorlesungen und die fortgesetzte Herausgabe seiner Thalia nicht abhalten, noch einen andern großartigen literarischen Plan zu entwerfen und auszuführen. Ich meine die allgemeine Sammlung historischer Memoiren.

Veranlaßt durch eine damals in London erscheinende Sammlung sich auf die französische Geschichte beziehender Memoiren, unternahm er ein ähnliches Werk auch im Deutschen, welches sich aber auf alle Schriften dieser Gattung ausdehnen sollte. Dadurch und daß er die einzelnen Memoiren mit universalhistorischen Zeitgemälden begleitete und wo die Memoiren-Schriftsteller schweigen, die leere Strecke durch eine fortgeführte Erzählung ausfüllte, wollte er diese Sammlung zu einem historischen Ganzen erheben und sie vorzüglich brauchbar machen. Sie zerfiel in zwei Abtheilungen, von denen die erste sich auf die mittlere, die zweite auf die neuere Zeit bezog. In jedem Jahre sollten wenigstens sechs Bände erscheinen; drei von jeder Abtheilung, so lange die ältere, ärmere Epoche noch Memoiren lieferte.

Ueber das Verdienstliche dieses großartigen Unternehmens, welches letztere der Herausgeber in dem Vorbericht zu dieser Sammlung[1] auseinandersetzt, braucht nichts gesagt zu werden. Der größte Theil dieser Schriften war damals entweder noch gar nicht, oder er war schlecht übersetzt, und es war für den Liebhaber oder Gelehrten oft schwer, das zerstreut Vorhandene zusammen zu bringen. In dem eben genannten Vorberichte wird auch auf eine höchst klare Weise über die mittlere Stellung der Memoiren zwischen dem Roman und der eigentlichen Geschichte und über ihren Werth gesprochen und der Umfang derselben treffend bestimmt. Sogar das Wort: Memoiren, hat Schiller in den deutschen Sprachgebrauch eingeführt[2].

Von diesen Memoiren sind in Jena vom Jahre 1790 bis 1806 drei und dreißig Bände erschienen; neun und zwanzig von der neuern Zeit von dem Könige Heinrich dem Vierten von Frankreich an, die übrigen vier Bände aus der frühern Geschichte. Anfangs war Schiller allein, später, vom vierten Bande der ersten und dem dritten der zweiten Abtheilung an, verband er sich mit Woltmann, Paulus und andern, bis er sich bald ganz zurückzog. Auch nach seinem Rücktritt figurirte sein Name noch auf dem Titel[3]. „Diese Sammlung," schreibt er am 12. Februar 1796, „läuft noch immer unter meinem Namen, obgleich ich mich öffentlich davon losgesagt. Dieß gehört auch zu den Germanismen!"

Wir werfen jetzt einen Blick auf die von ihm verfaßten Zeitgemälde, durch welche er die einzelnen Memoiren, deren Herausgabe er besorgte, verständlicher und beziehungsreicher machte, und welche später als eigene geschichtliche Darstellungen in seine Schriften aufgenommen worden sind.

Die erste Abhandlung dieser Art ist die: Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter. Ihr

[1] Dieser (unter dem 25. Oktober 1789 verfaßte) Vorbericht steht jetzt in Döring's Nachlese S. 228.

[2] Er gebraucht die Sprachform Memoires und bezeichnet diese durch die nähere Bestimmung: historische. Da jetzt die Form Memoiren ohne Beiwort üblich ist, so bin ich dem heutigen Sprachgebrauch gefolgt.

[3] Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, B. 2, S. 29.

Verfasser will sie nicht bloß als Einleitung zu der „Alexias“ der Prinzessin Anna Komnena (mit welchem Stücke die erste Abtheilung der Sammlung beginnt), sondern zu mehreren folgenden Memoiren, die sich auf das Mittelalter beziehen, betrachtet wissen. Denn am Anfange des ganzen Werkes schien es ihm nöthig zu sein, eine allgemeine Uebersicht über die große Veränderung in dem politischen und sittlichen Zustand von Europa, welche durch das Lehrsystem und die Hierarchie bewirkt worden ist, kürzlich vorauszuschicken, weil ein großer Theil der nachfolgenden Memoiren diese Kenntnisse voraussetze, und auch schon darum, weil sie ein großes und unentbehrliches Licht über die Entstehung sowohl, als über die Folgen der Kreuzzüge verbreite [1].

Hiermit ist der Ursprung und Zweck dieses Gemäldes, welches im Oktober des Jahres 1789 geschrieben und später nur mit Weglassung einiger einleitenden Worte unverändert in Schiller's Werke aufgenommen wurde, im Allgemeinen hinlänglich bezeichnet. Dasselbe entwickelt uns folgende Hauptideen. Wir Neuern haben vor den Griechen und Römern, welche nur die Nationalfreiheit kannten und außer sich nur Barbaren und Sklaven sahen, die Menschenfreiheit voraus. Wie sind wir zu diesem unschätzbaren Gute gelangt? — Unsere Vorfahren verloren sich nicht in den römischen Ländern, die sie eroberten, wie die Griechen des Alexander unter den Völkern Asiens verschwanden. Sie blieben auf dem neuen Boden der stärkere Theil, und, indem sie die alten Formen schonungslos zerschlugen, behaupteten die Sieger auch ihre geistige Selbstständigkeit. Nun beginnt der rohe germanische Geist eine eigenthümliche Entwickelungsperiode auf einem neuen Schauplatze, unter einem neuen Himmel, in neuen Verhältnissen, im Kampfe mit dem Nachlasse des umgestürzten Rom. Jahrhunderte dauert der Kampf, und die ewige Ordnung der Dinge stärkt die erliegenden Herzen mit dem Glauben der Ergebung und flüchtet die Sitten unter den Schutz des katholischen Christenthums. Durch die Kreuzzüge

[1] Schiller's Vorbericht zu der allgemeinen Sammlung historischer Memoiren, in Döring's Nachlese S. 230.

stürzt sie die Hierarchie und die Macht des Adels, und erhöht und gründet zugleich die Herrschaft der Könige und das Bürgerthum. So kommt das mittlere Geschlecht mit ungebrochener Kraft und ungeschwächtem Freiheitssinn an der Schwelle der neuern Zeit, am sechszehnten Jahrhundert an, wo die Vernunft ihr Panier entfaltet und die Wahrheit („oder was man dafür hielt") den Arm der Tapfern bewaffnet. Hier trafen zum erstenmal die Energie des Willens mit dem Lichte der Einsicht, die Freiheit mit der Kultur zusammen, und man erlebte die Wundererscheinung, daß Vernunftschlüsse des ruhigen Forschers das Feldgeschrei wurden in mörderischen Schlachten, und daß der Mensch endlich sein Theuerstes an das Edelste setzte.

Wenn an diesen tiefgreifenden Gedanken etwas vermißt würde, so bestünde es darin, daß darnach das Mittelalter nur als Instrument zu dem modernen „Glücksstand" der allgemeinen Menschenfreiheit, also nur nach seinem äußern, untergeordneten Werthe, aber keineswegs in seiner innern, absoluten Bedeutsamkeit erkannt und gewürdigt wird. Die mittlern Jahrhunderte dienten nicht allein der Folgezeit, sondern sie tragen, auch abgesehen hiervon, einen Werth und Zweck in sich selbst. Die Abhandlung, nach ihrem gewichtigen Gehalt und ihrer meisterhaften Darstellung, ist ganz aus der tiefen Seele ihres Verfassers geschöpft; sie trägt den Stempel seines unsterblichen Genius. Schiller selbst war sehr befriedigt von ihr. „Ich habe," schreibt er darüber am 3. November 1789 an seine Braut in erhöhtem Selbstgefühl[1], „zwei oder drei glückliche Tage erlebt, und ich habe mein Herz dabei beobachtet. Eine Arbeit, die mir anfangs nichts versprach, hat sich plötzlich unter meiner Feder, in einer glücklichen Stimmung des Geistes veredelt, und eine Vortrefflichkeit gewonnen, die mich selbst überrascht. Ich habe noch nichts von diesem Werthe gemacht, wenn mich anders die noch zu große Wärme meines Kopfes, die leicht auf mein Urtheil übergehen könnte, nicht irrt. Nie habe ich so viel Gehalt des Gedankens in einer so glücklichen Form vereinigt und nie dem Verstande so schön

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Bd. 2, S. 39 f.

durch die Einbildungskraft geholfen. Du wirst mich über mein Selbstlob auslachen; aber ich spreche, wie ein fremder Mensch von mir, denn wirklich bin ich mir in dieser Arbeit selbst eine fremde und neue Erscheinung geworden. Es thut mir nur leid, daß Du die ganze Schönheit nicht wohl genießen kannst, weil sie einige genaue historische und politische Kenntnisse voraussetzt, die Dir fehlen und recht gut fehlen dürfen. Es war mir aber nie so lebhaft, daß jetzt Niemand in der deutschen Welt ist, der gerade das hätte schreiben können, als ich. Noch einmal! Du wirst mich auslachen; aber möchtest Du es immer — wenn ich Dir nur so nahe wäre, es zu sehen."

Mit dieser Darstellung steht die nächste Skizze: *Uebersicht des Zustandes von Europa zur Zeit des ersten Kreuzzuges*, welche ebenfalls in dem ersten Bande der Memoiren zuerst erschien, aber nur ein Fragment geblieben ist[1], in Verbindung. Dieser kurze Aufsatz sollte in seiner jetzigen, unvollendet gebliebenen Gestalt die Ueberschrift haben: Ueber die Entstehung und frühste Ausbildung des Lehnwesens. Denn dieß ist sein alleiniger Inhalt. Man kann über manche Begebenheiten und Verhältnisse der Geschichte auch ohne in einzelne Thatsachen einzugehen, ja ohne sie selbst genau zu kennen, dennoch im Allgemeinen etwas Verständiges und Genügendes sagen. Dieß gelang unserm Schriftsteller auch hier. Wenige historische Fakta weiß er so geschickt zu gebrauchen, daß wir das Feudalwesen des Mittelalters mit einer Art Nothwendigkeit sich bilden sehen; er konstruirt gleichsam dieses große Ereigniß aus seiner Vernunft und entwickelt dessen Fortgang denkend und begriffsmäßig aus der allgemeinen Menschennatur. Befriedigt diese Behandlungsweise auch weniger die Phantasie, so gewährt sie doch unserm Verstande eine klare Einsicht. Lernen wir dann später die mannigfaltigen Einzelnheiten näher kennen, so werden sich dieselben ohne Mühe den allgemeinen Gesichtspunkten unterordnen, die uns der philosophische Historiker aufgestellt hat.

[1] Der Herausgeber der neuen Ausgabe von Schiller's Werken sagt in einer Anmerkung: „wegen der damaligen Krankheit ihres Verfassers." Aber war Schiller im Jahre 1789 wirklich krank? —

Die letzte Darstellung, welche Schiller in die erste Abtheilung seiner Memoiren, und zwar in den dritten Band dieser Abtheilung, einrücken ließ, ist die: Universalhistorische Uebersicht der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten zu den Zeiten Kaiser Friedrichs I. Den zweiten Band schickte Schiller ohne eine solche Uebersicht in die Welt, weil ihn „unvorhergesehene gehäufte Geschäfte verhinderten, eine solche abzufassen[1].“ Und auch jetzt vollendete er diese Uebersicht nicht, ungeachtet dieselbe zu dem zweiten und dritten Bande gehörte, ja er überließ später (1795) die Fortsetzung derselben dem Professor Woltmann, welcher sie im vierten Bande fortführte und erst im fünften mit dem Kreuzzuge unter Philipp August und Richard Löwenherz abschloß. Sie war eigentlich bestimmt, Bohadin's Denkwürdigkeiten des Sultans Saladin und Otto von Freisingen's Lebensbeschreibung des Friedrich Barbarossa zum Leitstern zu dienen; die Fortsetzung der Abhandlung wurde aber durch Woltmann so eingerichtet, daß sie zu diesen, unterdessen nun schon erschienenen Denkwürdigkeiten als ein Supplement betrachtet werden konnte[2]. Wir beschränken unsern Bericht auf das uns von Schiller hinterlassene, im Jahr 1790 geschriebene Bruchstück[3].

Der Titel desselben ist wieder ganz unpassend, denn dieses Gemälde erstreckt sich nur von der Thronbesteigung Lothar's des Sachsen bis zur Kaiserwahl Konrad's des Hohenstaufen und zu dessen Unternehmung eines Zuges nach Jerusalem. Die Darstellung endigt also noch nicht einmal da,

[1] Dieß sagt Schiller selbst am Ende der (jetzt von Döring in seiner Nachlese S. 233 aufgenommenen) Vorerinnerung zum dritten Bande seiner Memoiren. Diese Vorerinnerung verbreitet sich übrigens nur über den Kadi Bohadin, den Verfasser der nachfolgenden Lebensbeschreibung des Sultans Saladin. Ein allgemeines Interesse hat sie nicht.

[2] Allgemeine Sammlung historischer Memoiren, Abthl. 1, B. 4, S. IV.

[3] Der Herausgeber der sämmtlichen Werke Schiller's sagt in einer Anmerkung: „Die Fortsetzung unterblieb wegen der damaligen Krankheit des Verfassers.“ Also wäre Schiller sowohl im Jahr 1789, als im Jahr 1790 nicht nur kränklich (das glauben wir gern!), sondern wirklich krank gewesen? — Dieß ist jedenfalls für das Jahr 1790 nicht anzunehmen, welches Frau von Wolzogen (B. 2, S. 71) eines der glücklichsten in Schiller's Leben nennt.

wo sie ihrer Ueberschrift nach zu beginnen verspricht. Wie die erste der hier aufgezählten kleinen historischen Darstellungen sich durch Originalität auszeichnet, die zweite sich durch einen gesunden Verstand empfiehlt, so fesselt uns diese durch ihren blühenden Stil und durch den prachtvollen Fluß der Rede. Man braucht nur in der nachgebildeten Fortsetzung dieser Uebersicht von Woltmann einige Seiten weiter zu lesen, um sich plötzlich in einer andern, niedrigern Sphäre zu fühlen, und um durch den Kontrast an den freien, kühnen und hohen Flug der historischen Muse Schiller's recht lebhaft erinnert zu werden. Besonders ausführlich sind die Züge und die Niederlassung der Normannen in Sicilien und Neapel, bei Gelegenheit des zweiten Römerzuges Lothar's — nicht eigentlich erzählt, sondern charakterisirt. Das Gewaltige, das Heroische in den Unternehmungen und Thaten dieser verwegenen und glücklichen Eroberer hat der Geschichtschreiber schon im Rhythmus seiner Sprache abzuspiegeln gewußt. Rasch, kräftig, siegend, wie der Lauf jener Heldensöhne, ist der Gang seiner Worte. Uebrigens darf man bei Beurtheilung aller dieser drei allgemeinen Charakteristiken ihren ursprünglichen Zweck nicht vergessen, den sie gewiß trefflich erfüllten. Sie sollten den Leser über das leicht verwirrende, reiche Detail der nachfolgenden Memoiren orientiren helfen, ihn von vorn herein auf den rechten Standpunkt der Betrachtung versetzen.

Wie die bisherigen Stücke die erste Abtheilung der Memoiren — oder die Memoiren des Mittelalters — einführten, so diente die „Geschichte der Unruhen, welche der Regierung Heinrichs IV. vorangingen, bis zum Tode Karls IX.“ den acht ersten Bänden der zweiten Abtheilung, oder der Memoiren der neuern Zeit, welche ungefähr gleichzeitig mit jener erstern Reihenfolge erschienen, zur Einleitung und zur Ergänzung. Der Inhalt dieser historischen Darstellung ist ihrem Titel angemessen; sie führt uns von jenen acht Religions- und Bürgerkriegen unter den letzten Königen aus dem Hause Valois die vier ersten vor. Krankheit und Ueberdruß verhinderten den Verfasser an der Fortsetzung, die der Professor Paulus im neunten Bande gab,

welchen Schiller in gleicher Weise für diese zweite Abtheilung in seine Stelle eintreten ließ, wie den Professor Woltmann für die erste.

Es ist merkwürdig genug, daß Schiller's historische Arbeiten und Unternehmungen beinahe alle unvollendet blieben. Eine historische Darstellung beschäftigte auf längere Zeit seinen Geist nicht genug; sein Interesse ermattete, besonders wenn sich seinem Griffel keine großen Charaktere, keine weiteingreifende Begebenheiten anboten. Man sieht es ihm an, daß er sich über manche unerquickliche Perioden und Ereignisse nur mit Mühe und Widerwillen hinüberarbeitet. Dann bietet er einen allzugroßen oratorischen Apparat auf, der den geschichtlichen Thatbestand eher verdeckt, als erhellt, und sein Ausdruck wird häufig geziert und gekünstelt. So ist hier mit der Erzählung der Bartholomäusnacht sein letztes Interesse an diesen ermüdenden Kabalen und Greuelscenen erschöpft, und was auf einigen Seiten, besonders über den Zustand Karls IX. in seinen letzten Lebensjahren, noch weiter erzählt wird, müßte einfacher und natürlicher gesagt sein, wenn es uns gefallen sollte. Wir sind es wohl zufrieden, daß Schiller einen Stoff ganz aufgibt, welchem seine Persönlichkeit nichts mehr abgewinnen kann.

Die Erzählung dieser „Unruhen" muß mit dem Abfall der Niederlande und dem dreißigjährigen Krieg unseres Geschichtschreibers in Verbindung gebracht werden. In allen drei Werken ist die religiöse Freiheit, für die hier in Frankreich, dort in den Niederlanden und in Deutschland gekämpft wird, die große, den Schriftsteller begeisternde gemeinschaftliche Idee; und wie in den Niederlanden Wilhelm der Verschwiegene, in Deutschland Gustav Adolph, so ist in Frankreich der Admiral von Coligny der Held der Handlung, welcher mit besonderer Vorliebe gut gezeichnet ist. Eine solche Idee und einen bedeutenden Charakter mußte eine Geschichte haben, wenn ihre Darstellung unserm Schiller glücken sollte, eine Idee für seinen philosophischen Geist, einen bedeutenden Charakter für seinen poetischen Genius.

In dieser Verbindung nimmt dieses Geschichtswerk über die französischen Religionskriege eine ehrenwerthe Stelle ein,

für die ihm ursprünglich beigegebenen Memoiren ist es nicht eine Uebersicht (wie die drei bisher namhaft gemachten Abhandlungen), sondern vielmehr eine Einleitung und ein Supplement. Es hat eine davon unabhängige, innere Bedeutung. Das Ganze ist sachgemäß erzählt; manche zusammengefaßte Gemälde, welche zum Theil als philosophische Studien auf geschichtlichem Boden angesehen werden können, z. B. die Schilderung der Wuth der Bürgerkriege[1], sind besonders anziehend; scharfe Zergliederungen der menschlichen Leidenschaften und Zustände sind überall eingestreut. Zuweilen ist zu viel außergeschichtliches Interesse an kleine Jämmerlichkeiten verschwendet; und manches scheint zu würdig, zu ernst, zu tragisch, zu bedeutend genommen zu sein. So wird das mißglückte Unternehmen des Renaudie, die königliche Familie in Amboise im Jahr 1560 aufzuheben, „eine der blutigsten Verschwörungen genannt, welche die Geschichte kennt, eben so merkwürdig durch ihren Zweck und das große Schicksal, welches dabei auf dem Spiele stand, als durch ihre Verborgenheit und List, mit der sie geleitet wurde.“ Später im Jahr 1562 bemächtigten sich die Guisen des Königes auf eine gewaltsame Weise[2], wie es durch einen Abentheurer auch die Bourbonen thun wollten, um in seinem Namen regieren zu können. Wie wäre denn jenes Unternehmen blutiger und wichtiger, als dieses spätere zu nennen? — Von Coligny heißt es: nachdem ein Preis von fünfzig tausend Goldstücken auf seinen Kopf gesetzt worden sei, „habe ihn die Ruhe für immer verlassen[3].“ Doch wohl nur so lange, bis er sich mit dem Hofe ausgesöhnt hatte, wo das wider ihn gesprochene Urtheil zurückgenommen wurde, und er sich der größten Sorglosigkeit überließ[4]. Dahin gehört auch, daß der Connetable von Montmorency in einer vorläufigen Schilderung als ein ganz untadeliger Mann

[1] Ausgabe in Einem Bande, S. 1088. 2. (Oktavausg. B. 11, S. 138). Hierher gehört auch die Charakterisirung des Geistes des römischen Hofes, S. 1067. (Oktavausg. B. 11, S. 45).

[2] Ebendaselbst S. 1087. 1. (Oktavausg. B. 11, S. 132).

[3] Ebendaselbst S. 1097. 2. (Oktavausg. B. 11, S. 178).

[4] Ebendaselbst S. 1099. 2. und S. 1101. 2. (Oktavausg. B. 11, S. 187 und 196) „Coligny fing an, in eine tiefe Sicherheit zu versinken.“

dargestellt wird, über dessen feste Tugend keine Versuchung Macht gehabt habe; und doch heißt es nachher: „Religionseifer war die einzige Schwäche, und Habsucht das einzige Laster, welches die Tugenden des Montmorency befleckte[1]. — Tacitus übertreibt bisweilen ebenfalls; aber unserm Schiller fehlt die Theilnahmlosigkeit dieses seines Geistesverwandten. Schiller war von der Würde des Menschen durchdrungen, welche er überall suchte und fand. Er interessirte sich daher für jede menschliche Erscheinung, während Tacitus die Römer, also seine Menschheit, aufgegeben hatte. Schiller glaubte und hoffte, und im hoffenden Glauben an die Emanzipation und Veredlung unseres Geschlechtes schrieb er Geschichte. Sein universalhistorisches Bewußtsein schaute in jeder Zeit, jedem Volke in der Tiefe einen edlen Gehalt, oder er faßte sie (wie in einem frühern Aufsatze das Mittelalter) als Uebergänge, als Mittel zum Bessern auf.

Uebrigens glauben wir aus einer Stelle[2] entnehmen zu können, daß Schiller vorhatte, Heinrich den Vierten zum Haupthelden seines Werkes zu machen, den er im vorhandenen Bruchstücke nur zuletzt als Jüngling einführt. Das Werk selbst hätte dann eine andere Ueberschrift bekommen. Ein so humaner, vorurtheilsfreier und ideenreicher König mußte dem Sinne Schiller's besonders zusprechen. Er hat ihm auch in seinem „Dreißigjährigen Kriege" seine Huldigung dargebracht.

Wenn wir in dem trefflichen Aufsatze: „Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter" vermißten, daß ihr Verfasser dem Mittelalter keine innere Bedeutsamkeit, sondern eigentlich nur einen relativen Werth zuschrieb, so werden wir für diesen Mangel durch einen andern Aufsatz schadlos gehalten. Wir meinen die „Vorrede zu der Geschichte des Maltheserordens nach Vertot, von M. N. bearbeitet," welche im Jahre 1792 geschrieben ist. Hier findet sich alles rechtmäßige Lob, welches dem Mittelalter in der

[1] Schillers Werke in Einem Bande, S. 1075. 2. und S. 1083. 2. (Oktavausgabe B. 11, S. 81 u. 116.

[2] Ebendaselbst S. 1096. 1. (Oktavausg. B. 11, S. 171 unten).

neuern Zeit oft zu reichlich gespendet worden ist, in wenigen Worten gleichsam anticipirt. Jedes wahre, gründliche Lob dieser Zeit scheint nur eine weitere Auseinandersetzung folgender Grundideen zu sein, die unser philosophischer Forscher der Menschengeschichte, auch in schöner, würdevoller Sprache, uns zur Ueberzeugung macht. Unsere Zeit hat vor der mittlern offenbar den Vorzug der größern Kultur, diese vor jener den der praktischen Tugend — der Begeisterung des Herzens, des Schwunges der Gesinnungen, der Stärke des Gemüthes, der Energie des Charakters voraus. Die bloße Verstandesaufklärung ohne sittliche Kraft können wir kaum für einen sittlichen Gewinn rechnen; dagegen gibt schon die bloße sittliche Kraft, der gute Wille, das Theuerste an das Edelste zu setzen, einem Menschen und Zeitalter einen hohen Werth. Huldigte die Menschheit im Mittelalter, z. B. während der Kreuzzüge, auch einem Aberglauben und Wahn, so huldigte sie ihm doch mit Hingabe, mit Ueberzeugungstreue, mit Aufopferung, und sie ließ sich im Grunde immer von überirdischen, wenn auch unrichtigen Beweggründen leiten, sie gehorchte bereitwillig einer übersinnlichen, wenn auch mißverstandenen Idee. Das Sittengesetz hüllte sich in materielle Gebote, z. B. unter der Fahne des Kreuzes zu streiten, in Kirchensatzungen, in sanktionirte Lehren der Apostel, damit sich an diesem gemäßern, gröbern Stoffe die sittliche Güte des Willens übte und entwickelte, dereinst auch dem reinen Vernunftgebote Folge zu leisten. Darin also übertrifft uns die mittlere Zeit: jene Menschen thaten für ihre Thorheit mehr, als wir für unsere Weisheit; ihre Thorheit selbst aber hatte einen idealen Ursprung, also einen überirdischen Hintergrund. Durch die Großartigkeit und Erhabenheit dieser Idee, und durch die Uneigennützigkeit und Treue, womit die Menschen ihr folgten, hatte das Mittelalter auch einen entschiedenen Vorzug vor dem Alterthum. Denn der Grieche und Römer lebte und kämpfte nur für seine Existenz, für sein beschränktes Vaterland, für zeitliche Güter, für das Phantom der Ehre und Weltherrschaft. Die Richtung der mittlern Zeit war eine viel höhere, allgemeinere, und regte die Menschheit in ihren Tiefen auf.

Zwar ist diese Ansicht unter dem Einfluß der Kant'schen Philosophie vorgetragen. Aber Schiller entwickelt seine Ideen so selbstständig, daß jenen Einfluß nur derjenige erkennt, welcher mit der Kant'schen Moral vertraut ist. Uebrigens war er hier auf dem besten Wege, auch über den Katholicismus zu einer gerechtern universalhistorischen Würdigung zu gelangen. Aber hierbei überwog die Abneigung das Urtheil.

Von jenem freien, ächt-humanen Standpunkt aus beurtheilt Schiller in dem Aufsatze, aus dem wir die obigen Ideen entlehnt haben, auch die Ritter des Maltheserordens — „die wir unter dem Panier des Kreuzes der Menschheit schwerste und heiligste Pflichten üben sehen.“ — Eine zweite Merkwürdigkeit dieses Ordens findet er dann darin, daß derselbe dem philosophischen Forscher eine ganz eigenthümliche Form der politischen Gemeinschaft darstellt, einen mönchisch-ritterlichen Staat.

Werfen wir einen Blick über diese mannigfaltigen kleinern historischen Schriften, die nach Bouterweck's Urtheil zu dem Vortrefflichsten gehören, was Schiller in Prosa geschrieben hat, so daß aus ihrem Studium selbst der eigentliche Geschichtsforscher Gewinn für seinen Verstand und seine historische Kunst schöpfen könne[1], so begegnen uns in ihnen überall die Ideen und Gefühle, welche Schiller's sittliches Leben begründeten und durchglühten. Ihm verstand es sich von selbst, daß die Sittengesetze, welchen sich der einzelne Mensch zu unterwerfen hat, auch für ein ganzes Volk und für die ganze Menschheit gelten; und Moral und Politik waren ihm unzertrennlich verbunden. — So gedenkt er in seiner Antrittsrede, wie in dem Gedichte: Die Künstler, rühmend seiner Zeit, weil sie „das menschliche Jahrhundert sei.“ Er fand hiermit die eine seiner Grundideen in seinem Zeitalter wieder. Sogleich im nächsten Aufsatz[2] nennt er ausdrücklich Freiheit und Humanität als den Inbegriff aller moralischen Güter und die Ziele der Entwickelung unseres Geschlechtes. In der „Sendung Moses“ kann er dann dem

[1] Neue Leipziger Literaturzeitung 1805, Nr. 93, S. 1479.

[2] Schiller's Werke in E. Bd., S. 1035. (Oktavausg. B. 10, S. 443).

hebräischen Volke nur eine vorübergehende, dienende Bedeutung in der Weltgeschichte zuschreiben, denn er findet bei ihm beides nicht, weder den Muth und das Selbstvertrauen der Freiheit, noch die holden Tugenden schöner Menschlichkeit. Dagegen lobt er aus gleichem Grunde in der folgenden Abhandlung die Gesetzgebung des Solon, welche die Humanität mit der Freiheit vereinigte, und tadelt die Einrichtung des Lykurgus, welche den Menschen in dem Staatsbürger ertödtete. In der Schrift: Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter, erhebt er dann, sich ganz getreu, in Einer Hinsicht, die mittlere und neue Zeit über das Alterthum, weil dieses nur die Nationalfreiheit kannte, in jenen aber sich die Menschenfreiheit entwickelte; und er hebt hier, und in dem ergänzenden Aufsatze: Vorrede zu der Geschichte des Maltheserordens nach Vertot, den eigenthümlichen Werth eines energischen Willens, einer glühenden Begeisterung, eines thatkräftigen Gemüthes, eines entschiedenen Charakters und der andern praktischen Kräfte der menschlichen Natur im Gegensatz gegen die bloße theoretische Ausbildung auf eine vortreffliche Weise hervor. So legte er das Mittelalter richtig aus, indem er es nach sich selbst deutete, denn auch mit der Weltgeschichte steht der Genius „in ewigem Bunde." Und auf ähnliche Art offenbaren uns auch die übrigen, von uns beurtheilten Schriften überall das sittliche Lebenselement Schiller's und seine geläufigsten und liebsten Ansichten. Man sieht es manchen derselben an, daß sie sich Ideen anschließen, welche sich damals von Frankreich aus auch über Deutschland verbreiteten. Dieß scheinen sogar einzelne Ausdrücke zu bestätigen, wie „Nationalversammlung, Volkssouverainität, Repräsentanten des Volks," welche in der Thalia jedesmal mit gesperrter Schrift gedruckt sind. In folgender Stelle hat Schiller, bei Gelegenheit der Beurtheilung der Solonischen Staatsverfassung, auch sein politisches Grundprinzip ausgesprochen [1]. „Alle große Versammlungen," sagt er, „haben immer eine gewisse Gesetzlosigkeit in ihrem Gefolge, alle kleinere haben aber Mühe, sich von aristokratischem Despotismus ganz rein

[1] Schiller's Werke in E. Bd., S. 1057. 1. o. (Oktavausg. B. 10, S. 543).

zu erhalten. Zwischen beiden eine glückliche Mitte zu treffen, ist das schwerste Problem, das die kommenden Jahrhunderte erst auflösen sollen. Bewundernswerth bleibt mir immer der Geist, der den Solon bei seiner Gesetzgebung beseelte, der Geist der gesunden und ächten Staatskunst, die das Grundprinzipium, worauf alle Staaten beruhen müssen, nie aus den Augen verlor: sich selbst die Gesetze zu geben, denen man gehorchen soll, und die Pflichten des Bürgers aus Einsicht und aus Liebe zum Vaterland, nicht aus sklavischer Furcht vor der Strafe, nicht aus blinder und schlaffer Ergebung in den Willen eines Obern zu erfüllen." — Auch in diesem Grundprinzip begegnete „der große Abgeordnete von Marbach," wie ihn ein Freund der Bürgerfreiheit in der Ständeversammlung in Stuttgart nannte, dem großen Denker von Königsberg.

## Zwölftes Kapitel.

Geschichte des dreißigjährigen Kriegs. Die Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marschalls Vieilleville.

Die letzte große Produktion, mit welcher Schiller ruhmvoll die historische Laufbahn verließ, wie er sie mit der Geschichte des niederländischen Abfalls begonnen hatte, war die Darstellung des dreißigjährigen Krieges. Wie in der frühern Periode das erste und das letzte Drama die hervorragendsten sind, während die mitten innen liegenden Schauspiele einen geringern Werth haben, so begann und beschloß er seinen historischen Weg mit den beiden ausgezeichnetsten Werken, zwischen die eine verschiedenartige Menge untergeordneter kleinerer Arbeiten fällt.

Es ist bekannt, daß Schiller die Darstellung des dreißigjährigen Kriegs für Göschen's „historischen Kalender für Damen“ verfaßte, in dessen Jahrgängen für 1791—1793 sie bruchstückweise erschien. Aber ohne Zweifel ging die Wahl gerade dieses Gegenstandes nicht von Göschen, sondern von Schiller selbst aus. Wie hätte dieser sich auch vorschreiben lassen, was er liefern solle? Vielmehr lag diese Geschichte in der Richtung seines Geistes und grenzte an seine gründlichsten

historischen Studien und bisherigen Schriften. Nur die Glaubensfreiheit, für welche gekämpft ward, konnte ihm diesen Krieg interessant machen; und von dieser Idee geführt, beschrieb er den dreißigjährigen Krieg, mit welchem die heftigsten Bewegungen und blutigsten Kämpfe, welche die neue Religion überhaupt in Europa hervorgebracht hatte, von ihm dargestellt waren [1]. Ein gewisser historischer Cyklus war hiermit abgeschlossen.

Und diese Geschichte ist eigentlich — wer möchte es glauben? — für Damen geschrieben — gerade so, wie wir auch in der Geschichte des Abfalls der Niederlande eine solche zarte Beziehung gefunden haben. Er schrieb für den Menschen — und das rein Menschliche, wo werden wir es in der neuern Zeit eher suchen und reiner finden, bei Männern oder Frauen? Er übergab ein Gemeingut der Nation, der Menschheit den Händen der Frauen. Am Ende des ersten Theils [2] wendet er sich im Damenalmanach für 1791 mit folgenden, nachher ausgelassenen Worten an seine Leserinnen: „Aber ihn (den Gustav Adolph) auf diesem siegreichen Gang (nach Süddeutschland) zu begleiten, verbieten mir die engen Grenzen dieser Erzählung, die vielleicht schon jetzt überschritten sind. Ungern verlasse ich einen Schauplatz, der an schimmernden Thaten immer reicher wird, immer reicher an unsterblichen Männern, überraschenden Wechseln des Glücks, verworrenen Schicksalen und wundervollen Krisen. War die Voraussetzung nicht zu kühn, die Aufmerksamkeit meiner Mitbürgerinnen für eine Geschichte zu erregen, die keinen Reiz hat, als ihre Wichtigkeit, und keinen Schmuck duldet, als die Würde ihres Inhalts, so wird ihr Beifall auch ermuntern, den Faden dieser Geschichte im nächstfolgenden Jahre wieder aufzunehmen."

Aber in diesem Jahr 1791 befiel ihn jene lebensgefährliche Krankheit, von welcher unten die Rede sein wird, so daß er in den Damenkalender für 1792 nur ein kleines Stück

[1] Siehe Theil 2, S. 144.

[2] Nach den letzten Worten in Schiller's Werken in E. Bd., S. 959. 2. u. Oktavausgabe B. 9, S. 270) „die Eroberung Böhmens."

einrücken lassen konnte, welches Wieland mit einer gedehnten Vorrede begleitete. Diese Geschichte, äußert sich Wieland, welche namentlich für Leserinnen bestimmt sei, habe, ohne Uebertreibung könne man das sagen, so viele Leser gehabt, als es in dem ganzen Umfang unserer Sprache Personen gebe, die auf einigen Grad der Kultur des Geistes Anspruch machen könnten. Sie habe selbst die Erwartungen übertroffen, zu welchen man sich durch Schiller's ersten Versuch in dem historischen Fache berechtigt gehalten; einen Versuch, der bereits alles, was unsere Literatur in dieser Art aufzuweisen hatte, hinter sich zurückgelassen, und natürlicher Weise in allen, denen der Ruhm der Nation nicht gleichgültig sei, den Wunsch habe erregen müssen, daß ein Schriftsteller, der bei seinen ersten Schritten in dieser Laufbahn ein so entschiedenes Talent, sich zu einem Platze neben Hume, Robertson und Gibbon empor zu arbeiten gezeigt habe, sich, wo nicht gänzlich, doch hauptsächlich der Geschichte unseres Vaterlandes widmen möchte. Dann verbreitet sich der gute Greis über die Glückseligkeit der deutschen Reichsverfassung, welche auf „jener berühmten Nationalversammlung zu Osnabrück" gegründet worden, und welcher, um die vollkommenste aller „Konstitutionen" zu sein, nur — der Gemeingeist fehle, der in dem achtzehnten Jahrhundert doch mehr ab- als zugenommen zu haben s c h e i n e. Diesen wieder anzufachen, gebe es kein trefflicheres Mittel, als solche Darstellungen aus der vaterländischen Geschichte, wie die des dreißigjährigen Krieges von Schiller. Um so mehr bedauert er die hartnäckige Krankheit des trefflichen Mannes, die ihm die Vollendung seines Werkes unmöglich gemacht. — Doch fügte Schiller diesem abermaligen Bruchstück noch drei kurze Biographien bei, welche in einer Nachlese der Schiller'schen Werke nicht vermißt werden sollten. Sie dienen im Almanach drei Bildnissen von Personen der damaligen Zeit zur Begleitung[1].

[1] Es folgt noch eine vierte Lebensskizze, nämlich von Axel Grafen von Oxenstierna, welcher man es aber schon am e r s t e n Satz ansieht, daß sie nicht von Schiller verfaßt ist, was dieser auch indirekt dadurch bestätigt, daß er selbst ihrer im Damenkalender von 1793, S. 644 in einer Anmerkung als „einer vortrefflichen Schilderung" erwähnt. Daß die andern drei Gemälde

Das Lebensgemälde der Landgräfin von Hessenkassel, Amalie Elisabeth, ist lebendig, anziehend und mit Neigung geschrieben; das Leben des Kurfürsten Maximilian von Baiern ist dann in's Allgemeine zusammengezogen und nur dem Verstande zugänglich. Die Lebensbeschreibung des Kardinals Richelieu endlich charakterisirt sich durch scharfe Hiebe gegen Priester und Höflinge — zum Zeichen, daß damals beide in der Gunst bei Schiller noch nicht gestiegen waren.

In dem Damenkalender für 1793 folgte endlich der Ueberrest dieser Geschichte, beinahe die Hälfte des ganzen Werkes [1]. Und hier wollen wir sogleich eine Eigenthümlichkeit desselben bemerken und erklären. Die drei Jahre, in welchen Gustav Adolph die Schlachten und Schicksale Deutschlands lenkt, nehmen in diesem dreißigjährigen Kriege beinahe ein Drittheil des ganzen Werkes ein. Aber von dem Tode dieses Königes und der Ermordung Wallensteins an ist plötzlich Schiller's Interesse und Geduld erschöpft. Die ganze übrige Kriegszeit wird im Fluge durcheilt, und während die Thaten des nordischen Helden allein beinahe zwei Bücher einnehmen, werden die letzten vierzehn, an Unterhandlungen, Zügen, Schlachten, Glücksfällen und Personen so reichen Kriegsjahre in ein einziges Buch, nämlich in das fünfte des zweiten Theils, in das letzte, zusammengepreßt. Des Verfassers Lust war mit dem Verschwinden der hervorragendsten Charaktere dahin, und auch der Almanach ließ keine größere Ausdehnung zu, wenn das Ganze dießmal beendigt werden sollte. Er selbst entschuldigte diesen Mißstand nach der Erzählung von Wallensteins Tod, am Ende des vierten Buches, mit folgenden Worten [2]:

„Gustav Adolph und Wallenstein, die Helden dieses kriegerischen Dramas, sind von der Bühne verschwunden, und

wirklich von Schiller sind, sieht man auch aus einer Stelle der Biographie Richelieu's, wo der Schreiber sich den Verfasser des dreißigjährigen Krieges nennt.

[1] Von den Worten: „Das allgemeine Geschrei des Unwillens" (Schiller's Werke in Einem Bande, S. 968. 1. u., (Oktavausgabe Bd. 9, S. 310) an.

[2] Kalender für Damen für 1793, S. 737 f.

mit ihnen verläßt uns die Einheit der Handlung, welche die Uebersicht der Begebenheiten bisher erleichterte. Von jetzt an vertheilt sich die Handlung unter mehrere Spieler, und die noch übrige Hälfte dieser Kriegsgeschichte, fruchtbarer an Schlachten und Negotiationen, an Staatsmännern und an Helden, dürfte an Interesse und Reiz für meine Leserinnen desto ärmer sein. Da die engen Grenzen dieser Schrift mir keine ausführliche Darstellung mehr erlauben, und ich es nicht wagen darf, die Gefälligkeit meiner Leserinnen durch eine dritte Fortsetzung zu mißbrauchen, so mache ich hier der umständlichen Erzählung ein Ende, und behalte die Vollendung derselben einem schicklichern Platz und einer freiern Muße vor. Abwechselung ist das Gesetz der Mode, und ein Kalender darf, wenn ihm diese Göttin ihren Schutz nicht entziehen soll, keine Ausnahme davon machen. Nur noch einen flüchtigen Blick erlaube man mir über die zweite noch übrige Hälfte dieses Krieges zu werfen, um wenigstens einen Umriß des Ganzen zu geben, und der Neugier zu halten, was ich der Wißbegierde schuldig bleiben muß."

So ist also diese Geschichte mehr zu Ende gedrängt, als geführt, und kann wegen dieses präcipiten Ausganges ihrem ganzen Umfang nach nicht auf den Namen eines in allen seinen Theilen gleichmäßig gehaltenen historischen Kunstwerkes Anspruch machen. Dieß ist aber auch der alleinige Mangel, weßwegen ihr dieser Ruhm nicht unbedingt zuzuschreiben ist. In diesem letzten Buche war für Malereien, Reflexionen, Charakterschilderungen wenig Raum mehr, und der Verfasser konnte hier nur die Eine große Geschicklichkeit bewähren, das mannigfaltige Detail auf ein unausgeführtes Bild des Interessantesten zu beschränken.

Auch diese Geschichte, wie die des niederländischen Abfalls, wird durch eine, das ganze Feld umspannende Einleitung, eröffnet, und man kann nicht sagen, daß Schiller sich hier wiederhole, wie man dem römischen Geschichtschreiber Sallust vorgeworfen hat, daß er in den Eingängen seiner beiden historischen Monographien ungefähr dieselben Ideen bearbeite. Eine Charakteristik des ganzen Zeitalters macht den Anfang. Wie sich in der Zeit des dreißigjährigen Kriegs alle

Weltbegebenheiten an die Reformation angeschlossen, wie diese eine Sympathie der europäischen Staaten hervorgerufen, und zwar wohl durch ihre innere Wahrheit, aber noch mehr durch das Privatinteresse der Fürsten gesiegt habe, welches damals zum Glück mit dem Enthusiasmus der Völker Hand in Hand ging; wie das Schicksal der neuen Religion dadurch bestimmt worden, daß das habsburgische Haus der Vorfechter der alten Lehre war und zugleich nach der Universalherrschaft trachtete; welche allgemeinen und besondern Gründen bei jener Anhänglichkeit obwalteten; wie die deutschen Fürsten und die Protestanten verschiedener Staaten sich gegen die Uebermacht und den Religionsdruck dieses Geschlechtes vereinigten, und wie hierdurch die engen politischen Schranken der einzelnen Länder zusammenstürzten und einem kosmopolitischen Sinn Platz machten — dieß alles ist eben so lichtvoll, als anziehend dargestellt. Mit kühnem und sicherm Schritt wandelt Schiller über diese Höhen, von denen er dann zum Augsburgischen Religionsfrieden herniedersteigt. Wie in den Bestimmungen dieses Friedens schon die Saamen eines neuen Krieges lagen, die Interessen und die Stimmung der Partheien ihm Nahrung brachten, welche Verhältnisse aber seinen Ausbruch verhinderten, ist hierauf besonders scharfsinnig entwickelt.

Dann führt er uns erzählend, schildernd, betrachtend durch die Regierungsjahre Ferdinands des Ersten und seiner Nachfolger und entwickelt uns die Ursachen in fernern und nähern Veranlassungen des Religionskrieges, bis er uns unvermerkt in die erste Scene seines Dramas versetzt hat. Aber kaum hat er uns den Ausgang des böhmischen Aufruhrs und das Schicksal des bethörten Friedrich des Fünften von der Pfalz vor die Augen gestellt, so erhebt er sich im zweiten Buche schon wieder zu einer allgemeinen Schilderung, indem er den damaligen Zustand der europäischen Staaten charakterisirt und uns dadurch das Terrain kennen lehrt, auf welchem dieser, bald europäische Krieg spielen, oder von woher er Brennstoff erhalten sollte. Unaufhaltsam eilt nun die Handlung dahin, so lange noch Männer vom zweiten Range, Ernst von Mansfeld, Christian von Braunschweig, Georg Friedrich von Baden und König Christian der Vierte von

Dänemark ihre Vollstrecker sind. Und erst mit Wallenstein und Gustav Adolph gewinnt die Erzählung einen langsameren Schritt, mehr Ausführlichkeit und ihr volles Interesse, und von diesen beiden beleuchtet treten jetzt auch Tilly und der Kaiser Ferdinand der Zweite in hellem Licht bestimmt hervor. Die acht Jahre von 1626, wo Albrecht von Wallenstein mit einem selbstgeworbenen kaiserlichen Heer auf dem Schauplatz erscheint, bis zum Jahre 1634, wo er, nach Schiller's Darstellung, als ein Opfer seiner Ehrsucht fällt, machen den gelungensten Theil des ganzen Werkes aus, und nehmen in demselben auch mehr Raum ein, als die ganze übrige Geschichte. Man sieht hieran schon, welchen Einfluß des Verfassers eigenes Urtheil und Neigung auf seine Arbeit ausübten. Die Geschichte nahm unter seinen Händen die Gestalt seines Geistes an.

Der dreißigjährige Krieg ist mit dem Abfall der Niederlande unter denselben kosmopolitischen Gesichtspunkt gestellt, nur daß Schiller's Freiheitsideen hier weniger treiben und blühen konnten, als in dem frühern Werk. Es galt nämlich hier nicht auch die Befreiung von einem Despoten und die Wiederherstellung oder Gründung einer Republik, wie bei der niederländischen Nation, sondern es war nur ein Kampf für religiöse Wahrheit oder für das, „was mit Wahrheit verwechselt wurde" — für „Meinungen", wie es anderswo heißt, darzustellen. Diese positiven Religionsdogmen waren es nicht, welche einen Schiller begeistern konnten, und er sagt ausdrücklich: das Augsburgische Bekenntniß habe dem protestantischen Glauben eine positive Grenze gesetzt, ehe noch der erwachte Forschungsgeist sich diese Grenze habe gefallen lassen, und die Protestanten hätten dadurch unwissend einen Theil des Gewinns, den ihnen der Abfall von dem Papstthum versicherte, verscherzt [1]. Schiller theilte die Lehrmeinungen der Protestanten nicht, und konnte in so weit ein theilnahmsloser Zuschauer ihrer „schwärmerischen Anhänglichkeit an ihren Glauben" und ein unbestochener Beurtheiler ihrer Handlungen sein. Nur von seiner negativen Seite als Befreiungskrieg,

[1] Schiller's Werke in E. B. S. 905. 1. (Oktavausg. B. 9, S. 27).

konnte ihn dieser Kampf ansprechen, aber er gewann ihr dadurch auch ein politisches Interesse ab, daß sich ihm di Unterdrücker der Gewissensfreiheit zugleich als Despoten dar stellten. Die Kirchentrennung in Deutschland gewinnt ihm ein höhere Wichtigkeit, weil sie „gegen politische Unterdrückun einen bleibenden Damm aufthürmte". Die Prinzen des spanisch-östreichischen Regentenhauses, „diese Säulen des Papstthums", werden auch als die Unterdrücker der europäischen Freiheit bezeichnet. — Sie werden auf ihrem Wege zur Universalmonarchie nur dadurch aufgehalten, daß der Religionsfanatismus den Fürsten, die eigentlich nur für ihre Selbstständigkeit stritten, zahllose tapfere Streiter lieferte. Daher ist Ferdinand der Zweite ein „Despot, deren freilich die Geschichte noch weit schlimmere aufstellt"; und während er allenthalben als der Unterdrücker „der deutschen Freiheit" geschildert wird, ist Gustav Adolph als deren Beschützer dargestellt. Hiernach wird beiden Partheien und deren Vertretern Lob und Tadel vertheilt: ein sehr bedingtes Lob den Protestanten, in deren Ansichten Schiller nicht befangen ist, und deren Motive er selten billigen kann; ein oft herb hervorbrechender Tadel, besonders der habsburgischen Fürsten, deren Streben ihm von Grund aus zuwider ist. Doch auch sein humaner Sinn spricht sich bisweilen lobend oder tadelnd aus. Gustav Adolph steht dem barbarischen Tilly und dem fürchterlichen Wallenstein gegenüber, „denen die sanftern Tugenden des Menschen fehlen, die den Helden zieren und dem Herrscher Liebe erwerben" — Tugenden, die selbst an dem „kriechend frömmelnden und hochfahrenden" Ferdinand dem Zweiten noch gerühmt werden. Doch blickt Schiller's Lob und Tadel nur selten durch, beinahe nur in einzelnen Wörtern, und liegt oft nur in der Fassung seiner Rede.

Aber auch bei dieser Weise, wie Schiller den Religionskrieg auffaßte, konnte dieser ganze Gegenstand ihn doch nicht recht begeistern. Mochte auch Gustav Adolph als ein Beschützer der deutschen Freiheit dargestellt werden können, so sind doch seine Nachfolger in Deutschland nur von Eroberungssucht getrieben, und selbst Gustav Adolph mußte bei Lützen frühzeitig sterben, um bei der Nachwelt in reinem

Andenken zu leben. Aber jene Freiheit selbst, auf welche Schiller so oft zurückkommt, ist es denn die bürgerliche, persönliche Menschenfreiheit, für welche er glüht? oder ist es nicht vielmehr die sogenannte Reichsfreiheit, die Eigenmacht der Stände, welche in Folge dieses Krieges bis zur Untergrabung der Macht des Staatsoberhauptes und zur Zersplitterung Deutschlands gesteigert wurde, so daß nun der Eigenwille der einzelnen Herrscher bald kein Gegengewicht und keine Begrenzung mehr hatte und mit dieser sogenannten Freiheit also die Willkühr erst recht beginnen konnte? — Diese entgegengesetzte Gedankenreihe mochte sich auch bei Schiller anmelden. Sein Gegenstand, Schiller mag ihn wenden wie er will, ist für seine Ideen nicht sehr ergiebig und läßt ihn im Ganzen ziemlich kalt. Es sind eigentlich nicht Ideen, sondern nur zwei hervorragende Charaktere, welche sein Interesse fesseln.

Hieraus erklärt sich die eigenthümliche Beschaffenheit dieses Werkes. Es hat eine geringere Temperatur, als die Geschichte des niederländischen Abfalls. Die Fülle des warmen Gefühls und die poetische Rhetorik mußten zurücktreten, sie waren mit der Sache nicht verträglich. Es blieb dagegen ein großes Feld für objektive reine Schilderungen übrig, und das zurückgedrängte Gemüth ließ dem Verstand freies Spiel. Der ideelle Pragmatismus, möchte man sagen, ging in den ächt-historischen (kausalen) Pragmatismus über, und an die Stelle der lebendigen poetisch-rhetorischen Methode trat mehr eine künstlerische Behandlung des Verstandes.

Beinahe alles, was wir noch über dieses historische Werk zu sagen haben, hängt mit dieser allgemeinen Bemerkung zusammen.

Schiller ist eigentlich seiner Natur nach ein Universalhistoriker. Von jeder besondern Geschichte aber möchte sich nicht leicht eine weniger für ihn eignen, als eine Kriegsgeschichte. Doch hat er auch für Kriegsscenen jeglicher Art ein Talent in Bereitschaft, nämlich sein beschreibendes. Die trefflichsten Gemälde von Schlachten, Erstürmungen, Märschen, beleben allenthalben diese Geschichte. Wo aber der Stoff nicht anschaulich, poetisch zu gestalten war, da läßt Schiller seinen großen Verstand operiren, und ein treues Gedächtniß

und eine unermüdlich geschäftige Einbildungskraft tragen demselben den Stoff zu. Diesem Scharfsinn behagt es, allen Spitzfindigkeiten der Arglist und Falschheit in allen Krümmungen bis zu ihren Quellen zu verfolgen; er gefällt sich, die feinsten Fäden des Eigennutzes bei Staatsnegotiationen aufzuspüren; ja er hat seine Freude daran, diese ganze neuere Staatskunst, deren Mutter die Unredlichkeit selbst ist, in ihren kalkulirtesten Anlagen durch die Kühnheit seiner Kombinationen noch zu überbieten. Wo Schiller an Handlungen, an Menschen irgend eine Blöße merkt — und welche entginge seinem Auge? — betrachtet er sie so lange und so scharf, bis sie ihm ihre ganze Schuld aufdecken. Gemeine Motive regieren daher beinahe durchweg das Leben, welches er uns darstellt, und selbst die Besten handeln nicht ohne sie. Rein sittliche Beweggründe sind beinahe unerhört.

Auch noch in anderer Weise zeigt sich hier Schiller's überwiegende rationelle Gestaltung des Stoffs. Durch Begriffe läßt er sich zum Geschichtlichen nieder, und faßt wieder das Mannigfaltige zu allgemeinen Ansichten zusammen. So z. B. hat er auch hier, wie wir Aehnliches schon in dem ersten Hauptwerke bemerkten [1], die Lebensereignisse und Thaten Gustav Adolph's seit seinem Siege bei Leipzig bis zu seinem Tode in eine Uebersicht zusammengezogen und der ausführlichen Erzählung selbst vorangeschickt [2] — eine Eigenthümlichkeit, welche man nicht leicht bei einem andern Geschichtschreiber finden wird. So geht auch nicht leicht ein anderer so sehr auf Gründe aus, als Schiller, besonders in diesem Werke, aber es sind sehr häufig Gründe, die nicht aus der konkreten Sache, sondern aus allgemeinen Begriffen genommen sind. Eben so sind die vortrefflichen, allerdings individuell angelegten Charakterschilderungen ins Allgemeine gehoben, und mit psychologischen Wahrheiten durchwebt, wie auch aus der übrigen Geschichte viele solche allgemeine Wahrheiten, besonders politische Gedanken, emporwachsen. Ich sage emporwachsen, weil Schiller hier mehr, als in der niederländischen

[1] Siehe Theil 2, S. 128 f.

[2] Schiller's Werke in E. B. S. 961 f. (Oktavausg. B. 9, S. 278 f.).

Geschichte, aus der Sache spricht, denn dort liegen Reflexionen und Geschichte mehr außer einander, ohne in Eins verschmolzen zu sein. Während andere Geschichtschreiber nie von dem, was nur sein konnte, sondern von vorliegenden Thatsachen ausgehen, wendet Schiller bisweilen eine eigenthümliche Methode an, uns mit einem besondern Zustande bekannt zu machen. Er zählt alle mögliche Fälle auf und zeigt, daß unter den obwaltenden Umständen alle andern Fälle nicht, und folglich nur der letzte noch übrige habe stattfinden können.

Bei Thukydides gründet sich jeder Satz, jedes Wort, welches er sagt, auf eine ganz individuelle Anschauung, und nichts wird erzählt, wovon er nicht ganz sicher weiß, daß es gerade so vorgefallen ist. Wie ganz anders bei Schiller! Man vergleiche z. B. das Gemälde der sittlichen Einflüsse der Pest in Athen während des peloponnesischen Krieges mit Schiller's Darstellung des Elends während des dreißigjährigen Kriegs in Deutschland [1]. Dort ist reine Geschichte, hier viel Schmuck der Poesie. Ebenso springt bei Thukydides jede Bemerkung aus einer geschichtlichen Thatsache. Dagegen kann sich der Leser manche Gründe Schiller's selbst sagen, und mit manchen Reflexionen hält uns der Geschichtschreiber nicht bei der Sache, sondern bei sich selbst fest.

Doch ist im Dreißigjährigen Krieg diese auswärtige Methode, die Geschichte zu behandeln, bei weitem am meisten verlassen. Die Rhetorik ist auf ihr rechtes Maß heruntergesetzt, und die Einbildungskraft macht nur noch bisweilen, der Verstand öfters überragende Ansprüche.

Beziehen sich diese Bemerkungen vornehmlich auf den Inhalt, so müssen wir der Form des Werkes unter der Einschränkung, daß die Oekonomie des Ganzen nicht gleichmäßig ist, das größte Lob ertheilen. Während in der Geschichte des Abfalls eine gedehnte Ausführung den Gang der Handlung oft verzögert, strebt dieselbe hier immer ungehemmt, oft rasch ihrem Ziele zu. In den Charakterschilderungen ist darin ein Fortschritt bemerklich, daß dieselben nicht sogleich im Anfang, ehe wir den Helden noch handeln gesehen, gegeben werden

[1] Schiller's Werke in E. B. S. 1011. (Oktavausg. B. 9, S. 504).

(wie es z. B. auch Bulwer in seinen Romanen thut), sondern daß sich die Charaktere im Lauf der Geschichte schon selbst entfalten, und uns das ergänzende Gemälde nicht früher vorgeführt wird, als wir uns für den Helden interessiren. Die klare, edle Rede bewegt sich in ruhiger Gleichmäßigkeit fort, und greift nur bisweilen zu kühnern Bildern oder erhebt sich zum vollern Ausdruck der bewegten Empfindung. Nirgends ist etwas Hartes, Unebnes, Anstößiges. Besonders aber ist als musterhaft zu nennen, daß die Darstellung, einem Flusse gleich, ein ununterbrochenes Ganzes ist, so daß man nirgends einen Sprung, einen Riß bemerken wird, sondern jeder Theil sich mit dem folgenden verbindet, wie die Begebenheiten selbst unter einander vermittelt sind. Welche große Kunst gehörte dazu, auch das Ungleichartige, wie in jenem Gemälde des Zustandes der Staaten Europas im Anfange des zweiten Buches, so zu ordnen und zu behandeln, daß es leicht und natürlich in einander übergreift!

Wir besitzen schwerlich ein historisches Werk, welches man hinsichtlich der Vollendung der Kunstform dieser Geschichte an die Seite stellen könnte. Schiller erstieg hier wohl den Gipfel der historischen Kunstdarstellung, welche ihm auf dieser Kulturstufe möglich war. Wie er daher mit Darstellung dieses Kriegs einen Kreis gleichzeitiger Begebenheiten abschloß, so lös'te er rücksichtlich der ganzen Behandlung die ihm als Historiker überhaupt gestellte Aufgabe. Nachdem er diese Bahn zurückgelegt, konnte er eine andere Richtung seiner beziehungsreichen Natur verfolgen.

Will man ein anschauliches Bild von dem Verhältniß dieses Werks zu der Geschichte des Abfalls der Niederlande haben, so kann man sagen, jenes verhalte sich zu dieser ganz, wie das Drama Wallenstein zum Schauspiel Don Karlos. Man hat die Bemerkung gemacht, daß sich diese dramatische Trilogie auf eine viel klarere Anschauung jener Zeit gründe, als unsere historische Komposition. Aber man hätte auch berücksichtigen sollen, daß dieses historische Werk eine Vorarbeit zu jenem dramatischen war, wie umgekehrt das Drama Don Karlos schon deßwegen in seiner Gattung unvollkommener, als die Geschichte des Abfalls der Niederlande sein mußte,

weil es dieser voranging. Aber zu läugnen ist nicht, daß dieses Werk der niederländischen Empörung auf einem viel gründlichern Quellenstudium beruht, als die Geschichte des dreißigjährigen Kriegs, welcher manche Beurtheiler eine stellenweise zu flüchtige Bearbeitung vorwarfen, obgleich Johannes von Müller das Zeugniß von ihr ablegt, daß er bis auf zwei Stellen selbst die kleinsten Züge mit den von ihm gelesenen besten Quellen übereinstimmend gefunden habe [1]. Schiller wurde, wie schon oben bemerkt, an dieser Arbeit durch Krankheitsumstände und andere Hindernisse häufig und lange Zeit unterbrochen. Er war gewöhnt, was er den Tag zuvor oder auch wenige Stunden vor der Komposition aus seinen Folianten sich zurecht gelesen, sogleich zu verarbeiten [2].

Wir haben nicht versäumen wollen, diese Angaben über das erörterte Werk noch beizufügen, von welchem der eben namhaft gemachte große Geschichtschreiber sogleich bei dessen Erscheinung vorhersagte, „daß es eine Lieblingslektüre auch der fernsten Jahre sein werde."

Schiller's letztes historisches Monument, welches wir hier noch anzuzeigen haben, die Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marschalls von Vieilleville, gehört einer spätern Zeit an, in welcher er der Geschichte längst entsagt hatte, und war ursprüuglich nur ein Lückenbüßer für die Horen, wie die Belagerung von Antwerpen.

„Ich bin noch nie so in Noth gewesen, die Horen flott zu machen, als jetzt," schreibt er im Januar 1797. Die so willkommene Goethe'sche Bearbeitung des Benvenuto Cellini, die er durch eine Reihe von Stücken dieser Zeitschrift vertheilt hatte, ging zu Ende, und hiermit versiegte ein herrlicher Stoff. Goethe konnte, trotz aller Aufforderungen, nicht dazu bewogen werden, etwas Neues zu liefern. Da griff Schiller zum Vieilleville, von dem er meinte, daß er zu einem Nachfolger und Gegenstück des Cellini sehr brauchbar sein würde, wenn man von dessen Biographie nicht sowohl eine

[1] Joh. v. Müller's Werke, Thl. 26, S. 173.

[2] Einiges über Schiller, von Conz, in der Zeitung für die elegante Welt, 1823, Nr. 5, S. 35.

Uebersetzung, als einen Auszug mache. Er bat sich zu diesem Zwecke das Original von seinem Freunde aus[1]. Die Bearbeitung war aber nur das Werk von Erholungsstunden, weil Schiller's beste Kraft damals viel größern und belohnendern Arbeiten gewidmet war. Sie erschien zuerst im sechsten bis elften Stücke des Jahrganges 1797. Die Lebensbeschreibung erfüllte also ihren nächsten Zweck; sie war ein „Maßgebender" Gegenstand!

Schiller war durch die Herausgabe seiner Memoiren-Sammlung auf diese Denkwürdigkeiten über das Leben des Marschalls von Vielleville aufmerksam gemacht worden, welche dessen Sekretär Carloix zum Verfasser haben und 1797 zum erstenmal in fünf Bänden im Druck erschienen.

Franz von Vielleville lebte unter den französischen Königen Franz I., Heinrich II., Franz II. und Karl IX. Er starb an Gift durch seine Feinde und Neider auf seinem Schlosse Durestal, als eben der König mit seiner Mutter zum Besuche bei ihm war, am letzten November des Jahres 1571.

Alle unzählige Einzelnheiten dieser Biographie zeigen uns Vielleville als einen tapfern, klugen, uneigennützigen, großmüthigen, seinem Regentenhause treuergebenen, gottesfürchtigen Helden und Staatsmann, der aber nicht frei ist von einer brutalen Heftigkeit und rohen Grausamkeit. Der Mann erscheint uns mehr achtbar und oft furchtbar, als liebenswürdig; und die Lebensbeschreibung ist darin mangelhaft, daß sie uns beinahe nur über sein öffentliches Leben berichtet, aber von seinem Familienleben gänzlich schweigt. Schiller sagt[2]: „Vielleville war ein Hofmann in der höchsten und würdigsten Bedeutung dieses Wortes, wo es eine der schwersten und rühmlichsten Rollen auf dieser Welt bezeichnet." Ich finde diese Worte, welche in frühern Lebensjahren auszusprechen, unserm Schiller unmöglich gewesen wäre, nicht in dieser Geschichte begründet. Vielleville scheint mir überhaupt gar kein Hofmann gewesen zu sein. Er lebte viel zu wenig am Hofe —

[1] Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, 269. Brief.

[2] Schiller's Werke in E. B., S. 1111. 2. s. (Oktavausgabe B. 11, S. 242).

eigentlich nur als Edelknabe, wo er sich aber flüchten mußte, weil er einen Edelmann erstach, später aber abwechselnd immer nur auf kurze Zeit. Wir haben auch eine zu gute Meinung von ihm, als daß wir es uns als möglich denken können, er habe sich an einem Hofe heimisch gefühlt, der sich durch die Bartholomäusnacht brandmarkte, und von dem Perefix, Erzbischof von Paris, erklärt, daß es nie einen verdorbeneren gegeben habe; „denn Gottlosigkeit, Atheismus, Schwarzkunst, die schrecklichsten Befleckungen, Feigheit, Treulosigkeit, Giftmischerei und Meuchelmord herrschten da in einem außerordentlichen Grade [1].“ Dann beweisen aber auch viele Worte und Handlungen, daß Vieilleville gegen seinen Souverain sich nicht allein fein und gewandt zu benehmen, sondern ihm gegenüber auch seine Selbstständigkeit zu behaupten und seine Eigenthümlichkeiten in einem Grade geltend zu machen wußte, wie es sich mit dem Begriff eines Hofmanns nicht verträgt. So z. B. will er anfangs die Marschallswürde nicht annehmen, weil er den verstorbenen Marschall André über alles geliebt habe [2]; die Kompagnie seines verstorbenen Verwandten will er nicht annehmen, weil man sagen könnte, er habe sie als sein Verwandter erhalten [3]; fünfzig Lanzen des verurtheilten Marschalls von Biez will er nicht annehmen, weil er nicht der Nachfolger eines solchen Verurtheilten sein will; denn es würde ihm sein, erklärte er sich, als wenn er die Wittwe eines verurtheilten Verbrechers geheirathet hätte [4]; und einen Orden will er nicht durch den dazu beauftragten Herzog von Nevers, sondern nur durch die eigene Hand des Königs umgehängt haben [5]. Aber er ist auch viel zu ehrlich für einen Hofmann; denn warum will er nicht Konnetable werden, — da doch dießmal der Vorgänger, der Herzog von Montmorency, weder sein Freund, noch sein Verwandter, noch

[1] Browning, Geschichte der Hugenotten, übersetzt von Herzog, B. 1, S. 257. f.

[2] Schiller's Werke in E. B., S. 1137. 2. (Oktavausg. B. 11, S. 361 f.).

[3] Ebendaselbst S. 1114. 1. (Oktavausgabe B. 11, S. 254).

[4] Ebendas. S. 1114. 2. (Oktavausg. B. 11, S. 255).

[5] Ebendas. S. 1127. 2. o. (Oktavausg. B. 11, S. 315).

ein Verbrecher gewesen war, sondern nur sein Feind?[1] — Er sagte sich von einer Regierung los, deren blutiges Werkzeug gegen die Hugenotten er nicht sein konnte und zog sich auf sein Schloß zurück. Man trug ihm vielleicht diese Würde nur deßwegen an, damit er sie ausschlagen möchte, oder so, daß er sie nicht annehmen konnte. Nahm man ihm doch sogar das Gouvernement von Bretagne wieder ab, nachdem man ihm dasselbe schon übertragen hatte.

Der Verfasser dieser Memoiren sagt zwar, Heinrich II. und sein Sohn Karl IX. hätten ihn so geliebt, daß sie ihn gar nicht mehr hätten von sich lassen wollen[2]. Wenn diese Aussage von dem letzten Lebensjahre Heinrichs II. auch als wahr angenommen werden kann, so gilt sie doch gewiß nicht von dem ungestümen Karl IX., der keinen solchen starren Sonderling, wie unsern Vieilleville, auf die Dauer um sich leiden konnte. Er hätte sonst auch gewußt, ihn in seiner Nähe zu behalten, und hätte ihn nicht so schnöde zurückgesetzt. Der Besuch des Hofes war dafür eine schlechte Genugthuung. Ueberhaupt kann man dem Geheimschreiber Carloix nicht alles unbedingt glauben, was er über seinen Herrn und Wohlthäter sagt, was freilich Schiller nicht zugeben will[3]. Liebe und Dankbarkeit lassen ihn manches partheiisch erzählen und auch manches verschweigen. So z. B. glücken dem Vieilleville alle seine unzähligen Unternehmungen gegen die Feinde vollkommen — ein einziger Streich nur zur Hälfte, worüber er sich so grämt, daß er in eine dreimonatliche tödtliche Krankheit fällt[4]! Ist es wahrscheinlich, daß das Kriegsglück für einen kühnen, verwegenen Mann alles thue, ihn nie im Stiche lasse?

Ihrem Inhalte nach schließen sich diese Denkwürdigkeiten an die „Unruhen in Frankreich von Heinrich dem Vierten bis zum Tode Karls des Neunten“ an. Sie liegen in dieser Zeit. Aber wie unendlich weichen sie ihrer Form nach von

[1] Schiller's Werke in E. Bd., S. 1138. 1. u. (Oktavausg. B. 11, S. 365).
[2] Ebendaselbst S. 1135. 2. und S. 1138. 1. (Oktg. B. 11, S. 353 u. 365).
[3] Ebendas. S. 1112. 1. (Oktavausg. B. 11, S. 244 f.).
[4] Ebendas. S. 1131. 1. (Oktavausg. B. 11, S. 233).

diesem geschichtlichen Werke ab! In keiner einzigen seiner historischen Darstellungen tritt Schiller mit seiner Person so ganz zurück, als in dieser, in keiner läßt er so ganz die Sache reden, ohne sich selbst hineinzumischen. Der Umgang mit Goethe hatte ihn von seiner rhetorischen Manier ganz geheilt, und sowohl der Gegenstand selbst, als das zu bearbeitende Original ließen sie nicht wohl zu. Wie hätte sonst Vieilleville auch ein Nachfolger des Goethe'schen Cellini zu werden hoffen können, der keine Spur von der Denkweise seines Uebersetzers und der Zeit enthält, in welcher er neu bearbeitet wurde.

Nur in der Einleitung zu dieser Biographie hören wir Schiller selbst reden. Er gibt hier den allgemeinen Gesichtspunkt an, aus dem er das Ganze betrachtet wissen will. Aus dieser Einleitung mußten wir schon oben tadeln, daß Schiller den Vieilleville zu einem vollkommenen Hofmanne macht. Aber auch darin möchte er fehlgegriffen haben, daß er das Stillschweigen der Geschichtsbücher über unsern Helden aus dessen gemäßigtem Charakter herleitet[1]. Er sagt: „Vieilleville gehörte nicht zu den mächtigen Naturen, die durch die Gewalt ihres Genies oder ihrer Leidenschaft große Hindernisse brechen.“ — „Verdienste, wie die seinigen, bestehen eben darin, daß sie das Aufsehen vermeiden, das jene suchen, und sich mehr um den Frieden mit allen bewerben, als die Bewunderung und den Neid erwecken.“ Diesen Zügen scheint aber die Biographie selbst zu widersprechen. Vieilleville war darnach allerdings eine gewaltige Natur, ausgezeichnet durch eine große Macht des Verstandes und eine noch größere der Leidenschaft; Aufsehen zu machen vermied er nie, eben so wenig, als er es darauf anlegte, Jedermanns Freund zu sein. Er besaß nicht nur Klugheit, sondern auch eine heldenmäßige Tapferkeit, so daß er eben so gut dem Achilles, als, wie Schiller es thut, dem Ulysses zu vergleichen wäre; und wenn „sein ganzes Leben eine schöne ruhige Folge zeigt,“ so leuchten auch genug bewunderungswürdige entscheidende Handlungen aus ihm hervor. Zwar war Vieilleville weder

[1] Schiller's Werke in E. Bd., S. 1111. 2. (Oktavausg. B. 11, S. 243).

ein Kalvinist, noch ein enthusiastischer Katholik, aber durch seine treue Anhänglichkeit an den wankenden Thron gehörte er in jenen stürmischen Zeiten, sollte man sagen, auch einer Parthei an. Ein Mann, wie er, konnte sich hier einen überwiegenden Einfluß verschaffen, und die Geschichte zwingen, von ihm zu reden.

Wenn also Schiller's Urtheil über diese Sache nicht richtig ist, welches ist wohl der Grund, daß unser Vieilleville keinen eigentlich historischen Namen hat? Ich gebe einen doppelten an, einen äußern und einen innern. Vieilleville war kein Prinz von Geblüt, und mit der königlichen Familie auch nicht verschwägert, und verbrauchte also seine beste Kraft und größte Lebenszeit, um dahin zu gelangen, wo andere beginnen. Erst im letzten Lebensjahre des Königs Heinrich des Zweiten hatte er dieses Ziel erreicht. Nun aber zog er sich zurück, weil er kein blutiges Werkzeug einer Katharina von Medicis und eines Karl des Neunten sein wollte und konnte; seine Rechtlichkeit verhinderte ihn, sein Glück zu machen. Er konnte nicht Konnetable werden, nicht länger am Hofe sein, wenn er noch Mensch bleiben wollte. Dieß scheint der natürliche, einfache Zusammenhang der Sache, so überredend auch Schiller seine hiervon abweichende Ansicht vorzutragen weiß. Er hat hier wieder eine allgemeine Erklärung aus Begriffen, statt besonderer, historischer Gründe gegeben.

## Dreizehntes Kapitel.

### Schiller als Geschichtschreiber.

Nachdem wir alle historische Werke Schiller's dargelegt haben, bleibt uns in diesem Gebiete nichts mehr übrig, denn über ihn selbst als Geschichtschreiber im Allgemeinen zu sprechen.

Am schwersten mußte unserm Freunde die Aneignung des historischen Materials werden. Er ließ es an angestrengtem Fleiß gewiß nicht fehlen. Aber die Selbstthätigkeit überwog bei ihm die Empfänglichkeit bei weitem, und sein immer auf das Ganze gerichteter Geist mußte ihm das Eingehen in unzählige Einzelnheiten, worin die historische Untersuchung vorzüglich besteht, sehr erschweren. Unter staubigen Folianten, unter pedantischen, geist- und geschmacklosen Schriftstellern wie begraben zu sein, und seinen eigenen Bildungstrieb in sich zurückzudrängen, widerstrebte besonders im Anfang seiner historischen Studien seinem ganzen Wesen. Er selbst klagt bitter darüber. Freiheit des Geistes galt ihm als das höchste Gut, welchem er so viele andere Güter aufgeopfert hatte — und hier war er genöthigt, sich einen widernatürlichen Zwang gefallen zu lassen! Dieser Zwang konnte ihn in die höchste

Mißstimmung versetzen, ihm die Lust an allen andern Arbeiten rauben. Dessen ungeachtet unterwarf er sich der Nothwendigkeit mit einem Heroismus, welcher nur von dem recht gewürdigt werden kann, der sich selbst einmal in einer ähnlichen Lage befand. Mit der gewissenhaftesten Gründlichkeit ging er bei seinen meisten historischen Vorarbeiten zu Werk. Die Voltaire'sche Manier, „durch eine geistreiche Behandlung die Geschichte zu verfälschen und durch witzige Einfälle über erhebliche Details wegzueilen,“ war ihm zuwider[1]. Doch erkennt er dieses Mißverhältniß seiner genialen Natur zur Geschichtsforschung, welches nur durch lange Uebung gehoben werden konnte, und bekennt es offenherzig. „Ich werde immer,“ sagt er im Jahr 1788, „eine schlechte Quelle für einen künftigen Geschichtsforscher sein, der das Unglück hat, sich an mich zu wenden.“

Wenn ihm aber der Kenner theilweise auch ein mangelhaftes und nur rhapsodisches Quellenstudium vorwerfen und ihm auch einzelne Versehen und Uebereilungen nachweisen kann, so wäre es doch sehr unbillig, wenn wir außer Acht lassen wollten, daß Schiller sich nur eine kurze Zeit seines Lebens, gleichsam im Vorübergehen und eigentlich, um sich selbst zu bilden und die ihm mangelnde unmittelbare Erfahrung durch eine mittelbare zu ersetzen, mit der Geschichte beschäftigte. Wenn wir das erwägen, werden wir ihn nicht kleinlich über Einzelnheiten, die er hätte besser machen können, tadeln, sondern wir werden ihn vielmehr bewundern, ja vielleicht über seine Leistungen erstaunen. Die Nothwendigkeit, die Thatsachen der Geschichte kritisch und aus den Quellen zu ermitteln, um sich von der Leidenschaft, dem Unverstand und selbst von dem Genie ihrer frühern Beschreiber frei zu machen, stellt er in ihrer ganzen Schärfe auf[2]; aber es fehlte ihm oft an Zeit, diesem Gesetze zu folgen. Seinem über alles reflektirenden Geiste mußte ein gründliches Quellenstudium auch ungleich mehr Zeit wegnehmen, als beinahe jedem anders organisirten und gewöhnten Kopfe. „Gerne,“ klagt

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Theil 2, S. 368.

[2] Schiller's Werke in E. Bd., S. 1033. (Oktavausg. B. 10, S. 434).

er in der Vorrede des Abfalls der Niederlande, „hätte ich diese reichhaltige Geschichte ganz aus ihren Quellen und gleichzeitigen Dokumenten studirt; dann aber hätte aus einem Werk von etlichen Jahren das Werk eines Menschenalters werden müssen."

Hätte sich Schiller eine längere Zeit ungestört und ausschließend mit Geschichte beschäftigt, so würde er diesen Mangel seiner historischen Muse zu verbessern gewußt haben. Er hätte seinen weitgreifenden Geist zu derjenigen Genügsamkeit herabgestimmt, welche erforderlich ist, wenn man an einzelnen empirischen Dingen Freude haben will; und sein großer Wahrheitssinn würde mehr und mehr auch in der Erforschung der historischen Wahrheit Befriedigung gefunden haben. Fortgesetzte Beschäftigung mit der Geschichte hätte ihm ihr mühsames Quellenstudium geläufiger, leichter und lieber gemacht.

Aber seine wahre Größe als Geschichtschreiber würde er auch bei dem gründlichsten und längsten Studium nicht in einer materiellen Vergrößerung, sondern in einer eigenthümlichen Bearbeitung der historischen Data gesucht und gefunden haben. Durch Entdeckung unbekannter Materialien und neuer Details die Geschichte zu erweitern, konnte seine Aufgabe nicht sein. Die Erörterung, wie Schiller die geschichtlichen Thatsachen bearbeitete und gestaltete, wird uns näher mit dem eigenthümlichen Geist und der Kunstform seiner Historiographie bekannt machen.

Schiller war der Meinung, daß der Geschichtschreiber den aus den Quellen sorgfältig gesammelten und kritisch geläuterten historischen Stoff wieder aus sich heraus konstruiren oder „neu erschaffen" müsse[1]. Ein solches großes Recht schrieb er dem vernünftigen Menschengeist zu! Worauf gründete er diese erhabene Ansicht? Denn erhaben ist es, wenn wir uns den Geist durch eigene Kraft über eine Welt rohen Stoffes triumphirend vorstellen.

Eine Wahrheit, bei welcher seine Betrachtung gern verweilt, ist die Einheit des menschlichen Geistes zu allen Zeiten und in allen Orten. „Bei einer unendlichen Mannigfaltigkeit

[1] Briefwechsel zwischen Schiller und Humboldt, S. 57.

der Menschen," ruft er bewundernd aus, „immer doch diese Aehnlichkeit, diese Einheit derselben Menschenform[1]!" Es findet also im Menschenleben zugleich Verschiedenheit und Einheit statt. Die Einheit sucht der pragmatische Historiker — um mit Schiller's eigenen Worten zu reden — in der unveränderten Struktur der menschlichen Seele, und die Verschiedenheit sucht er in den veränderlichen Bedingungen, welche die Seele von außen bestimmten, und in beiden findet er sie gewiß[2]. „Daher ist die Geschichte der Welt sich selbst gleich, wie die Geschichte der Natur, und einfach, wie die Seele des Menschen[3]."

Da nun der Geschichtschreiber auch in sich selbst diese Gleichförmigkeit und unabänderliche Einheit des Geistes trägt, wie sie ihm in jedem Exemplar der Menschheit entgegentritt, so darf sein philosophischer Verstand den geschichtlichen Erscheinungen aus sich selbst heraus ihre Ursachen wiedergeben und ihren ursprünglichen innern Zusammenhang, welcher durch unsere sinnliche Auffassung derselben nothwendig zerrissen wurde, herstellen; und er braucht bei diesem Verfahren nicht zu befürchten, sie zu verfälschen, wenn er nur die besondern Umstände, unter denen sie entstanden, mit berücksichtigt. Durch diese innere formale Beisteuer erst erhebt der Historiograph ein bloßes Aggregat zu einem vernunftmäßig zusammenhängenden, wahrhaft verständlichen Ganzen[4].

Hierdurch ist aber eigentlich nur die innere Verknüpfung der historischen Thatsachen oder die sogenannte pragmatische Methode gerechtfertigt, deren Wesen eben in einer ununterbrochenen ursachlichen Verbindung der Begebenheiten liegt; denn mancherlei Nutzanwendungen und Lehren, welche vielleicht noch hinzukommen, sind nur etwas Beiläufiges. Aber hierauf kann sich die Historiographie nicht beschränken. Die Thatsachen müssen nicht allein auf ihre Ursachen zurückgeführt und dadurch zu einem dichten Stoffe gleichsam ineinander

[1] Frau von Wolzogen a. a. O., Theil 1, S. 337.

[2] Schiller's Werke in E. Bd., S. 715. (Oktavausg. B. 10, S. 98).

[3] Ebendas. S. 790. 2. (Oktavausg. B. 8, S. 25).

[4] Ebendas. S. 1034. 1. (Oktavausg. B. 10, S. 436).

verwebt werden, sondern sie müssen auch unter einem allgemeinen Gesichtspunkte stehen. Ein Grundgedanke muß sie tragen und umgrenzen. Sonst hat ein historisches Werk keine innere Einheit.

Die pragmatische Behandlung war unserm Schiller nothwendig. Sein philosophischer Verstand drang immer von den Wirkungen zu den Ursachen, vom Aeußern zum Innern, vom Nahen zum Fernen vor. Die Erscheinungen bis in ihre letzten Gründe zu verfolgen, verstand sich bei ihm von selbst, und ihm lag an der Erklärung meist mehr, als an der Sache selbst. Alles Unzusammenhängende ist ihm unerträglich; etwas unerklärt zurückzulassen, ihm unmöglich, und wenn ihn die Urkunden verlassen, wie in der „Sendung Moses'," so muß ihm die Vernunft die Lücken ergänzen. Doch ist Niemand mehr von Hypothesensucht entfernt, als er, und seinem Wesen entspricht es mehr, das Feld der Ueberlieferungen zu verengen, wie es die ächte Wissenschaft immer thut, als es durch unbesonnene Annahmen scheinbar zu erweitern. Nur das eine kann man an seinem Pragmatismus tadeln, daß viele seiner Erklärungsgründe mehr aus der allgemeinen Menschennatur, als aus der besondern Beschaffenheit und Lage der Menschen hergenommen sind, welche uns dargestellt werden. Die Geschichte ist hierdurch allzusehr in die Philosophie hineingehoben. Auch überwiegen die Begründungen die Thatsachen bisweilen zu sehr.

Welches ist nun der Grundgedanke, durch welchen sich Schiller bei seinen historischen Kunstwerken leiten ließ? — Dieses Prinzip ist die eigentliche Seele jedes seiner Werke, und die ideale Einheit aller zusammen; denn indem es sich in jedem Werke, nur mit besondern Modifikationen, angewandt findet, umschlingt es alle. Jeder hervorragende Geschichtschreiber läßt sich, bewußt oder unbewußt, durch eine solche vorherrschende Idee bei seinen historischen Arbeiten führen.

Schiller schrieb vom allgemein-menschlichen Standpunkte, frei von allen untergeordneten Meinungen und partikulären Rücksichten. Von keiner Kirche, keiner Schule, keinem Volksglauben, selbst von keiner Nation wollte er sich

umgrenzt wissen; sondern nur die allgemeinen Schranken unseres Geschlechtes erkannte er als die seinigen an. Er äußert sich darüber gegen seinen Freund Körner[1]: „Wir Neuern haben ein Interesse in unserer Gewalt, das kein Grieche und Römer gekannt hat, und dem das vaterländische Interesse bei weitem nicht gleich kommt. Das letzte ist überhaupt nur für unreife Nationen wichtig, für die Jugend der Welt. Ein ganz anderes Interesse ist es, jede merkwürdige Begebenheit, die mit Menschen vorging, dem Menschen wichtig darzustellen. Es ist ein armseliges, kleinliches Ideal, für eine Nation zu schreiben; einem philosophischen Geist ist diese Grenze durchaus unerträglich. Dieser kann bei einer so wandelbaren, zufälligen und willkürlichen Form der Menschheit, bei einem Fragmente (und was ist die wichtigste Nation anders?) nicht stille stehen. Er kann sich nicht weiter dafür erwärmen, als so weit ihm diese Nation oder Nationalbegebenheit als Bedingung für den Fortschritt der Gattung wichtig ist.“

Also nur das allgemein Menschliche ist der Leitstern unseres Historiographen, der nur für den Menschen im Menschen schreiben wollte. „Der Geschlechtscharakter des Menschen aber ist der freie Wille. Deßwegen ist des Menschen nichts so unwürdig als Gewalt erleiden, denn Gewalt hebt ihn auf. Wer sie uns anthut, macht uns nichts Geringeres, als die Menschheit, streitig; wer sie feiger Weise erleidet, wirft seine Menschheit weg[2].“ In diesem freien Handeln nach der ewigen Regel der Vernunft liegt die Würde des Menschen, und er hat ein unveräußerliches Recht, zu fordern, daß seine Würde von Jedem als etwas Heiliges geachtet werde. So sind also, näher bezeichnet, Menschenfreiheit, Menschenwürde und Menschenrecht die herrschenden Ideen seiner Geschichtsdarstellung; und während er hiermit das eine Prinzip seines sittlichen Lebens aussprach, gab er auch dem zweiten dadurch eine Stimme, daß er die freie Entwickelung aller geistig-sinnlichen Kräfte des Menschen zur Humanität, der Freiheit zur Seite stellte. In beiden zusammengenommen lag

[1] Frau von Wolzogen a. a. O., Thl. 2, S. 3.

[2] Schiller's Werke in E. Bd., S. 1263. 1. (Oktavausg. B. 12, S. 346).

ihm die volle Bestimmung des Menschen[1]. Unter diesen Gesichtspunkt, besonders aber unter die Idee der Freiheit und der Menschenwürde, stellt er die ganze Geschichte; denn die Humanität erscheint ihm nur als die Blüthe dieser. „Ein Souverain,“ sagt er in Bezug auf den Streit Karls des Fünften mit seinen Niederländern, „wird die bürgerliche Freiheit immer als einen veräußerten Distrikt seines Gebiets betrachten, den er wieder gewinnen muß. Einem Bürger ist die souveraine Herrschaft ein reißender Strom, der seine Gerechtsame überschwemmt. Die Niederländer schützten sich durch Dämme gegen ihren Ozean, und gegen ihren Fürsten durch Konstitutionen. Die ganze Weltgeschichte ist ein ewig wiederholter Kampf der Herrschsucht und der Freiheit um diesen streitigen Fleck Landes, wie die Geschichte der Natur nichts anders ist, als ein Kampf der Elemente um ihren Raum[2].“

Und hier ist die Stelle, wo der Historiker und der Dramatiker eins sind. Dasselbe Prinzip, welches Schillern im Drama während seiner ersten Periode leuchtete, führte ihn auch in der Geschichte. Durch dieses sittlich-tragische Interesse geleitet, hat er zur Bearbeitung aus der Weltgeschichte immer solche Parthien herausgenommen, wo die bürgerliche oder religiöse Freiheit, mit dem Despotismus im Kampf, dem Betrachtenden selbst noch in ihrem Untergang ein erhabenes Schauspiel gewährt. Welcher Fürst, Feldherr, Gesetzgeber die Menschenwürde achtete, der ist sein Held; wer sie mit Füßen trat, den richtet die Menschheit durch seinen Mund. Da er nach seinem ausdrücklichen Zeugniß den Charakter unserer Gattung in die freie Willenskraft legte, so nahm in der Geschichte der Menschheit die Entwickelung dieses Elements der Freiheit, im Konflikt mit dem Zwange der Willkühr, sein höchstes Interesse nothwendig in Anspruch. Alles was in keiner oder nur in einer entfernten Verbindung hiermit steht, hat für ihn keinen oder nur einen sekundären Werth, gerade so wie Tacitus ausdrücklich das nur seiner

[1] Schiller's Werke in E. Bd., S. 1035. (Oktavausg. B. 10, S. 442).

[2] Ebendaselbst S. 796. 2 m. (Oktavausg. B. 8, S. 57).

Geschichtsdarstellung für würdig erklärt, was mit der Römerwürde zusammenhängt. Denn wie die Römerwürde das Prinzip des nationalen Tacitus ist, so ist die Menschenwürde die Grundidee des ächt humanen Schiller. Ueber alles, was diesem charakteristisch Menschlichen sehr ferne steht, über Belagerungen, Schlachten, Heereszüge, materielle Zurüstungen und Veranstaltungen aller Art, eilt er wo möglich in der Regel mit einigen Federzügen weg, oder länger bei solchen Dingen zurückgehalten, thut er sich doch nicht Genüge, so viel Fülle der Phantasie er auch aufbietet. Die Ausarbeitung der Belagerung von Antwerpen, um nur ein Beispiel anzuführen, wollte ihm keine Freude machen. Aber in dem Grade, als die Ideen, für die sein Herz schlägt, begünstigt oder unterdrückt werden, oder in Gefahr stehen, in dem Grade als er wahrhaft menschliche Zustände zu schildern hat, wächs't sichtbar seine Theilnahme, erhebt sich der vollere Rhythmus seiner Sprache, wird seine Darstellung ausführlicher, tiefer und inniger.

Schiller hatte vor, in seinem höhern Alter die Geschichte der Römer zu schreiben. Ohne Zweifel würde er von seinem Standpunkte aus, im Namen der Menschheit, Parthei genommen haben gegen diese barbarischen Völkertyrannen, wie sich ja selbst Tacitus bisweilen auf die Seite ihrer Feinde zu stellen scheint. Eine in diesem Sinne und von einem Schiller geschriebene römische Geschichte hätte ihres Gleichen an Erhabenheit nicht gehabt.

Wie nun Schiller diese Ideen der Menschenwürde und Humanität, die ein ganzes Universum umschließen, zugleich im Kopf und Herzen trug und nährte, so ließ er sie auch theils in Betrachtungen und Reflexionen, theils in Gefühlen und Gemüthsbewegungen in seine historischen Gemälde treten.

Schiller's Verstand zeigt sich also in seiner Historiographie nicht allein pragmatisch in der Zurückführung der Begebenheiten auf ihre Ursachen, sondern auch in den eingestreuten Reflexionen. Erörterungen und Betrachtungen gehen häufig in einander über. Durch das Hervorstellen eingelernter Schulweisheit bei eigenem Unvermögen sind uns bei manchen andern

Schriftstellern solche Betrachtungen höchst zuwider: bei Schiller sind sie immer eigenthümliche Gewächse seines vom Gegenstande befruchteten Genius. Bei manchen andern Schriftstellern müssen wir solche allgemeine Gedanken wegen ihrer Weitschweifigkeit, ihrer Uebermenge, ihrer Befangenheit allzu theuer bezahlen. Schiller's Urtheile sind gedrängt, mäßig, besonnen, und gehören einer über alle Partikularitäten erhabenen Weltansicht zu. Dabei sind sie von um so stärkerer Wirkung, da sie in den Fluß einer herrlichen Prosa eingestreut sind und mit prachtvollen, lebendigen Schilderungen wechseln, so daß Ohr, Einbildungskraft und Ideenvermögen gleichmäßig befriedigt werden.

Doch sehen wir da die Reflexionen zurücktreten, wo die Wärme seines Gemüthes sich vordrängt. Schiller's Darstellung ist, wie die des Tacitus, von den Affekten seines Gemüthes erfüllt. Er zollt seine Theilnahme den Niederländern, den deutschen Protestanten, Wilhelm von Oranien, Gustav Adolph; und er verhehlt es nicht, was er über die Sache der Spanier und Oestreicher, Philipps des Zweiten und Ferdinands des Zweiten oder eines Alba denkt und fühlt. Er verdeckt nicht seinen Haß und seine Liebe; da aber beide die Abdrücke eines so freien und vollkommenen Geistes sind, so sind dieselben für den Leser nicht individuelle Empfindungen, sondern eine Stimme der Menschheit. Einem hochstehenden Menschen allein räumen wir das Recht ein, zu loben und zu tadeln; denn Lob und Tadel haben bei ihm den Charakter des Allgemeingültigen und Nothwendigen. Während ein gemeiner Charakter durch seine Empfindungen sein historisches Werk unvermeidlich besudelt, schmückt und veredelt ein Schriftsteller von erhabener Gesinnung seine Erzählung auf die würdigste Art, wenn er sie mäßig und weise durch die Wärme seines Herzens belebt. Warum geben wir dem guten mündlichen Vortrag einen entschiedenen Vorzug vor der eben so guten, ja noch besser geschriebenen Geschichte? Weil das Mienenspiel, die Gebärden, der Glanz der Augen und besonders der Ton der Stimme des Redenden uns tief ergreifen, indem sie die Erzählung lebendig und anschaulich machen, ohne der Sache von ihrer Objektivität nothwendig etwas zu rauben. Auf

ähnliche Weise vermag auch eine hohe Persönlichkeit ihre schriftliche Darstellung interessant zu machen. Sie läßt uns sogar durch einzelne Worte in den Grund ihrer Seele sehen und regt uns zu gleichen Gefühlen an; und während es uns immer unheimlich ist in der Gesellschaft eines gemeinen Autors, und wir bei einem trockenen Pedanten wenigstens keinen Genuß finden, fühlen wir uns hochbeglückt am Herzen eines trefflichen Menschen, dessen sanftere Pulsschläge für Liebe und Freundschaft, dessen raschere für Freiheit und Recht wir deutlich vernehmen.

Häufig begegnen uns in den Gemälden Schiller's solche gemüthliche und seelenvolle Züge, bisweilen in längern Ausführungen. Am Anfange des zweiten Buches des dreißigjährigen Krieges[1], wo eine Uebersicht der Länder und Fürsten Deutschlands in der damaligen Zeit gegeben wird, erhebt sich plötzlich die ruhige Sprache bei Erwähnung des Namens der Ernestinen, der Vorfahren des Fürsten, bei welchem unser Dichter ein Asyl gefunden hatte. Der heldenreiche Stamm der Ernestinen, sagt er, sei würdig zur Unsterblichkeit zu gehen. „Langsam," fährt er dann fort, „erschien dir der Tag der Rache, unglücklicher Johann Friedrich, edler, unvergeßlicher Fürst! Langsam, aber glorreich ging er auf. Deine Zeiten kamen wieder und auf deine Enkel stieg dein Heldengeist (?) herab. Ein tapferes Geschlecht von Fürsten geht hervor aus Thüringens Wäldern, durch unsterbliche Thaten das Urtheil zu beschämen, das den Kurhut von deinem Haupte stieß, durch aufgehäufte blutige Todtenopfer deinen zürnenden Schatten zu versöhnen. Deine Länder konnte der Spruch des Siegers ihnen rauben, aber nicht die patriotische Tugend, wodurch du sie verwirktest, nicht den ritterlichen Muth, der ein Jahrhundert später den Thron seines Enkels wanken machen wird. Deine und Deutschlands Rache schliff ihnen gegen Habsburg's Geschlecht einen heiligen Degen, und von einer Heldenhand zur andern erbt sich der unbesiegte Stahl. Als Männer vollführen sie, was sie als Herrscher nicht vermögen, und sterben einen glorreichen Tod — als die

[1] Schiller's Werke in E. Bd., S. 927. L. u. (Oktavausg. B. 9, S. 129).

tapfersten Soldaten der Freiheit. Zu schwach an Ländern, um mit eigenen Heeren ihren Feind anzufallen, richten sie fremde Donner gegen ihn und führen fremde Fahnen zum Siege[1]." — Wen erfreute diese Huldigung des Fürstenhauses nicht, dem Schiller seine Verehrung und seinen Dank zu bringen sich gedrungen fühlte? Wer möchte diesen schönen Ausdruck der Anhänglichkeit wegwünschen wegen seines die Grenzen des historischen Stils übersteigenden Schwunges, wegen des dem unglücklichen Johann Friedrich von Sachsen zu reichlich gespendeten Lobes?

Bei dieser warmen Theilnahme ist aber Schiller in seinem Darstellen und Urtheilen nie partheiisch. Alle seine Kritiker rühmen die Billigkeit, Schonung und Humanität seines Urtheils. „Wir haben," sagt Johannes von Müller in seiner Recension der Geschichte des dreißigjährigen Kriegs, „über jene Zeiten der Spaltungen im Glauben und über jene Epoche der Eifersucht gegen die gedoppelte Macht von Oestreich-Habsburg noch keinen Geschichtschreiber gelesen, welchem man weniger ansehen könnte, in welcher Parthei er geboren, unter welcher er gelebt. Kaum sind etwa noch einige gegen Oestreich etwas harte Ausdrücke dem Verfasser entgangen; in den Sachen blickt auch nicht die mindeste Vorliebe durch." Mit Billigkeit hebt er, um einige Beispiele anzuführen, die Vorzüge der Lykurg'schen Gesetzgebung hervor, welcher er abgeneigt ist, und verschweigt die Fehler der Athenienser nicht, obgleich ihm das ganze Geistesleben derselben in hohem Grade zusagt; denn „die Geschichte soll keine Lobrednerin sein[2]." Gewissenhaft nennt er das Löbliche in den Sitten verworfener Menschen z. B. einer Katharina von Medicis, welche nur ein plumper Griffel in's Ungeheure ausmale[3], und eben so nimmt er den Charakter des Granvella gegen den Partheihaß in Schutz. Niemand ist weiter, als er,

[1] Daß Schiller hier auf Bernhard von Weimar hindeutet, braucht kaum gesagt zu werden.

[2] Schiller's Werke in E. Bd., S. 1057. 2. m. (Oktavausgabe B. 10, S. 546).

[3] Ebendaselbst S. 1082. (Oktavausg. B. 11, S. 110).

davon entfernt, das Gute an irgend einem ihm nicht zusagenden Menschen, z. B. an Ferdinand dem Zweiten [1], zu verkennen.

Auf der andern Seite hat er aber auch nichts mit jenen gutmüthigen Phantasten gemein, welche in dem Alltagstreiben der Menschen überall die Ideen, für welche sie eingenommen sind, wiederzufinden glauben. Es können es ihm Wenige recht machen; mißtrauisch untersucht er jede Tugend bis auf ihren Grund, und wenn er nichts an ihr auszusetzen findet, so fürchtet er wenigstens für ihre Dauer. Alles Aeußere, Worte, Handlungen, Mienen, verfolgt er bis in die innern Gesinnungen, und diese prüft er auf der Goldwage des Ideals. Die von den Schriftstellern so hoch gepriesene feierliche Abdankung Karls des Fünften in Brüssel nennt er ein rührendes Gaukelspiel [2]; aber ein Gaukelspiel ist ihm auch die Ueberreichung der Bittschrift an Margarethe von Parma durch die Geusen [3]; und von dieser Statthalterin urtheilt er, bei allen Vorzügen ihres Geistes bleibe sie ein „gemeines Geschöpf," weil ihrem Herzen der Adel fehlte; sie sei der Glorie bei weitem nicht werth gewesen, die ihres Nachfolgers Unmenschlichkeit über sie verbreitet habe [4]. Meist genügen ihm selbst die nicht, welche nach seinen Ideen handeln, weil sie nicht nach seinen strengen Anforderungen gesinnt sind. Der Zweck des Geusenbundes erscheint ihm lobenswerth, ja er rühmt sogar die Standhaftigkeit seiner Mitglieder, und dennoch, legt er es nicht wie geflissentlich darauf an, uns diesen „Betteladel" lächerlich zu machen? Selbst über seinen menschlichen Lieblingshelden Gustav Adolph spricht er das bedenkliche Wort: „Es ist uns erlaubt zu zweifeln, ob er bei längerm Leben die Thränen verdient hätte, welche Deutschland an seinem Grabe weinte, die Bewunderung verdient hätte, welche die Nachwelt dem ersten und einzigen gerechten

[1] Schiller's Werke in E. Bd., S. 1018. 1. m. (Oktavausgabe B. 9, S. 533).

[2] Ebendas. S. 800. 1. m. (Oktavausg. B. 8, S. 71).

[3] Ebendas. S. 839. 2. u. (Oktavausg. B. 8, S. 255).

[4] Ebendas. 881. 1. (Oktavausg. B. 8, S. 445).

Eroberer zollt;" und nachdem er seinen Tod erzählt, rechtfertigt er in einer scharfen Beurtheilung diesen strengen Ausspruch: die wohlthätige Hälfte der Laufbahn des schwedischen Königs sei beendigt gewesen, und er habe der deutschen Freiheit keinen größern Dienst mehr erzeigen können — als zu sterben[1]. Wilhelm von Oranien allein steht seiner Hauptrichtung nach makellos da, aber es ist zu zweifeln, ob seine patriotische Tugend im Verlauf der Geschichte Schiller's durchdringenden Blick ausgehalten hätte.

So wie Tacitus seine Zeitgenossen mit der alterthümlichen Römerehre in Kontrast stellt, so malt Schiller das ganze reale Leben im Gegensatz gegen seine ideale Welt; aber eine frohe Hoffnung beseelt den deutschen Schriftsteller, während der Römer von verzweifelndem Kummer erfüllt war. Denn dieser sah trauernd den Untergang des Gestirnes, dessen Aufgang der andere freudig begrüßte. — Die Tugend des Menschen will meistens nur auf der Oberfläche betrachtet sein; wenn man sie erklärt, verschwindet sie. Je mehr der Historiker erklärt, desto mehr muß er zum Niedrigen hinabsteigen. Selbst das Edle muß sich mit dem Gemeinen verbinden, wenn es gelten soll im Leben. „So lange die Weisheit," sagt Schiller[2], „bei ihrem Vorhaben auf Weisheit rechnet oder sich auf ihre eigenen Kräfte verläßt, entwirft sie keine andere, als chimärische Plane, und die Weisheit läuft Gefahr sich zum Gelächter der Welt zu machen; aber ein glücklicher Erfolg ist ihr gewiß und sie kann auf Beifall und Bewunderung zählen, sobald sie in ihren geistreichen Planen eine Rolle für Barbarei, Habsucht und Aberglauben hat, und die Umstände ihr vergönnen, eigennützige Leidenschaften zu Vollstreckern ihrer schönen Plane zu machen." Der Eigennutz in seinen tausend Gestalten herrscht in Schiller's historischer Welt, wie in der wirklichen, und selbst das Gute muß von gemeinen Affekten oder den Leidenschaften seine Stärke entlehnen und verdankt meist einer unreinen Quelle sein Dasein. Nur aus

[1] Schiller's Werke in E. Bd., S. 962. 1. m. und S. 992. 2. f. (Oktavausgabe B. 9, S. 282 und S. 419 ff.).

[2] Ebendas. S. 914. 2. (Oktavausg. B. 9, S. 71).

der Seele des Schriftstellers heraus ruft es uns in seinen Werken zu, daß es eine reine Tugend gibt. Schiller zeigt sich uns allenthalben als ein erfahrener, menschenkundiger Weltmann, und scheint eher eine diplomatische Karriere gemacht, als sich durch einsames Denken und Studium gebildet zu haben.

Er selbst nennt die Unpartheilichkeit die heiligste Pflicht des Geschichtschreibers[1]. Wahrheitsliebe, Besonnenheit und Gerechtigkeitsgefühl lehrten ihn diese Pflicht. Während er der Sache selbst die wärmste Theilnahme zuträgt, ist er ein kalter Beurtheiler derer, die für eine ähnliche Sache handeln, und ein humaner Richter ihrer Gegner. Die Sache nämlich, für welche er glüht, ist nie ganz die Sache, für welche die eine Parthei handelt, und welche die andere bekämpft. Den Gegenstand seiner Begeisterung hält er ungemischt und vorurtheilsfrei im reinen Aether des Gedankens, und derselbe erscheint ihm im wirklichen Leben, besonders in einer vergangenen Zeit nur in beschränkter Gestaltung. Daher kann er denen, welche für eine solche durch Zufälligkeiten verunstaltete Idee thätig sind, seinen vollen Beifall nicht schenken, zumal da er auch ihre Motive selten loben darf, und die Gegenparthei findet schon in dieser Entstellung des Guten und in dem unreinen Streben seiner Anhänger eine Entschuldigung ihres Hasses. Schiller steht über den Kämpfen, welche er uns darstellt; denn während es sich in bestimmten Lebensverhältnissen nur um besondere Formen und Bestandtheile des Guten handelt, hat er immer der Menschheit allgemeines und höchstes Gut selbst im Auge. Seine kosmopolitischen Ideen und Gefühle erleuchten und erwärmen sein historisches Gemälde, aber die aus ihnen entsprungenen Affekte der Liebe und Abneigung sind zu rein und frei, als daß sie seinen Blick trüben und sein Urtheil bestechen könnten. So ist er auch für seine Landsleute, die Deutschen, nichts weniger, als blindlings eingenommen, und seine Geschichte des dreißigjährigen Kriegs ist sicher nicht in der Absicht von ihm geschrieben, den erloschenen Nationalgeist unter den Deutschen wieder zu beleben, welche

[1] Schiller's Werke in E. Bd., S. 907. 1. o. (Oktavausg. B. 9, S. 439).

Wirkung Wieland von ihr erwartete [1]. Die Deutschen sind nach ihm langsam und die Umständlichkeit macht ihren Charakter in allen ihren öffentlichen Berathungen aus, die protestantischen Fürsten aber hangen dem neuen Glauben größtentheils aus Eigennutz und Habsucht an. Aber er hütet sich auch, zu sehr in's Schwarze zu malen und befolgt die Maxime, „da, wo der natürliche Lauf der Dinge zu einem vollkommenen Erklärungsgrund hinreicht, die Würde der menschlichen Natur durch keine moralische Beschuldigung zu entehren.“ Daher läßt er es zweifelhaft, ob Gustav Adolph meuchlings ums Leben kam, und läugnet es, daß Bernhard von Weimar vergiftet worden sei.

Eine pragmatische Behandlung, ein gemeinschaftlicher idealer Gesichtspunkt und Licht und Wärme aus demselben durch Reflexionen und Gefühle, ohne partheiisch zu sein — wovon wir bisher handelten — waren nur einzelne Mittel der künstlerischen Form, welche über das Ganze seiner Darstellung ausgebreitet ist, in welcher sich alle Theile vereinen. Wie alle Geistesvermögen Schiller's unter dem Einfluß seiner Einbildungskraft stehen, so beherrscht sein Schönheitssinn seine ganze historische Darstellung. Er nennt es ja schon sogleich bei seinem ersten Auftreten auf dieser Bühne als einen seiner Hauptgesichtspunkte, mit Geschmack zu schreiben, ohne der Wahrheit etwas zu vergeben. „Die Geschichte,“ sagt er sogar im Jahr 1788, „ist nur ein Magazin für meine Phantasie, und die Gegenstände müssen sich gefallen lassen, was sie unter meinen Händen werden [2].“ Auf eine glänzende Weise erfüllte er jetzt seine eigne Vorschrift, „daß die Gelehrsamkeit einen Bund mit den Musen und Grazien schließen müsse, wenn sie einen Weg zu dem Herzen finden und den Namen einer Menschenbildnerin sich verdienen wolle [3].“ Er hätte seine Natur vernichten müssen, wenn er von dieser Regel abgefallen wäre.

So finden wir denn in Schiller's historischen Werken nicht einzelne zerstreute Vorzüge, sondern alle sind künstlerisch zu

[1] Siehe Theil 2, S. 183.

[2] Frau von Wolzogen, Th. 1, S. 341.

[3] Siehe Theil 1, S. 235.

einer Einheit verknüpft. Der Geist, die Idee haben in der schönsten Form einen würdigen Ausdruck gefunden. Nicht allein Einzelnes gefällt, auch das Ganze befriedigt. Selbst der, welcher weniger mit Schiller's historischen Schriften zufrieden ist, lies't sie doch lieber, als die ungestalten Geburten der bloßen Gelehrsamkeit. Sie triumphiren sogar, wie alles Schöne, über ihre Gegner. Die Schilderungen, Charakterbilder, die allgemeinen Gemälde sind zum Theil unnachahmlich und auch die Reflexionen sind belebt und anziehend vorgetragen. Die Anlage, die Uebergänge, die Abrundung der Perioden, der Wohlklang der Sätze, Alles beweis't die sorgfältige, geübte Hand des Meisters. Diese Kunstgestaltung ist gewiß die Krone seiner Historiographie.

Ein Urtheil, welches Schiller über Woltmann's Geschichte der Reformation fällte, ist merkwürdig, weil es seinen eigenen historischen Stil beleuchtet, und mag daher hier eine Stelle finden. „Uebrigens ist Woltmann's Werk," sagt er [1], „das weitläuftig werden könnte, um nichts reifer und versprechender, als seine vorhergegangenen Staatengeschichten. Es kam darauf an, diesen Stoff, der, seiner Natur nach, nach einem kleinlichen elenden Detail hinstrebt, und mit unendlich retardirendem Gange sich fortbewegt, in große fruchtbare Massen zu ordnen und mit wenigen Hauptstrichen ihm den Geist abzugewinnen. So aber geht der Historiker eben so umständlich und schwerfällig seinen Gang, wie die Reichsverhandlung; er schenkt uns keinen kleinen Reichstag, kein nutzloses Kolloquium; man muß durch alles hindurch. In den Urtheilen herrscht eine jugendliche schwächliche Wohlweisheit, ein gewisser Geist der Kleinigkeit und der Nebensache; in den Darstellungen Gunst und Abgunst. Bei allem dem lies't sich das Buch nicht ohne Interesse." Sicher hat er die Fehler, welche er hier rügt, selbst auf's Glücklichste vermieden. Wer verstünde die schwere Kunst besser, als er, ein kleinliches Detail in „große fruchtbare Massen" zusammenzuziehen, und geistreich zu sein, ohne der Wahrheit etwas zu vergeben?

[1] Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, Theil 5, S. 314 f.

Und so möge in Betreff dieser Kunstform nur noch von seinen Charakterschilderungen die Rede sein, worauf er sein vorzügliches Augenmerk gerichtet hatte. „Der Held des Geschichtschreibers," behauptet er[1], „muß kalt werden, wie der Leser, oder was hier eben so viel sagt, wir müssen mit ihm bekannt werden, ehe er handelt; wir müssen ihn seine Handlung nicht bloß vollbringen, sondern auch wollen sehen. An seinen Gedanken liegt uns unendlich mehr, als an seinen Thaten und noch mehr an den Quellen seiner Gedanken, als an den Folgen seiner Thaten." Er nennt daher diese Handlungen für sich verlorne Kinder, zu denen der Historiker in der Seele seines Helden und in dessen äußerer Lage die Mutter suchen müsse. Wenn man nicht läugnen kann, daß in den Dramen der ersten Periode nur wenige, sich wiederholende, unbestimmt gezeichnete, subjektive Charaktere vorgeführt werden, so verhält es sich auf einmal ganz anders, so bald Schiller das Feld der Geschichte betritt. Hier enthüllt er uns eine große Mannigfaltigkeit scharf geschiedener, wenigstens begriffsmäßig bestimmter, objektiv gehaltener Personen und geistiger Zustände. In der Geschichte fühlte er seine Einbildungskraft beschränkt und gebunden; er sah sich aus seiner eigenen Betrachtungs- und Gefühlsweise hinausgetrieben und gezwungen, sich jetzt auch in der Fremde anzusiedeln. Zum großen Heile für sein poetisches Talent, welchem durch die Geschichte die Mannigfaltigkeit der Anschauungen zu Theil ward, die Goethe unmittelbar aus dem Leben schöpfte. Die Menschen, welche uns sein geschichtlicher Griffel zeichnet, sind nicht mehr Ausgeburten einer lyrischen Stimmung und eines sittlichen Bedürfnisses, und es fehlt ihnen zu leibhaftigen Gestalten nur Zweierlei. Schiller hat seine Charaktere dadurch veredelt, daß er nur menschlich bedeutsame Züge in seine Gemälde aufnimmt, und die zufälligen Eigenheiten meist wegläßt; und andererseits verarbeitet er die Menschen, welche er uns schildern will, betrachtend und erörternd allzu sehr in allgemeine psychologische und moralische Wahrheiten

[1] Schiller's Werke in Einem Bande, S. 715. 2. (Oktavausgabe B. 10, S. 97).

hinein. Hier ist Schiller's Schranke; er stellt uns mehr Arten von Menschen, als Individuen dar. Er ist ein idealisirender Portraitmaler. Seine menschlichen Gemälde sind mehr Bilder für den Gedanken, als für das Auge. Und hier ist es noch besonders charakteristisch, daß diese Genrebilder immer mit Hinblick auf einander, also vergleichend oder unterscheidend, dargestellt sind. Durch die ganze Geschichte des niederländischen Abfalls werden überall Egmont und Wilhelm von Oranien auf einander bezogen, und beide werden dann wieder in Gegensatz zu Karl dem Fünften und Philipp dem Zweiten gestellt; in der Geschichte des dreißigjährigen Krieges aber beleuchten sich Gustav Adolph, Wallenstein und Ferdinand der Zweite wechselseitig. Granvella wird mit Mazarin, Tilly mit Alba verglichen, und auf ähnliche Weise verhält es sich beinahe mit allen andern Charakteren. Sind aber Vergleichen und Unterscheiden Verstandesthätigkeiten, so sehen wir, daß Schiller auch hierdurch sein vorherrschendes intellektuelles Vermögen in Ausübung brachte. Wie er je zwei Begriffe tausendmal hin- und herwirft und alle ihre Bezüge aufspürt, so macht er sich auch von zweien Charakteren den einen durch den andern deutlich.

Wenn wir bisher Schiller's positive Vorzüge in der organischen Kunstgestaltung seiner historischen Werke kennen lernten, so werden wir endlich im Folgenden vielleicht seine weise Enthaltsamkeit bewundern können.

Außer der pragmatischen gibt es nämlich noch eine teleologische (zweckdeutende) Behandlung der Geschichte. Die menschliche Vernunft kann nämlich, „was sie als Ursache und Wirkung ineinander greifen sieht, als Mittel und Absicht (oder Zweck) verbinden.“ Wenn sie die Erscheinungen nach diesen Begriffen stetig aneinander reiht und einem höchsten Zwecke oder Endzwecke unterwirft, so erhält sie aus der Weltgeschichte ein planmäßiges, dem regellosen Zufall und der blinden Nothwendigkeit entzogenes Ganze, und redet dann von Naturzwecken oder von einem Gotteszwecke, je nachdem sie der Natur, welche als vernünftig wirkend vorausgesetzt wird, oder einer göttlichen Vorsehung die zweckmäßige Leitung der Menschheit nach deren vorgeblicher

Bestimmung zuschreibt. Aber dieser ganzen Methode konnte Schiller seinen Beifall nicht schenken. Denn der Natur können wir keine Zwecke zuschreiben, weil die Natur kein vernünftiges, persönliches Wesen ist; und von Gottes Zwecken kann nur Gott selbst bestimmt etwas wissen und reden. Der Endzweck des Menschengeschlechtes aber ist uns schlechterdings verborgen, schon deßwegen, weil der Endzweck des Menschengeschlechtes dem Endzwecke des Universums untergeordnet ist, man aber die Bestimmung des Theils unmöglich erkennen kann, wenn man von der Bestimmung des Ganzen nichts weiß. Wir aber erkennen von dem Universum selbst nur Einen Punkt und diesen nur auf eine subjektiv beschränkte Weise, wie sollten wir erst von der Bestimmung dieses Universums etwas Haltbares angeben können? Ist uns aber der Zweck der Welt verhüllt, so ist uns auch der Zweck des Menschengeschlechts verborgen, zumal da wir auch von diesem Menschengeschlecht nur ein ganz fragmentarisches Wissen haben. Die Begriffe, Mittel und Zweck gelten daher für uns nur innerhalb der Sphäre unserer eigenen menschlichen Thätigkeit.

Wir wissen es schon aus dem philosophischen Gespräch im Geisterseher [1], daß Schiller diese Begriffe in der Behandlung der historischen Thatsachen nicht gebrauchen konnte. Er erkennt diese ganze Zweckmäßigkeit und planmäßige Uebereinstimmung, die wir in der Geschichte zu finden glauben, nur als etwas in unserer Vorstellung Vorhandenes an, er sieht in derselben nur eine aus unserer Vernunft in die äußere Ordnung der Dinge verpflanzte Harmonie. Das teleologische Princip, sagt er daher, biete zwar dem Verstande die höhere Befriedigung und unserem Herzen die größere Glückseligkeit an, aber es werde durch eben so viele Fakta widerlegt, als bestätigt. Daher spricht er in seinen geschichtlichen Werken nur selten, und nur zweifelnd und ohne theoretische Ansprüche von einer höhern Leitung der Dinge. „Wäre es irgend erlaubt," sagt er einmal [2], „in menschliche Dinge eine höhere Vorsicht zu flechten, so wäre es bei dieser Geschichte." An

[1] Siehe Theil 2, S. 46.
[2] Schiller's Werke in E. B., S. 787. 1. u. (Oktavausgabe B. 8, S. 9).

einer andern Stelle meint er, die Weltgeschichte rolle der Zufall; und er stellt es dem Leser frei, ob er bei gewissen Begebenheiten dieses Zufalls erstaunen oder einem höheren Verstand seine Bewunderung zutragen will. Auch von des Schicksals unsichtbarer Hand ist häufig die Rede. Wenn es von Gustav Adolph heißt, daß er „seine Sache mit der Sache des Himmels gerne verwechselt habe," so kann man es dem Schriftsteller nicht zur Last legen, er habe Menschenabsichten für Gottesabsichten ausgegeben. Es geht in seiner historischen Welt alles natürlich und begreiflich zu, gerade so, wie auch seine dramatische Welt der ersten Periode dem religiösen Geiste ganz entzogen ist [1]. Das Menschenleben ist auf der kurzen Strecke zwischen Geburt und Grab sich ganz selbst überlassen, und entwickelt sich unter dem Spiele des Zufalls und dem Gesetze der äußern Nothwendigkeit durch seine eigene freie Willenskraft nach selbstgesetzten Zwecken. Was aber vom Individuum gilt, das gilt auch von der Gattung. Daher führt Schiller auch das Außerordentliche in der Geschichte überall auf das Natürliche zurück, indem er alle wunderbare, unmittelbare göttliche Einwirkungen ablehnt [2]; doch läßt er häufig einzelne himmlische Sonnenblicke in das irdische Leben brechen, und er enthält sich der Anwendung des teleologischen Princips nur ungern und gleichsam durch die Wahrheit gezwungen, weil er dessen Unbrauchbarkeit durch Vernunftgründe erkannt hat.

In einer spätern Abhandlung: „Ueber das Erhabene," [3] rechtfertigt er dieses Verfahren weiter. Er verwirft hier das Streben des Verstandes, Zweckmäßigkeit in die Anarchie der moralischen Welt bringen zu wollen, gänzlich. Denn in der Welt scheine der tolle Zufall mehr zu regieren, als ein weiser Plan; und bei weitem in den mehrsten Fällen stünden Verdienst und Glück mit einander in Widerspruch. Wer es hingegen gutwillig aufgebe, dieses gesetzlose Chaos von Erscheinungen unter eine Einheit der Erkenntniß bringen zu wollen,

[1] Siehe Theil 1, S. 315 ff.

[2] Siehe Theil 2, S. 128 f.

[3] Schiller's Werke in E. Bd., S. 1266. (Oktavausg. Bd. 12, S. 360 ff.)

der gewinne von einer andern Seite reichlich, was er von dieser verloren gebe. Denn gerade dieser gänzliche Mangel einer Zweckverbindung unter diesem Gedränge von Erscheinungen, wodurch sie für den Verstand, der sich an diese Verbindungsform halten müsse, übersteigend und unbrauchbar würden, mache sie zu einem desto treffendern Sinnbild für die reine Vernunft, die in eben dieser wilden Ungebundenheit der Natur ihre eigene Unabhängigkeit von Naturgesetzen, ihre *Freiheit* dargestellt finde. Die Vernunft nämlich werde sich bei Betrachtung der wilden, kühnen Unordnung in der großen Haushaltung der moralischen Welt neben ihrem sinnlichen Unvermögen, diese Verwirrung durch Zweckbegriffe zu begreifen, zugleich ihres überirdischen Vermögens der Freiheit bewußt, und durch diese dargebotene Idee der Freiheit für allen Fehlschlag der Erkenntniß entschädigt. „Aus diesem Gesichtspunkt betrachtet," fährt dann Schiller fort, „und *nur* aus diesem ist mir die Weltgeschichte ein *erhabenes* Objekt. Die Welt, als historischer Gegenstand, *ist im Grunde nichts anderes, als der Konflikt der Naturkräfte unter einander selbst und mit der Freiheit des Menschen, und den Erfolg dieses Kampfes berichtet uns die Geschichte.* Nähert man sich nur der Geschichte mit großen Erwartungen von Licht und Erkenntniß, wie sehr findet man sich da getäuscht! Alle wohlgemeinte Versuche der Philosophie, das, was die moralische Welt *fordert*, mit dem, was die wirkliche *leistet*, in Uebereinstimmung zu bringen, werden durch die Aussagen der Erfahrungen widerlegt, und so gefällig die Natur in ihrem *organischen* Reiche sich nach den regulativen Grundsätzen richtet oder zu richten scheint, so unbändig reißt sie im Reiche der Freiheit die Zügel ab, woran der Spekulationsgeist sie gern gefangen nehmen möchte. Wie ganz anders, wenn man darauf resignirt, sie zu *erklären*, und diese ihre Unbegreiflichkeit selbst zum Standpunkt der Beurtheilung macht. Eben der Umstand, daß die Natur, im Großen angesehen, aller Regeln, die wir durch unsern Verstand ihr vorschreiben, spottet; daß sie auf ihrem eigenwilligen, freien Gange die Schöpfungen der Weisheit und des Zufalles mit gleicher Achtlosigkeit in den Staub

tritt, daß sie das Wichtige, wie das Geringe, das Edle, wie das Gemeine in Einen Untergang mit sich fortreißt, daß sie hier eine Ameisenwelt erhält, dort ihr herrlichstes Geschöpf, den Menschen, in ihre Riesenarme faßt und zerschmettert, daß sie ihre mühsamsten Erwerbungen oft in einer leichtsinnigen Stunde verschwendet, und an einem Werk der Thorheit oft Jahrhunderte lang baut — mit einem Worte, dieser Abfall der Natur im Großen von den Erkenntnißregeln, denen sie in ihren einzelnen Erscheinungen sich unterwirft, macht die absolute Unmöglichkeit sichtbar, durch Naturgesetze die Natur selbst zu erklären, und von ihrem Reiche gelten zu lassen, was in ihrem Reiche gilt; und das Gemüth wird also unwiderstehlich aus der Welt der Erscheinungen heraus in die Ideenwelt, aus dem Bedingten in's Unbedingte getrieben."

Die Weltgeschichte ist darnach einem erhabenen Drama ähnlich, welches, indem es die Idee der triumphirenden Freiheit in uns wach macht, die Vorstellung unserer höhern Bestimmung und einer intelligibeln Weltordnung in unser Bewußtsein trägt, und unser Gemüth hierdurch einer edeln Erhebung theilhaftig werden läßt. An die Stelle einer kleinlichen, nichtigen Zweckdeutelei tritt jetzt eine großartige, bedeutungsvolle ästhetische Auffassung der Geschichte nach Vernunftideen; und wir sehen Schiller zu der Behandlungsweise der Geschichte, welche Tacitus ohne Rechtfertigung befolgte, mit Bewußtsein zurückkehren, nachdem er einen der modernen Zeit so natürlichen Irrthum von sich abgestreift hat. Natürlich nämlich ist der Versuch, die Welt auch teleologisch zu erklären, einer Zeit, welche in der kausalen Erklärung der Dinge (in der Theorie der Natur und der pragmatischen Ergründung der Geschichte) so unendliche Fortschritte gemacht hat und zu einem gewissen (scheinbaren) Ganzen des Bewußtseins aufgestiegen ist. Weil der erklärende Verstand hier die reichste Ausbeute gewonnen hat, so geht er auch dort auf ähnliche Entdeckungen aus, und kann sich hierbei nur durch eine späte, höhere Befreiung zu Gunsten der Ideen unserer Vernunft von seinem gänzlichen Unvermögen überzeugen. Von einem Begreifen, Erklären und Nachweisen dessen, was die Natur oder Gott mit den Dingen vorhabe und wolle, kann

un freilich nicht mehr die Rede sein; aber wie ja auch unsere Sinnesanschauungen nicht aus diesem Begreifen, Erklären und Nachweisen entspringen, so können wir leicht an uns selbst die Erfahrung machen, daß unser religiöser Glaube und die Belebung unserer edelsten Seelenkräfte durch ihn diesen Verstandesoperationen vorausgehen, also aus ihnen nicht entspringen, sondern unabhängig von ihnen sind.

Von diesem freien, hohen ästhetischen Standpunkte betrachtete und behandelte Schiller die Geschichte, und auch hier begegneten sich wieder der Tragiker und Historiker. Bloß seine erhabene Geistesstimmung flößte Schillern sein tiefes, dauerndes Interesse für die Geschichte ein. Wäre er ein mehr anmuthig gestalteter Geist gewesen, so wäre er, wie Goethe, ihrer erhabenen Größe ausgewichen. Schiller aber fühlte sich der Weltgeschichte nahe verwandt, und machte so ihre einzige absolute Unbegreiflichkeit zum Fundament gerade seiner tiefsten Auffassung derselben.

Auf dem Grunde des bisher Erörterten wäre es nicht schwer, eine allgemeine Theorie der Geschichtschreibekunst aufzuführen. Wir können ihre Arten neben einander stellen. Wenn sich kein anderweitiges Interesse einmischt, so wird die Geschichte entweder chronikmäßig oder pragmatisch erzählt. Chronikmäßig nur nach der äußern Verbindung der Thatsachen in der Zeit; pragmatisch auch nach ihrer innern Verknüpfung durch Ursache und Wirkung. Diese letztere Art ist die reinste Form, für welche wir Thukydides als Muster anführen können. Der pragmatische Geschichtschreiber will uns über nichts anderes belehren und für nichts anderes interessiren, als eben über und für die Geschichte, welche er darstellt. Alles weitere überläßt er, wie billig, der Geschichte selbst, welche, wie ein gutes Gedicht, auch ohne weitere Nachhülfe belehrt, anregt und erfreut, jeden Leser nach seinem besondern Bedürfnisse. Da aber diese Gattung nothwendig einen leitenden Grundgedanken haben muß, so wird sich von diesem aus eine überwiegende Persönlichkeit des Geschichtschreibers leicht in seine Darstellung drängen. Ein dem historischen Interesse heterogenes Interesse wird sich in sein Vortrag mischen, bald mit, bald ohne Bewußtsein, [illegible]

anspruchslos, wie bei Tacitus, bald mit der Intention, auch den Leser für dieses Interesse zu gewinnen. In allen diesen Fällen wird die rein geschichtliche Wahrheit leicht beeinträchtigt oder auch erdrückt werden, wenn nicht Wahrheitsliebe, Verstand und Kultur des Geschichtschreibers diesen Hang überwiegen. Die meisten Völker und Menschen nämlich schätzen das Geschichtliche nur dann, wenn es sich mit einem andern, nähern und stärkern Interesse vermischt, und es gehört schon eine hohe Ausbildung dazu, das Geschichtliche rein auszuscheiden und festzuhalten und seiner selbst wegen zu achten. Ist jenes Interesse religiöser Art, so entsteht die mythische oder die teleologische Behandlung der Geschichte, je nachdem das Religiöse sich entweder die Einbildungskraft oder den Verstand zum Organ nimmt. Die Asiaten, und zum Theil noch Herodot, schrieben die Geschichte mythisch, und diejenigen unter uns, welche in der Weltgeschichte eine Erziehung des Menschen durch Gott, oder gar eine Entwickelung des göttlichen Geistes selbst (!) finden, schreiben sie teleologisch, und stehen mit jenen Kindern der Geschichtserzählung auf gleichem Standpunkte, nur daß sie begriffsmäßig das sagen, was die Orientalen anschaulich ausdrücken. Sie sind alte Kinder. Für beide ist das Geschichtliche nur etwas Accidentelles. Wenn das religiöse Interesse seinen allgemeinen Gesichtspunkt in die Geschichte hineinträgt, so nimmt das sittliche Interesse die Ideen, wornach es die Geschichte behandelt, aus dem menschlichen Treiben selbst heraus. Dort wird daher die Geschichte meistens entstellt, hier häufig nur einseitig behandelt. Waltet nun das sittliche Interesse bis zu dem Grade vor, daß der Geschichtschreiber darauf ausgeht, auch Andere für seine Idee zu gewinnen, so entsteht die rhetorische oder reflektirende (didaktische) Darstellung. Die rhetorische, wenn durch das Sittliche Phantasie und Gefühl ergriffen und begeistert werden sollen; die reflektirende, wenn es nur auf eine Belehrung über das Sittliche, gewöhnlich das Politische, abgesehen ist. Stehen endlich Einbildung und Verstand gar nicht im Dienste bestimmter religiöser oder moralisch-politischer Ideen und Gefühle, so sehen wir, wenn diese Vermögen überwiegend sind, die poetische und die räsonnirende

Gestalt der Geschichte entstehen. Einbildungskraft und Verstand sind hier ihrem freien Spiel und eigner Willkühr überlassen, und während jene nur zu ergötzen sucht, ergeht sich dieser in den mannigfaltigsten Betrachtungen, welche aber in der Regel sich doch gewissen Lieblingsideen anschließen werden. Die poetische und räsonnirende Manier nehmen es leicht mit der Geschichte und mit Grundsätzen, während die andern Arten doch wenigstens durch ihren Ernst achtenswerth sind.

Wenn nun Schiller durch Kultur vor der religiösen und durch seine eigene Natur vor der, eines tiefern Gehalts entbehrenden räsonnirenden Weise verwahrt war, so macht die harmonische Vereinigung der übrigen Arten das Wesen seines historischen Stils aus. Doch herrschte anfänglich die poetisch-rhetorische, später die reflektirend-pragmatische Behandlung vor. Hätte Schiller nach seiner zweiten dramatischen Laufbahn wieder zur Geschichte zurückkehren können, so hätte sich das poetische Element auf dem höchsten Gipfel des Erhabenen gezeigt, ohne alle Rhetorik. Die Verschmelzung dieser verschiedenen Arten mäßigte jede einzelne, und verhütete es, daß sein großer historischer Stil nicht in eine einseitige Manier ausartete.

Bekanntlich theilte Schiller die Dichtung in eine naive und sentimentalische ein. Man muß diesen Unterschied auch auf die Geschichtschreibung ausdehnen. Die chronikmäßige, mythische und pragmatische Art gehören zur naiven, alle übrige Arten dagegen zur sentimentalischen Gattung, dieß Wort in dem von Schiller festgesetzten, weiter unten zu erörternden guten Sinne genommen. Schiller's kunstvoll zusammengesetzte Historiographie ist eben so wohl sentimentalisch, als es seine Dichtung ist. Der Grundcharakter beider ist gleich. Nach dem bewährten Urtheile Goethe's ist die ganze neuere Theorie über Dichtung von jener Unterscheidung Schiller's ausgegangen. Aber auch die Theorie der Geschichtschreibung muß diesen Grundunterschied einer naiven (realen, antiken) und einer sentimentalischen (idealen, modernen) Darstellung zu Grunde legen, wenn die bisherige Verwirrung der Ansichten der Wissenschaft Platz machen soll. Nur wer diese Gattungen strenge sondert, und ihre Arten und ihre Abarten genau kennt, kann

zu einem vollgültigen Urtheil über die Kunstform bestimmter Geschichtschreiber gelangen, und ist er selbst Geschichtschreiber, so weiß er, welche Rechte ihm in der neuern Zeit zustehen und was ihm nothwendig versagt ist.

Nach allem Dargelegten müssen wir unserem Schiller einen hohen Rang als Geschichtschreiber einräumen. Ja ihm fehlte zu dem ersten deutschen Historiographen wohl nur ein längeres Leben. Mit welchen Vortheilen und mit welcher Bildung ausgerüstet, hätte er sich von seiner zweiten dramatischen Laufbahn zu ihr zurückgewandt! Aber er war in einem Lebensalter, wo die größten alten Historiker erst zu schreiben anfingen, schon nicht mehr unter den Lebendigen.

---

## Vierzehntes Kapitel.

Häusliches und gesellschaftliches Leben. Charakterzüge. Achtung und Auszeichnung in der Nähe und Ferne.

Hier nehmen wir von dem Historiker Schiller für immer Abschied, wie er selbst in den Jahren, denen sich unsere Lebensbeschreibung nähert, von der Geschichte schied, nicht ahnend, daß ihm die Parze die Rückkehr zu derselben abschneiden werde.

Wir verließen oben am Ende des zehnten Kapitels unsern Freund an dem Tage seiner Verheirathung mit Charlotte von Lengefeld, und unsere Biographie hätte ihn nun durch die erste Zeit seiner Ehe zu begleiten. Das erste dieser Jahre war das glücklichste seines Lebens. Die Gegenwart an der Seite einer holden Gattin war genußreich, und man konnte einen vertrauensvollen Blick in die Zukunft werfen. „Jetzt erst, schrieb der Neuvermählte an seinen Körner, genieße er die Natur und lebe ganz in ihr; mit fröhlichem Geiste sehe er um sich her, und sein Herz finde eine schöne Nahrung und Erholung. Sein Dasein sei in eine harmonische Gleichheit gerückt; nicht leidenschaftlich gespannt, aber ruhig und hell gingen ihm seine Tage dahin. Seinem künftigen Schicksale

sehe er mit heiterm Muth entgegen. Wenige Jahre, und er werde im vollen Genusse seines Geistes sein, ja er hoffe, er werde wieder zu seiner Jugend zurückkehren; ein inneres Dichterleben gebe sie ihm zurück."

Die Fortsetzung der Thalia und die Herausgabe der Memoiren gewährten ihm bei seiner, wenn auch geringen, Besoldung eine hinreichende Einnahme, zumal da die ersten Jahre seiner Ehe ohne Kinder waren. Auch wurde schon im Jahre 1790 das erste Drittheil der Geschichte des dreißigjährigen Krieges ausgearbeitet, und dessen ungeachtet blieb ihm noch Zeit zu einer Recension über Bürger's Gedichte für die Allgemeine Literaturzeitung übrig.

Der Mann, den wir in Weimar als Einsiedler kennen lernten, war zur heitern Geselligkeit zurückgekehrt. Er führte eine geraume Zeit keine eigene Haushaltung, sondern speis'te mit seiner Frau in einer geistreichen, angenehmen Gesellschaft von nähern Freunden, in dem Hause am Markte, in welchem er wohnte; die Eigenthümerin dieses Hauses, ein älteres Frauenzimmer, besorgte für diesen geschlossenen Zirkel den Tisch. Der Privatdocent Niethhammer, nachher durch seine amtliche Wirksamkeit eben so ausgezeichnet, als durch seine literarische Bedeutung, Göritz, der Erzieher eines jungen Adeligen von Frankfurt, welchen er auf die Universität begleitete, nachher Dekan, beide Landsleute Schiller's, außerdem der Professor Fischenich und von Stein, der Sohn seiner Freundin in Weimar, bildeten die tägliche Tischgesellschaft. Das frugale Mahl war durch Heiterkeit, Offenheit und bedeutende Gespräche gewürzt. Mit Niethammer und Fischenich knüpfte er hier ein Band für das ganze Leben. Er sprach nicht viel, aber was er sagte, war bedeutend. Zwischen Ernst und Scherz bewegte sich sein Geist hin und her, und der eine war durch den andern gemäßigt. Er war ganz Humanität. Bei seiner gleichförmigen Stimmung hörte man nur noch selten Worte von ihm, die an den frühern glühenden, brausenden Schiller erinnerten, wenn solche Ausdrücke auch nicht ganz ausblieben. Als z. B. einer der Tischgenossen eine niederträchtige Handlung eines damals in Jena angesehenen Mannes erzählte, rief er entrüstet aus: „Es ist zu verwundern, daß solche Menschen

nicht im Gefühl ihrer Nichtswürdigkeit augenblicklich verwesen." Wo Ehrlosigkeit in Frage kommt, kann nur ein verweichlichtes und mattes Herz milde und schonend sein, und hier ist der einzige Fall, wo Toleranz eine Schmach ist für den, der sie ausübt.

Mit den meisten akademischen Lehrern stand Schiller in einem guten Vernehmen, mit mehrern in einem nähern Verhältniß. Seiner Gattin suchte er eine angenehme Geselligkeit zu verschaffen. Das Griesbach'sche und das Paulus'sche Haus gewährten eine erwünschte Unterhaltung, deren Reiz die Frauen durch ihre musikalischen Talente erhöhten. Schiller liebte die Musik, durch welche seine poetische Stimmung genährt wurde, was seine Gattin bewog, sich durch Unterrichtnehmen im Klavierspielen noch weiter zu vervollkommnen. Wanderungen in die freundliche Umgegend und bisweilen eine Reise nach Rudolstadt zur Mutter und Schwester brachten größere Mannigfaltigkeit in das Leben. Auch an Ergötzlichkeiten und Spielen mancher Art nahm er Antheil, am Billard, am Tarok, selbst am Kegelschieben. Aber in alle solche Zerstreuungen begleitete ihn sein ernster Sinn und jene Denkungsart, welcher es geläufig worden war, an das Alltägliche das Höhere, Ideelle anzuknüpfen. „Ich erinnere mich, erzählt sein Jugendfreund Conz, welcher auf einer literarischen Reise durch einen Theil Deutschlands begriffen, sich damals eine Zeit in Jena aufhielt, ihn bei einem solchen Zeitvertreibe vor der Stadt gesehen zu haben, wie er auf einmal, von dem Kegelspiele sich wegwendend, die Augen zum schönen Abendhimmel emporhob, und auf die Bemerkung eines der Mitspielenden: „Ein herrlicher Abend!" — die bedeutende Antwort gab: „Ach, man muß doch das Schöne in die Natur überall hineintragen!"[1] Er fand überall jenen hohen Sinn, der, wie er sagt, oft auch im kindischen Spiele liegt.

Es ist interessant, unsern Freund, dessen Arbeiten und Leistungen wir so sehr achten gelernt, auch in seinen Spielen und Erholungen zu beobachten. Wie er dort vielleicht uns

[1] Einiges über Schiller in der Zeitung für die elegante Welt, 1823, Nr. 4, S. 30.

fern stand, so tritt er hier wieder in unsern Kreis, und wir werden ihn um so bereitwilliger bewundern; je lieber wir ihn gewonnen haben. Es ist uns daher sehr willkommen, daß uns Schiller's Tischgenosse, Göritz, einige interessante Nachrichten aus dieser Zeit aufbewahrt hat [1].

Göritz gab einst der vertrauten Gesellschaft in dem Hause, welches er mit seinem Eleven bewohnte, ein Abendessen. Sie hatten ein schönes Besuchzimmer, und alles gerieth so gut, daß die Gesellschaft sehr heiter wurde. Die Anwesenden sangen, und tranken alle Brüderschaft mit einander. Sie redeten sich den ganzen Abend Du an, Frau von Wolzogen, Frau von Stein, Schiller, Fischreich [2], der junge von Stein, Göritz und sein Eleve. Am andern Morgen aber zeigte sich bei den Freunden eine natürliche Verlegenheit, denn wie innig befreundet man auch unter einander war, so fühlten die Jüngern doch die Unschicklichkeit, Damen dieser Art und auch Schillern mit Du anzureden. Den andern Morgen machte sich v. Stein bei Göritz etwas zu thun und vermied, in der zweiten Person zu reden. Göritz lächelte, und da er merkte, daß der junge Mann mit ihm gleich fühlte, sprach er sich gegen ihn aus, und sie verabredeten, wenn sie zu Tische kämen, die getrunkene Brüderschaft zu ignoriren und in dem alten Ton zu reden. Man schien es ihnen Dank zu wissen, und sie verloren hierdurch in der Meinung der interessanten Menschen nichts.

Schiller's Einfachheit im Essen und Trinken, und seine Unbefangenheit hierin gingen oft sehr weit. Einst war der damalige Hauptmann unter der Garde, nachher Adjutant des Königs von Sachsen und General, Funk, zum Besuch in Jena. Schiller sprach ihn in einem Garten beim Kegelspiel und ladete ihn zum Abendessen ein; Göritz und sein Eleve wurden auch mitgenommen. Zu Haus angekommen, wurden

[1] Morgenblatt vom Jahr 1837, Nr. 84 ff. Daß der ungenannte Verfasser dieser Nachrichten wirklich der nachmalige Dekan Göritz ist, dessen die Frau v. Wolzogen und Conz erwähnen, geht daraus hervor, daß auch der Schreiber jener Nachrichten der Hofmeister „eines Frankfurter Eleven" ist, und sich einen Würtemberger nennt.

[2] Vielleicht ist dieser „Fischreich" mit „von Fischart", dessen Frau von Wolzogen erwähnt, Eine Person, oder es ist der Professor Fischenich gemeint.

ein paar alte, ungleiche Tische zusammengestellt, ein Tischtuch darüber geworfen, und nun erschien ein Stück Fleisch mit ein wenig Salat, als die ganze Abendmahlzeit. Dabei waren alle ganz unbefangen, ungeachtet es sogar an hinlänglichem Geschirr und an Servietten fehlte.

Welche Freiheit in diesem vertrauten Kreise herrschte, davon kann Folgendes zum Beweise dienen. Einige anverwandte alte Fräulein waren nach Jena gekommen, um die Schiller'sche Familie zu besuchen, und ungeachtet sie wohlhabend waren, hatten sie sich doch aus Oekonomie in dem halben Monde einquartiert, einem Bierhause, wo sonst nur Fuhrleute übernachteten. Schiller selbst war nicht eingerichtet, sie bei sich aufzunehmen. Frau Schiller schämte sich ihrer Anverwandten, ihr Mann machte sich über sie lustig, und dachte sogleich einen Plan aus. Einige Freunde von der Gesellschaft sollten sich betrunken stellen, zu den Fräulein auf ihr Zimmer gehen, und ihnen spöttisch zu erkennen geben, man halte sie für feil, weil sie in einer solchen Kneipe logirten. Schiller malte diese Idee sehr lebhaft aus und vertheilte auch schon die Rollen. Da aber Göritz seinen Eleven zu diesem Scherz nicht gerne hergeben wollte, und auch von Stein keine große Lust bezeugte, so unterblieb der Plan, so leid es dem Erfinder desselben war. Auch seine Schwägerin Karoline hatte sich an der Hoffnung, daß dieser Spaß ausgeführt werden würde, sehr ergötzt.

Man sieht aus solchen Beispielen, daß Schiller die Unabhängigkeit von konventionellen Formen, wofür seine frühere Dichtung stritt, jetzt im Leben wirklich behauptete. „In der engen Verbindung eines kleinen Kreises guter und geistvoller Menschen," sagt daher seine Lebensbeschreiberin [1], „wo jeder seine Originalität behauptet, und sich vom Odem der Liebe getragen und verstanden fühlt, liegt wohl immer der reinste Lebensgenuß, und der daraus entspringende Kontrast mit der übrigen fremden Welt, wo alles an Berechnung, Rücksicht und Beschränkung mahnt, erzeugt manche komische, wunderliche Situationen, die jenem Genuß eine eigene Würze geben.

[1] Leben Schiller's von Frau von Wolzogen, Theil 2, S. 59.

Das Glück jedes menschlichen Wesens war uns heilig, nichts als die Wahrheit galt; aber belästigt wollten wir so wenig als möglich durch fremde Existenzen sein, die nur Leerheit und Flachheit darboten, und vielleicht achteten wir zuweilen die nothwendigen Weltformen nicht genug, fehlten in der Art, sie von uns abzuweisen, und jugendlicher Scherz gerieth in Uebermuth."

Aber nur in solchen freien engern Kreisen konnte es Schillern auf die Dauer wohl sein, und wenn uns mehr Einzelnheiten aus denselben aufbewahrt wären, würden gewiß Manche ihren Kopf schütteln, wie man sich nach Belieben Alles erlaubte und sich über Alles hinwegsetzte. Aber der wahre Genuß des geselligen Lebens beginnt erst da, wo wir uns durch die Formen der Gesellschaft nicht mehr beschränkt fühlen; und da die konventionellen Regeln nur ein Surrogat einer edeln Bildung sind, so mag ein engerer Verein, in welchem diese selbst herrscht, jene Regeln verlachen. Wenn es für den rohen oder gemeinen Menschen unerläßlich ist, daß er sich an äußere Formen hält, muß es dem edelgebildeten erlaubt sein, sich dem Scherze, der Lustigkeit, dem Muthwillen in engeren Kreisen ohne Zwang zu überlassen, da die eigene Seele selbst in zügelloser, ungemessener Lust den richtigen Takt noch hält. Wie in dem Reiche der Liebe die Pflicht verstummt, so kommt die fremde Ordnung der Gesellschaft da nicht mehr in Frage, wo schon die freie Seele der edlen Sitte und dem schönen Anstand folgt, indem sie ihrem eigenen Ebenmaße getreu bleibt. Eine solche Unabhängigkeit ist auch für eine freie poetische und philosophische Entwickelung des Geistes unentbehrlich. Bei manchen Völkern und zu gewissen Zeiten drückt der Zwang der gesellschaftlichen Formen die Geister nieder, und wie man im Studierzimmer leicht ein steifer Pedant der Gelehrsamkeit wird, so findet man in Hauptstädten viele zierliche Pedanten der Gesellschaft.

Wie wenig Hindernisse damals in Jena diesem Freiheitstrieb in den Weg gelegt wurden, geht auch aus einer andern Notiz hervor, die uns Göritz über Schiller gibt. „Er konnte überhaupt," erzählt er, „jede Idee mit Lebhaftigkeit ergreifen und reizend darstellen. So fiel er einst darauf, wir sollten

uns eine Uniform machen lassen, die wir immer tragen woll-ten. Er machte diesen Vorschlag dem Professor Fischreich, dem Herrn von Stein und mir, und bestimmte blauen Frack mit himmelblauem Futter, das um einige Linien über das Dunkelblaue hervorsah, und silberne Knöpfe. Lange trugen Schiller, Fischreich und ich diese Uniform, die eben nicht ge-schmackvoll war, und ich brachte sie noch mit in meine Hei-math. Stein hatte sich entschuldigt, weil er Hofuniform tra-gen müsse."

Wenn uns diese Züge zeigen, wie Schiller das gesellige Leben nach Laune heiter und frei behandelte, so sind uns einige andere Nachrichten höchst werthvoll, die ihn uns von Seiten seines festen Sinnes und seiner Unerschrockenheit vor-führen. Denn wie wir den Muth an keinem Manne ver-missen wollen, so hat ein Dichter und Schriftsteller nur selten Gelegenheit, ihn an den Tag zu legen.

Studentenunruhen brachen aus, deren Veranlassung die galante Zudringlichkeit eines Studirenden war. Wer mit Ex-trapost durch Jena kam, hielt in der Vorstadt am Wirthshause zum halben Mond und ließ sich dahin die frischen Pferde bringen. Ein Graf von Beust, welcher angekommen war, hatte mit dem Postmeister etwas zu reden, und ging daher selbst in die Stadt, wohin ihm sein Diener folgte. So saß also die junge, liebenswürdige Gräfin von Beust mit ihrer Kammerjungfer allein in dem ausgespannten Wagen vor dem halben Mond. Ein Student von der besten Aufführung hatte sich mit einigen Landsleuten in dem nämlichen Wirthshause lustig geschwatzt und getrunken, und kam eben mit ihnen aus dem Hause; doch war keiner berauscht. Einer seiner Kame-raden machte ihn auf die Gräfin aufmerksam, und munterte ihn auf, sie um einen Kuß zu bitten. Der junge Mensch ging also an den Wagen und trug diese Bitte vor. Die Gräfin antwortete ganz freundlich, daß es ihr eine Ehre sein würde, daß sie aber ihren Mann vorher fragen wolle. Da der Student zu bitten fortfuhr, zog die Gräfin das Glas am Wagen in die Höhe. Daran klopfte der Student mehrere Mal und bat mit der Mütze in der Hand, bis seine Freunde ihn von dem Gedanken abbrachten. Diese Geschichte wurde

dem damaligen Prorektor Ulrich angezeigt, dem man es allgemein zur Last legte, daß der arme Student, welcher ein sächsisches Stipendium genoß, nach einer weitläufigen Untersuchung der Sache, ungeachtet der Graf von Beust über den Vorfall nur lachte und erklärte, er werde nie Klage einlegen, und trotz einer Deputation von Studenten, die sich bei dem Prorektor für ihn verwandte, mit der Relegation bestraft wurde. Ein Fest, welches zu feiern die Ungarn Erlaubniß erhalten hatten, gab Gelegenheit zum Ausbruch schrecklicher Unruhen. Ulrich wohnte in seinem Garten; dahin zog die exaltirte, zum Theil betrunkene Schaar der Studenten, warf alle Fenster ein, erstürmte das Haus, zerschlug die Meubeln, erbrach die Schränke, riß und hieb die Bäume des Gartens um, und befestigte Röcke, Hemden und andere Kleidungsstücke an langen Stangen, mit denen die Rotte unter lautem Geschrei triumphirend zurückkehrte und durch die Stadt zog. Am andern Tage rückten eine halbe Kompagnie Husaren und zwei Kompagnien Fußjäger als Exekutionstruppen in Jena ein, worauf die Studenten in Masse die Stadt verließen und nach Erfurt zogen. Doch bald änderten sie ihren Sinn, baten um Amnestie und um die Erlaubniß zurückkehren zu dürfen. Da ward denn im akademischen Senat darüber deliberirt, ob man den zurückkehrenden Studenten nicht entgegengehen und sie abholen sollte. Gegen diesen Vorschlag sprach Schiller aufs bestimmteste, indem er sagte: Man werde besser thun, wenn man durchaus nicht nachgebe, wenn man das Ansehen und die Würde des akademischen Senats streng behaupte, und den Studenten nur unter der Bedingung einer bescheidenen Aufführung Erlaubniß zur Rückkehr gebe. Und als ein Professor zu Gunsten jener Meinung den Grund angab, daß aus einem Studenten noch alles werden könne, erwiederte er sehr treffend: das sei eben ein Beweis, daß die Studenten noch nichts seien. Doch der Eigennutz des einen und die Furchtsamkeit des andern Theils der Professoren behielten das Uebergewicht. Döderlein, an der Spitze mehrerer Universitätslehrer ging den Studenten entgegen, und sämmtliche Bürgerschaft holte sie zu Pferde und zu Fuße ein. Schiller aber tadelte laut das

Benehmen Ulrich's und sprach sich unverholen darüber aus, wie nöthig es sei, das Prorektorat besser zu besetzen.

Zeigt sich hierin eine ehrenwerthe männliche Haltung, so beweis't eine andere Geschichte Schiller's persönliche Unerschrockenheit. „Professor Fischreich," erzählt Göritz, „Herr von Stein und ich ritten einst mit Schiller spazieren. Letzterer ritt auf einem Fußpfade, und wir erreichten eine Gesellschaft von Landleuten, die dieses Weges nach Hause gingen. Es mochte ihnen unangenehm sein, von uns aus dem Wege getrieben zu werden, oder mochte einer und der andere zu viel Bier getrunken haben, kurz, einer der Bauern fiel plötzlich Schillern, der etwas vorausgeritten war, in den Zügel. Wir kamen schnell herbei, Schiller wehrte sich wie ein Löwe, es gelang ihm, den Zügel seines Pferdes loszumachen, und er ritt nun hinter dem Angreifer, auf den er mit der Peitsche losschlug, einen Rain hinauf und verfolgte ihn lebhaft. Die andern Bauern sahen ruhig zu, und ich fing an, den Angreifer zu examiren, aus welcher Machtvollkommenheit er Schillern in den Zügel gefallen sei. Er gab aber keine Antwort, sondern retirirte sich schnell. Ich mußte mich nachher oft von Schiller darüber necken lassen, daß ich, statt zuzuschlagen, immer zu dem Kerl gesagt hätte: „Wer iß er?" Indessen war durch unsere Dazwischenkunft der Streit bald entschieden gewesen und keine Gelegenheit mehr vorhanden, Muth zu zeigen. Schiller hatte seinen Hut, der ihm entfallen war, wieder erhalten, der Angriff war zurückgeschlagen, die Uebermacht war auf unserer Seite, um so mehr, als die übrigen Landleute keinen Theil an der Sache nahmen. Wäre der Kampf fortgesetzt worden, so würden wir, sobald sich die Gegenparthei verstärkt und Steine oder Erdschollen gegen uns gebraucht hätte, nicht zu unserm Vortheil aus der Sache gekommen sein. Aber alle diese Vorstellungen halfen nicht. Schiller empfing mich oft mit der Anrede: „Wer iß er?" — Wir hatten nun Streit über den Muth, und ich bestand auf meiner Behauptung, daß es studentenhafte Renomisterei gewesen wäre, wenn ich oder ein anderer aus der Gesellschaft die Sache aufgenommen und weiter getrieben hätte. Auch Wilhelm von Humboldt mischte sich in den Streit und

behauptete, daß der Muth durchaus nicht Sache der Uebung, sondern ein Werk der Nerven sei, also nichts Willkührliches, sondern bloß Folge einer zufälligen Stimmung, die man sich nicht geben könne. Schiller dagegen betrachtete ihn als Resultat der innern moralischen Kraft, die geübt, durch Uebung gestärkt und auch von physisch Schwächlichen auf einen hohen Grad gebracht werden könne." Es war unserm idealistischen Freunde natürlich, von allem wo möglich im Geiste den Erklärungsgrund zu suchen. Und in diesem Falle möchte das Recht auf seiner Seite sein. Wenn die Plilosophie nichts als eine höhere Selbstbesinnung an der Hand des Sprachgebrauchs ist, so kann uns dieser schon über die vorliegende alte Frage eine Weisung geben. Denn indem wir nie oder doch nur uneigentlich von einem tapfern, muthigen Thiere sprechen, beschränken wir diese Eigenschaft auf das Gebiet des Menschlichen, welches nicht in unsern körperlichen Anlagen zu suchen ist.

Ungeachtet er der Würde und dem Ansehen des Professorenstandes nicht das Mindeste vergab, stand er dennoch (und vielleicht um so mehr) bei der akademischen Jugend fortwährend in der größten Achtung. Bei dem oben erzählten Auflauf, wo es plötzlich auf der Straße erscholl: Licht aus! was er, in seine Arbeiten vertieft, überhörte oder vielleicht auch mit Fleiß nicht beachtete, wurden ihm die Fenster eingeworfen. Aber sogleich den andern Morgen erschien eine Deputation der Studirenden, welche ihn im Namen der Landsmannschaften wegen dieses Versehens um Verzeihung bat. Seine Persönlichkeit war ganz dazu geeignet, besonders den Enthusiasmus der bessern Jünglinge zu entzünden, von denen sich mehrere enge an ihn anschloßen.

Ziehen wir nun den Kreis enger zusammen und treten wir in den heiligen Zirkel seines häuslichen Lebens, so wissen wir aus seinen Briefen an Lotte, daß er hier die höchste irdische Seligkeit zu finden gehofft hatte. — „Ach, was für himmlisch süße Stunden uns bevorstehen," ruft er in einem Briefe aus, „wenn wir zusammen wohnen werden, theure Liebe! wenn meine Seele, durch eine gelungene Beschäftigung aufflammend und bewegt, auch meiner Liebe Flammen der

Schöpfung zubringen und deine Liebe meinem Geiste Feuer und Leben borgen wird!" — Und an einem andern Orte sagt er: „Ich kann gar nicht beschreiben, meine Liebe, wie mich die Aussicht freut, mich an deiner Seite mit einer dichterischen Arbeit zu beschäftigen. Die höchste Fülle des künstlerischen Genusses mit dem gegenwärtigen Genusse des Herzens zu verbinden, war immer das höchste Ideal, das ich vom Leben hatte, und beide zu vereinigen, ist bei mir auch das unfehlbarste Mittel, jenen zu seiner höchsten Fülle zu bringen."

Es ist trefflich, daß Schiller, als ein thatkräftiger Mensch, auf diese Weise sein Liebesglück immer in Verbindung mit seiner Thätigkeit bringt, ohne es doch, wie es Goethe zuweilen thut, für diese als ein bloßes Mittel zu gebrauchen. Daß aber solche Träume alle in Erfüllung gingen, ist natürlich nicht anzunehmen. Wir glauben es seiner Schwägerin gerne, daß unter manchen Leiden und Sorgen diese Ehe durch dauernde Eintracht der Herzen, Harmonie des Geschmackes und gleiche Stimmung für gesellige Freuden beglückt worden sei. Empfänglichkeit, Frohsinn und Hingabe scheinen ihm seine Lotte besonders werth gemacht zu haben. Ihr sicherer Geschmack und ihr feines Gefühl waren nicht selten ein bestimmendes Urtheil für ihn[1] — wie denn auch Goethe sagt, er habe sehr von dem Einflusse der Weiber abgehangen, oft zum Nachtheil seiner Produkte. Ein solches Wesen um sich zu haben, welchem er seine Ideen mittheilen konnte, war für ihn Bedürfniß. Aber den spekulativsten unter allen Dichtern konnten Unterhaltungen mit einer Frau auf die Dauer nicht befriedigen. Er spricht ja im Briefwechsel mit Goethe selbst der Frau von Wolzogen die ästhetische Kultur ab. Auch paßte ein Geist, wie der seinige, nicht in die engen Schranken des häuslichen Lebens, und er war gewiß, auch schon wegen seiner Kränklichkeit, ein unbequemer Ehemann. In Schiller's Briefwechsel mit Goethe steht seine Gattin sehr im Hintergrund. Nach dem Gedichte: die Ideale, welches sicher zu seinem Verfasser eine sehr nahe Beziehung hat, harren nur die Freundschaft und die Beschäftigung bei dem Dichter aus, und von der Liebe heißt es:

[1] „Charlotte von Schiller" in Schiller's sämmtlichen Werken, Bd. 12, S. 509.

„Ach! allzu schnell nach kurzem Lenze,
Entfloh die schöne Liebeszeit.“

Wir entlehnen noch einige Einzelnheiten über Schiller's häusliches Leben und seine Gattin von dem unpartheiischen Göritz. „Eine leichtsinnige, nach sinnlichen Freuden haschende, Zerstreuüng liebende Gattin,“ erzählt er, „hätte für Schillern nicht gepaßt. Er schien mir oft ein zu strenger, unbilliger Richter der Handlungen seiner Frau zu sein. Sie tanzte nicht, war aber einmal mit einigen ihrer Freundinnen auf einem Balle im akademischen Hause in Jena. Es konnten Jahre vergehen, ehe sie etwas der Art wiederholte. Gros und ich hatten uns Abends nach Tisch mit Schiller in seinem Hause zum Spiel gesetzt, und spielten fort, bis sie kam. Es war Morgens um drei Uhr. Ich vergesse die Kälte und den mißbilligenden Ton, mit dem er sie empfing, in meinem Leben nicht. Sie hätte mit großem Rechte antworten können: „Und du, dessen Gesundheit so sehr geschwächt ist, spielst die ganze Nacht fort und zerstörst sie vollends?“ Sie nahm den Verweis über ihr spätes Nachhausekommen sehr sanft auf, und als ihre freundlichen Entschuldigungen nichts halfen, schwieg sie ganz.“

„Am Weimar'schen Hofe war es zu damaliger Zeit Mode, so leise zu sprechen, daß der Ungeübte den Redenden nicht verstehen konnte. Dieß war denn auch unter dem Adel allgemeiner Ton, und man sprach mit einander etwa so, wie man in einer größern Gesellschaft seinem Nachbarn etwas sagen würde, was kein Anderer hören sollte. Lautes Reden gehörte deßwegen im Schiller'schen Hause zu den Zeichen einer schlechten Erziehung. Es fielen hierdurch oft lächerliche Auftritte vor. Der Professor Ilgen, der ohnehin gewohnt war, sehr laut zu reden, erzählte einst der Frau Schiller die Geschichte zweier Holzbauern, die sich auf dem Markte zankten, ganz in dem Ton und mit der Stimme, welche bei solchen Gelegenheiten vorkommen. Frau Schiller wußte sich seines Geschreies wegen fast nicht zu fassen, und wir lachten über sie und nicht über die interessante Geschichte, die Niemand hören wollte. Ilgen nahm das für Beifall und gefiel sich immer mehr in der Nachahmung der Bauernstimmen, so daß es am

Ende auch uns unausstehlich wurde. Als er fort war, sagte sie mit einem tiefen Seufzer: „Das ist ein garstiger Mann, der Professor Ilgen!“ und erzählte mit allen Zeichen des Abscheues vor einem solchen Geschrei ihren Bekannten die Geschichte.“

„Daß sie von Adel war, zeigte Frau Schiller auch durch die Art, wie sie ihre Kammerjungfer behandelte. Diese war hübsch und schien gutmüthig, auch waren ihre Sitten unanstößig. Sie wurde aber immer mit einem gewissen spöttischen, herabwürdigenden Ton behandelt, der uns oft empörte; sie konnte nichts recht machen, und wurde mit Bitterkeit zurecht gewiesen, auch wo keine Ursache dazu war. Ich habe, was meine Verhältnisse mit dem Adel betrifft, nur Gutes und Erfreuliches erfahren, und kenne den Unterschied zwischen Geldadel und dem erhebenden Gefühl eines ausgezeichneten Geschlechts, zum Vorzug des letztern, aus vielen Erfahrungen. Aber überall, wo ich beobachten konnte, wurden die Kammerjungfern, besonders wenn sie hübsch und etwa Pfarrers- oder Amtmannstöchter waren, schnöde behandelt.“

So weit der Bericht eines, wie es nach allem scheint, zuverläßigen Augenzeugen.

Wer einmal festen Fuß im Leben gewonnen hat, faßt ihn, wenigstens in Deutschland, auch erst recht in der öffentlichen Meinung. Seit Schiller angestellt war, wurden auch seine Verdienste immer williger und allgemeiner anerkannt. Wie er schon früher von dem Landgrafen von Hessen-Darmstadt zum Rath ernannt worden war, erhielt er im Jahre seiner Verheirathung diesen Titel zum Ueberflusse auch noch vom Herzoge von Meiningen, dem Landesherrn seiner Gemahlin. Aber auch in das Ausland waren schon die freien Töne seiner Leier gedrungen. Aus den Zeitungen erfuhr er, daß ihm von dem Nationalkonvent das französische Bürgerrecht ertheilt worden sei. Weil aber auf der Adresse des Briefes an ihn sein Name falsch geschrieben und sein Wohnort nicht angegeben war, so konnte das Diplom lange Zeit den Weg zu dem nicht finden, für den es ausgestellt war. Er erhielt es erst im Jahr 1798 durch Kampe in Braunschweig. Es war von Roland unterzeichnet. Auf den Wunsch

seines Herzogs deponirte er die Schrift auf der fürstlichen Bibliothek in Jena. Vorher aber ließ er eine Abschrift von ihr nehmen, und es sich attestiren, daß das Original dort niedergelegt sei, für den Fall, daß einmal eines seiner Kinder sich in Frankreich niederlassen und dieses Bürgerrecht reklamiren wollte[1]. Und auch von der Akademie der Wissenschaften zu Stockholm erhielt er im April 1797 ein Diplom zugeschickt. Er sprach bei dieser Gelegenheit unverholen seine Freude gegen Goethe aus, „seine Wurzeln ausdehnen und seine Existenz in Andere eingreifen zu sehen." Goethe, welcher dem Bürgerdiplom, weil es von „der herrlichen französischen Revolution" ausging, nicht sehr hold war, versäumte es nicht, ihm zu diesem Schwedischen Ehrenzeichen zu gratuliren. „Dergleichen Erscheinungen sind als barometrische Anzeichen der öffentlichen Meinung nicht zu verachten." — In Frankreich und England beachtet man es gar nicht, was andere Völker von ihren großen Geistern urtheilen. Die Deutschen aber wagen nur dann einen ihrer Landsleute laut einen großen Mann zu nennen, wenn das Ausland beistimmt, und eine nichtige Stimme von dorther gilt häufig mehr, als eine wahre aus der Heimath.

[1] Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, B. 4, S. 131, 143 u. 145.

## Fünfzehntes Kapitel.

Metrische Uebersetzung aus Virgil's Aeneide. Poetische Plane. Schwanken und Mißtrauen. Idee des Wallenstein.

Wenden wir uns nach dieser Schilderung seines geselligen Lebens zu Schiller's Thätigkeit zurück, so können wir die schon früher dargelegten historischen Werke als Zeugen seines Fleißes aufrufen. Aber er beschränkte sich nicht auf geschichtliche Arbeiten. Denn als er sich in der Weltgeschichte orientirt hatte, trat das philosophische Bedürfniß hervor, den Menschengeist auch in der eigenen Brust wissenschaftlich zu erfassen. Das war die zweite Aufgabe, welche zu lösen war, und auf welche die historischen Studien alle bezogen wurden. Aber auch die Poesie, Schiller's innerstes Lebenselement, konnte nicht ganz zurückbleiben. Wie sie sich in seine historischen und philosophischen Darstellungen verzweigte, sie belebend durchdrang, so that sie sich in dieser wissenschaftlichen Periode auch abgesondert in einzelnen Lehrgedichten, in Uebertragungen und in — poetischen Planen kund.

Von den Lehrgedichten, die wir meinen, den Göttern Griechenlands und den Künstlern, ist schon oben die Rede gewesen, und auch von den Uebertragungen wäre nur noch

die metrische Uebersetzung des zweiten und vierten Buches der Aeneide des Virgil zu erwähnen. Mit dieser Arbeit wurde die Neue Thalia eröffnet, welche der ältern Thalia dieses Namens im Jahr 1792 nachfolgte, nachdem diese sich beinahe durch fünf Jahre gezogen und mit dem zwölften Hefte, schon 1790, aufgehört hatte. Die Neue Thalia, welche man die philosophische im Gegensatz gegen die ältere nennen könnte, die meistens poetische Arbeiten enthält, sollte jedes Jahr in zwei Bänden sechs Hefte umfassen; sie hörte aber schon mit dem zweiten Jahrgang auf. In der spätern Thalia ist die genannte Uebersetzung der beiden Bücher der Aeneide die einzige poetische Arbeit Schiller's geblieben.

Den Virgil hatte er schon in der Militärakademie in Stuttgart liebgewonnen. Da der Professor Nast den Zöglingen bisweilen die Bürger'sche Uebersetzung einzelner Homerischen Gesängen in Jamben vorlas, wurde er dadurch so begeistert, daß er sich als sechzehnjähriger Jüngling an der Aeneide versuchte. Aber Bürger's jambische Proben der Ilias waren vielfach angefochten worden, und mochten nicht im Geschmack des Präzeptors sein. Daher versuchte der junge Schiller nach dem Beispiel der Messiade eine Verdeutschung der Aeneide in Hexametern. In dem Schwäbischen Magazin erschien im Jahr 1780 vom zweiten Buche dieses Epos ein Bruchstück: „Der Sturm auf dem Tyrrhener Meere" überschrieben [1]. Im Original sind es etwa hundert zwanzig Verse, in der Uebersetzung aber viel mehr. Denn wie hätte der gewaltige Geist sich in das vorgefundene Maß der antiken Kürze einschließen können? Der Herausgeber des Schwäbischen Magazins fügte in einer Anmerkung die Worte bei: „Probe von einem Jüngling, die nicht übel gerathen ist. Kühn, viel, viel dichterisches Feuer!" Vor den strengen Anforderungen der jetzigen Uebersetzungskunst können freilich diese Verse nicht bestehen. Die allzu großen Freiheiten, die sich der Uebersetzer genommen, die Menge trochäischer Füße, Fehler gegen die deutsche Prosodie verderben uns den Geschmack

[1] Jetzt in Döring's Nachlese S. 301. Vergleiche Einiges über Schiller von Conz in der Zeitung für die elegante Welt, 1823, Nr. 5.

an ihnen. Aber einzelne Hexameter sind ihm trefflich gelungen, und der rohe Versuch ist uns deßwegen höchst interessant, weil Schiller hier als Jüngling schon den Weg einschlug, welchen er im Uebersetzen sein ganzes Leben verfolgte. Das kecke, feurige Genie des jungen Mannes verräth sich, wie Conz sagt, mitten unter den Fesseln, die es sucht, und gegen die es sich mitten im Suchen wieder ungebärdig sträubt, und so oft der Verfasser sein Eigenthümliches Fremdem aufzuopfern strebt, eben so oft sprudelt er über sein Vorbild hinweg. Eine gründliche Gewissenhaftigkeit und Originalität liegen mit einander im Kampfe, aber die Originalität drückt auch der Ausbeute des sorgfältigen Fleißes ihren Stempel auf.

Als er später Bürgern in Weimar kennen lernte; kam er wieder auf Virgil zurück, der damals dasselbe Interesse für ihn unter den Lateinern hatte, welches ihm Euripides einflößte. „Bürger und ich haben uns vorgenommen," schrieb er am 30. April 1789, „einen kleinen Wettkampf der Kunst zu Gefallen mit einander einzugehen. Er soll darin bestehen, daß wir beide das nämliche Stück aus Virgils Aeneide, jeder in einer andern Versart, übersetzen. Ich habe mir Stanzen gewählt." Für dieses Versmaß und den Reim überhaupt hatte er, wahrscheinlich durch den Umgang mit Wieland, eine große Vorliebe gefaßt; die antiken Sylbenmaße dagegen waren nicht nach seinem Geschmack, und auch die Voß'sche Hexametrik, ob er ihr gleich größtentheils seine Kenntniß des Homer verdankt, achtete er noch gering; denn sie sei ungefügig und schmeichle dem Ohr nicht genug.

Der Plan, einen Gesang der Aeneide zu übersetzen, ward durch andere Geschäfte verschoben. Erst in Jena in der zweiten Hälfte des Jahres 1791 nach einem unten zu erzählenden Krankheitsanfalle, welcher ihm angestrengtere Arbeiten verbot, holte er jene Idee wieder hervor. Die Geschichte hatte ihr größtes Interesse verloren, anstrengendes Denken war ihm durch den Arzt untersagt; so griff er denn nach einer Beschäftigung, welche ihm zur Unterhaltung diente und seine erwachende Liebe zur Poesie nährte, da er doch seinem spekulativen

[1] Siehe Theil 2, S. 104.

Trieb nicht nachhängen durfte. Er entschloß sich, den Virgil in einer freiern, dem Ohre zusagenden Weise rhythmisch zu bearbeiten. So entstanden die in Oktaven übertragenen zwei Bücher der Aeneide. Conz erzählt, wie Schiller, noch warm vor Freude über die gelungene Arbeit, ihm bei einem Besuche von einem fast noch nassen Druckbogen eines Heftes der Thalia die ersten Proben seiner Verdeutschung vorgelesen habe[1]. Auch dem Professor Reinhold las er eine Probe vor. „Schiller hat mich," erzählt er, „nicht sowohl durch die Schönheit der Diktion, die man bei ihm gewohnt ist, als der Versifikation in einer Versart, die mir unter allen die schwerste scheint, sehr überrascht. Das Kolorit ist freilich lebhafter, glühender möcht' ich sagen, als das Virgil'sche; aber Virgil hat in meinen Augen nichts dadurch verloren, und wird vorzüglich bei Damen, für welche Schiller (und zwar zunächst für seine Frau und Schwägerin) diese Arbeit unternommen hat, sicherlich gewinnen[2].

So ist diese Uebersetzung aus Virgil, wie so manches andere Werk Schiller's, ursprünglich für Frauen bestimmt. Darnach müssen also des Verfassers Worte in der schön geschriebenen Vorerinnerung gedeutet werden, „diese Uebersetzung sei nur für solche Leser geschrieben, welche der lateinischen Sprache nicht kundig seien."

Jahre und Studien aller Art hatten Schiller's Geist so gereift, daß er hier eine in jeder Beziehung meisterhafte Uebersetzung liefern konnte. Er war des Stoffes, der Sprache und der rhythmischen Gestaltung so vollkommen mächtig, daß er beinahe ein ganz neues Gedicht lieferte, und dabei doch mit einer seltenen Treue und Gewissenhaftigkeit sich möglichst am Original hielt. Ueberall ist die sorgfältigste Wahl der Wörter und Ausdrücke und eine klassische Fügung der Sätze beobachtet, und der nicht selten veredelte Inhalt wird uns durch einen herrlichen Wohllaut in die Seele geschmeichelt. Eine Sophokleische Klarheit läßt uns leicht und freudig über diese schönen Verse hingleiten; wir fühlen uns in den sichern Händen des

[1] Zeitung für die elegante Welt, 1823, Nr. 5, S. 36.

[2] Reinhold's Briefwechsel mit Baggesen, Theil 1, S. 109.

großen Meisters. Hätte er diese Uebersetzung vollendet, sie wäre bei den Deutschen gewiß so einheimisch geworden, als das Original bei den Römern war. Daß das Werk eine Uebersetzung sei, hätten nur die Gelehrten gewußt.

Die lesenswerthe Vorerinnerung rechtfertigt zuerst die Wahl der Stanzen für diese freiere Bearbeitung, und macht dann auf die Schwierigkeiten derselben aufmerksam. Die magische Gewalt des Virgil'schen Verses schien ihm in einer seltsamen Mischung von Leichtigkeit und Kraft, Eleganz und Größe, Anmuth und Majestät zu liegen. Nun glaube er eine Versart für seine Uebertragung wählen zu müssen, welche der Gelenkigkeit, dem Wohllaut und der Grazie am günstigsten wäre, denn für die entgegengesetzten Eigenschaften der Kraft, Würde und Majestät sorge schon der Inhalt des Gedichts und auch der Charakter unserer übrigens „unbiegsamen, breiten und rauh klingenden Sprache." So ging also Schiller auch bei dieser Arbeit denkend zu Werke! Er blieb nicht bei der äußern Form der Versart stehen, sondern fragte nach deren innern Eigenschaften, und er hielt ein ganz anderes Metrum, welches diese geistigen Vorzüge erfülle, für besser, als dasselbe Versmaß, welches diese Vorzüge zurücklasse. Er wollte seinen Dichter im Geiste und in der Wahrheit übersetzen.

So gab Schiller durch diese Arbeit seinem eigenen erhabenen, heroischen Geiste die Richtung zum Leichten, Gelenkigen und Anmuthigen hin, im richtigen Gefühle dessen, was ihm noch fehlte. Anerkannter Weise hatten daher diese Uebungen einen großen Einfluß auf seine poetische Ausbildung. Sie hielten außerdem nicht allein während dieser unglücklichen analytischen Periode, wie sie Goethe nennt, den poetischen Sinn in ihm wach, sondern sie vervollkommneten ihn auch in den Kunstgriffen des Technischen. Während er durch seine ästhetischen Untersuchungen denkend seine innere Ausbildung zum Dichter vollendete, eignete er sich durch diese Studien alles in hohem Grade an, was die äußere Form vom Poeten fordert. Als ihn sein Genius zum zweitenmal in die lyrische und dramatische Laufbahn führte, stand er gerüstet da.

Außer diesen Uebersetzungen wurden manche poetische Entwürfe gefaßt, welche die durch wissenschaftliche Bestrebungen zurückgedrängte Kraft verkündigten und die Vorläufer einer fruchtbaren Periode sein sollten. Auch Plane sind uns in der Geistesgeschichte eines Menschen nicht unwichtig, sie sind die Geburtsstätten der Thaten. Der Jüngling erfreut sich an Hoffnungen, der Geist des Mannes wiegt sich in Entwürfen. Jene gehen auf das, was der Mensch zu genießen, diese auf das, was er zu vollführen gedenkt.

Einige lyrische Plane beschäftigten ihn längere Zeit. Eine Hymne an das Licht, wahrscheinlich symbolischer Art, war in Aussicht gestellt, so wie eine Theodicee nach den Grundsätzen der Kant'schen Philosophie, also ein didaktisches Gedicht. Von dem letztern erwartete Schiller viel, indem er die Weltanschauung des Königsberger Weisen für weit poetischer und erhabener hielt, als die Leibnitz'sche Philosophie.

Länger verweilte er bei einigen epischen Ideen. Friedrich's des Großen **Histoire de mon temps**, die er noch in Weimar las, brachte ihn wahrscheinlich auf den Gedanken, diesen großen König zum Träger eines Epos zu machen. Er schreibt darüber an Körner: „Die Idee, ein episches Gedicht aus einer merkwürdigen Aktion Friedrich's des Zweiten zu machen, ist gar nicht zu verwerfen; nur kommt sie sechs bis acht Jahre zu früh für mich. Alle Schwierigkeiten, die von der so nahen Modernität dieses Sujets entstehen, und die anscheinende Unverträglichkeit des epischen Tons mit einem gleichzeitigen Gegenstande würden mich so sehr nicht schrecken. — Ein episches Gedicht im achtzehnten Jahrhundert muß ein ganz anderes Ding sein, als eins in der Kindheit der Welt. Und eben das ist's, was mich an dieser Idee so anzieht. Unsere Sitten, der feinste Duft unserer Philosophien, unsere Verfassungen, Häuslichkeit, Künste, kurz alles muß auf eine ungezwungene Weise darin niedergelegt werden und in einer schönen harmonischen Freiheit leben, so wie in der Iliade alle Zweige der griechischen Kultur u. s. w. anschaulich leben. Ich bin auch noch nicht abgeneigt, mir eine Maschinerie dazu zu erfinden, denn ich möchte auch alle Forderungen, die man an den epischen Dichter von Seiten der Form macht,

haarscharf erfüllen. Diese Maschinerie aber, die bei einem so modernen Stoffe, in einem so prosaischen Zeitalter die größte Schwierigkeit zu haben scheint, kann das Interesse in einem hohen Grade erhöhen, wenn sie eben diesem modernen Geiste angepaßt wird. Es rollen allerlei Ideen darüber in meinem Kopfe trübe durcheinander, aber es wird sich noch etwas Helles daraus bilden. Aber welches Metrum ich dazu wählen würde, erräthst Du wohl schwerlich. Kein anderes, als Ottave rime. Alle andere, das iambische ausgenommen, sind mir in den Tod zuwider, und wie angenehm müßte der Ernst, das Erhabene in so leichten Formen spielen! wie sehr der epische Gehalt durch die weiche, sanfte Form schöner Reime gewinnen[1]! Singen muß man es können, wie die griechischen Bauern (?) die Iliade, die Gondolieri in Venedig die Stanzen aus dem befreiten Jerusalem. Auch über die Epoche aus Friedrich's Leben habe ich nachgedacht. Ich hätte gerne eine unglückliche Situation, welche seinen Geist unendlich poetischer entwickeln läßt. Die Haupthandlung müßte, wo möglich, sehr einfach und wenig verwickelt sein, daß das Ganze immer leicht zu übersehen bliebe, wenn auch die Episoden noch so reichhaltig wären. Ich würde immer sein Jahrhundert darin anschauen lassen. Es gibt hier kein besseres Muster, als die Iliade."

Etwa zwei Jahre später wurde Friedrich der Große, dessen Persönlichkeit unsern Dichter weniger anziehen mochte (wenigstens findet sich nirgends in seinen Werken und Briefen ein Ausdruck der Zuneigung), durch Gustav Adolph verdrängt. Es war zur Zeit, als Schiller an seinem dreißigjährigen Krieg arbeitete. Da wollte er den König von Schweden zum Helden eines ähnlichen epischen Gedichtes machen, wie früher den König von Preußen. Er theilte auch diesen Plan seinem Freunde mit: „Unter allen historischen Stoffen, wo sich poetisches Interesse mit nationalem und politischem noch am besten gattet, steht Gustav Adolph oben an. — Die Geschichte der Menschheit gehört als unentbehrliche

[1] Derselbe Gedanke in der „Vorerinnerung" zu der Uebersetzung aus Virgil, Schiller's Werke in E. Bd. S. 28. 1. o. (Oktavausg. B. 1, S. 142).

Episode in die Geschichte der Reformation, und diese ist mit dem dreißigjährigen Krieg unzertrennlich verbunden. Es kommt also bloß auf den ordnenden Geist des Dichters an, in einem Heldengedichte, das von der Schlacht bei Leipzig bis zur Schlacht bei Lützen geht, die ganze Geschichte der Menschheit ungezwungen und zwar mit weit mehr Interesse zu behandeln, als wenn dieß der Hauptstoff gewesen wäre."

Diese Plane sind so großartig, daß sie allein mehr werth zu sein scheinen, als manches epische Gedicht selbst. Beide haben viele Aehnlichkeit mit einander; es ist eigentlich Eine Idee, nur in verschiedener Anwendung. Der Held des Epos ist unserm philosophischen, universalhistorischen Dichter bloß der Träger des Werks. Hauptzweck ist ein Bild der modernen Kultur, ein Gemälde der Geschichte der neuern Menschheit. Wie wir schon früher bemerkten, daß er die Weltgeschichte auf die Bühne führte, so gedachte er jetzt auch das Schicksal der Menschheit in einem Epos niederzulegen. Was kann sich an Erhabenheit dieser Idee an die Seite stellen? Ein solches Epos, gut ausgeführt, wäre eine wahrhafte moderne Ilias geworden. Als ein großes Zeitgemälde, wäre es, wie diese, der ideelle Spiegel der Weisheit und Denkungsart eines ganzen Jahrhunderts gewesen. Nur hätte nicht eine unserer Vorstellung fremde „Maschinerie" in das Werk hineingekünstelt werden dürfen.

Die Ausführung dieser Plane unterblieb. Dramatische Entwürfe zogen ihn nämlich wieder von den epischen ab. „Ich traue mir doch im Drama am meisten zu," schrieb er an Körner, „und ich weiß, worauf sich diese Zuversicht gründet. Bis jetzt haben mich die Plane, die mich ein blinder Zufall finden ließ, auf's Aeußerste embarassirt, weil die Komposition zu weitläufig und kühn war. Laß mich einmal einen simpeln Plan behandeln und darüber brüten!"

Aber auch zu seinem dramatischen Talente verlor er häu-
g sein Zutrauen. Alle seine frühern Stücke, etwa Don
rlos ausgenommen, konnten ihn, dessen Kunstansichten
Geschmack innerhalb einiger Jahre eine gänzliche Um-
ndlung erlitten, nicht mehr befriedigen. Er sprach nicht

gern von diesen Arbeiten, ja es schien, als wünsche er sie ungedruckt.

Es war eine für die Poesie unglückliche Periode. Aus langem Schwanken blieb ihm zuletzt nur das Mißtrauen in sich selbst zurück; und er konnte der Poesie überhaupt eben so wenig entsagen, als er den Muth hatte, irgend einen poetischen Plan auszuführen. Zuerst störten und hinderten ihn seine Amtsgeschäfte und historischen Arbeiten am Dichten; dann löschte, wie wir in der nächstfolgenden Darstellung sehen werden, die überwiegende Reflexion die dichterische Begeisterung aus. Als er sich durch das Feld der Geschichte hindurchgeschlagen hatte, nahm ihn die Philosophie ein, in welchem abstrakten Boden die Blume der Dichtkunst ebenfalls nicht gedeihen konnte. Die wissenschaftliche Periode mußte ganz durchlaufen sein, ehe er wieder bei der Poesie anlangte, ehe er in sich den Dichter und in dem Dichter sich selbst wiederfand. Wer sich nie selbst beobachtet, wird nie irre an sich selbst. Aber eine andere Ursache jenes Schwankens lag auch in der reichen Fülle seiner Talente, welche wir, so durchaus heterogen ihm auch manche Kenntnisse und Beschäftigungen waren, im Verlaufe unserer Geistesgeschichte sich zu einem weiten Umfange haben entwickeln sehen. Wer nur für Einen Gegenstand Geschick hat, verfolgt die einmal glücklich eingeschlagene Richtung so lange, als ihn äußere Umstände nicht stören. Nur der reichen Natur ist eine Wahl gestattet. Schiller konnte an einem bestimmten Berufe zweifeln, weil er beinahe eben so sehr zum Historiographen, als zum Dichter, und beinahe eben so sehr zum Epiker, als zum Dramatiker befähigt war. In allen diesen Feldern würde er seine erhabene Weltansicht niedergelegt und seine großartige Behandlungsweise des Stoffes beinahe auf eine gleich treffliche Weise bewährt haben.

Der an sich selbst irre Gewordene wandte sich dann um Rath an seine Freunde, denen er in dieser Sache ein Urtheil zutraute. Auf eine solche Anfrage schrieb ihm der Koadjutor von Dalberg am 12. September 1790: „Ich wage es nicht zu bestimmen, was Schiller's allumfassender, allbelebender Genius unternehmen soll. Nur sei mir erlaubt der stille

Wunsch, daß Geister, mit Riesenkräften ausgerüstet, sich selbst fragen möchten: „„Wie kann ich der Menschheit am nützlichsten werden?““ Durch diese ehrenvolle, aber ausweichende Antwort ließ sich der Fragende nicht beruhigen, und Dalberg sprach endlich, „schüchtern und ungern, weil ihm bei Schiller's Unternehmungen die Wahl wehe thue,“ seine Gedanken aus. Für den Geschichtschreiber, äußerte er sich, gehöre eine geschmackvolle Darstellung; ein geistvoller Trieb der Darstellung sei ihm gefährlich, weil er ihn leicht in das Gebiet des Romans führe. Nur darin träfen der Historiograph und der Dichter mit allen Geisteswerkmeistern zusammen, daß jeder seinen eigenen Brennpunkt haben müsse, durch den er seinem Werke Einheit gebe, und die Theile in ein Ganzes schmelze. Schiller vereinige eine hohe Darstellungskraft und das schätzbare Ausdauern des Fleißes mit einander, doch sei es wünschenswerth, daß er in ganzer Fülle dasjenige leiste, was nur er leisten könne, und das sei das Drama.

Mit dieser Stimme vereinigte auch Wieland die seinige in seiner Vorrede zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges im Damenkalender für 1792, und Johannes von Müller äußerte sich zu derselben Zeit, wenn irgend einer, sei Schiller berufen, Deutschlands Shakspeare zu werden. Solcher Männer ermunternde Worte mußten sein Talent wieder zur Tragödie zurückführen, obgleich es noch einer langen Zeit, großer Anstrengungen und mancher Stadien der Entwickelung bedurfte, ehe die wunderbare Krisis eintrat, welche ihn wieder Dichter sein ließ. Das Drama Don Karlos hatte ihn zu seiner Geschichte des Abfalls der Niederlande geführt, jetzt brachte ihn auf entgegengesetztem Wege das Lesen der Quellen des dreißigjährigen Kriegs auf die Idee, den Wallenstein dramatisch zu behandeln. Von dem Jahr 1790 an trug er sich fortwährend mit diesem Gedanken, und im Jahr 1792 wollte er Hand ans Werk legen. Er schrieb einige Scenen und zwar in Prosa, vielleicht weil ihm durch seine gleichzeitigen Arbeiten diese Darstellungsweise am geläufigsten war, oder weil er durch sie in neues Drama der Natur am meisten anzunähern hoffte. er die Fortsetzung dieses Anfangs verzog sich noch manches ihr. Uebrigens ist aus dem epischen und dem dramatischen

Plan, welche Schiller an Gustav Adolph und an Wallenstein knüpfte, die ausführliche und liebevolle Darstellung erklärbar, die diesen Männern in seiner Geschichte des dreißigjährigen Krieges zu Theil geworden ist. Aller lebendige poetische Geist in derselben konzentrirt sich in der Charakteristik beider Helden.

## Sechszehntes Kapitel.

Uebergang von der Geschichte zur Philosophie. Philosophische Freunde. Reinhold. Vorträge über Aesthetik. Krankheitsanfall. Studium Kant's. Brief an Fischenich.

Schiller's literarische Thätigkeit für Geschichte in Jena erstreckte sich vom Antritte seines Lehramtes 1789 bis zum Jahr 1792.

Wie sehr die Geschichte unsern Freund auch anzog, und ungeachtet er ihren hohen Werth noch in spätern Lebensjahren eifrig in Schutz nahm [1], konnte sie doch nicht die Bestimmung seines Lebens werden. Seine eigenthümlichsten Talente ragten über sie hinaus. Schon im Jahr 1788 äußert er sich, daß der Geschichte die innere Wahrheit, die man auch die philosophische oder die Kunstwahrheit nennen könne, abgehe, welche in jeder poetischen Darstellung herrschen müsse. Durch eine innere Uebereinstimmung in den Charaktergemälden lehre uns der Dichter den Menschen im Allgemeinen, lehre er uns die Gattung kennen, und nicht das sich so leicht verlierende Individuum. Diese wichtigere Art der Wahrheit müsse aber gerade der Geschichtschreiber oft der historischen Richtigkeit

[1] Zelter im Briefwechsel mit Goethe, Theil 3, S. 127.

nachsetzen, oder ihr mit einer gewissen Unbehülflichkeit anpassen, was noch schlimmer sei [1]. Die schöpferische Einbildungskraft, welche ihren Gefallen nur an selbstständigen Gebilden hat, mußte ihn unvermeidlich verleiten, die Thatsachen auszuschmücken und umzugestalten. „Die Geschichte ist überhaupt nur ein Magazin für meine Phantasie," bekennt er offen, „und die Gegenstände müssen sich gefallen lassen, was sie unter meinen Händen werden." Seinem sittlich gestimmten Geiste gewährte die Geschichte auch nur eine dürftige Nahrung. Gerne kehrte sein idealisirender Hang von diesem endlosen Spiele der Leidenschaften und der Zufälle zur Innigkeit der eigenen Gefühle und zur stillen Betrachtung zurück. Endlich konnte auch sein philosophischer, immer auf allgemeine Begriffe gerichteter Sinn auf das Individuelle, worin alles Historische einheimisch ist, nicht den gebührenden Werth legen. Kurz, seine Liebe zur Geschichte war durch sein poetisches, sittliches und philosophisches Interesse vermittelt. Zur nackten historischen Wahrheit um ihrer selbst willen konnte er nicht herabsteigen. Die Geschichte war ihm ein zwar nothwendiges, aber vorübergehendes Moment in seiner Selbstbildung [2], und nachdem sie ihn im Allgemeinen mit der Menschenwelt hinreichend bekannt gemacht, und ihm ein erwünschtes Material des Wissens zugeführt hatte, hörte er auf, aus innerem Triebe sich mit ihr zu beschäftigen. Nur die nachlassende Dichterkraft würde ihn im Alter wieder zu ihr zurückgeführt haben. In seinen rüstigen Jahren war sie ihm nie mehr, als ein bloßes Mittel, und in seinem Alter wäre sie ihm ein Ersatz geworden. Alles, was ihn aus sich selbst riß und zerstreute, alles, was seine immer mehr nach Innen sich kehrende Natur in eine große Mannigfaltigkeit der äußern Dinge verflocht, war seinem Geiste heterogen.

In dem Grade aber, als seine Neigung für die Geschichte sich verminderte, trat sein philosophisches Interesse hervor. Der zweite Stern dieses Zeitraumes ging auf, als sich der erste seinem Untergange zuneigte. Nachdem sich Schiller

[1] Leben Schiller's von Frau von Wolzogen, Theil 1, S. 339. f.

[2] Siehe Theil 2, S. 7.

erfahrungsmäßig über die äußere Menschenwelt belehrt hatte, mußte er sich denkend über den innern Menschen aufklären, so weit es in seiner Richtung lag.

Sein philosophisches Interesse erhielt durch den Enthusiasmus für die Kant'sche Philosophie, welcher damals in Jena herrschte, eine willkommene Nahrung. Keine Philosophie hatte bisher einen solchen Beifall gefunden. Aus ganz Deutschland versammelten sich hier denkende junge Männer, um sich durch Reinhold in die neue Weisheit einführen zu lassen. Der Baron von Herbert aus Klagenfurt in Kärnthen verließ Weib und Kinder, und eine große Fabrik, welche er dort besaß, um in Jena Reinhold's Schüler zu werden. Er ward dessen Haus- und Tischgenosse, und auch Schiller achtete seine Wahrheitsliebe und liebte seinen Umgang. Der Doctor Erhard von Nürnberg hielt sich längere Zeit in Jena auf, ehe er nach Königsberg ging, um zu den Füßen Kant's selbst dessen Philosophie zu studiren. Ungeachtet diesem seltsamen Mann alle Grazie fremd war, so zog er doch durch seinen ungewöhnlichen Scharfsinn und die Kräftigkeit seines Charakters die Aufmerksamkeit Schiller's auf sich. Reinhold nennt ihn einen Virtuosen des Denkens, und ein Wunder der praktischen Vernunft. Es konnte nicht fehlen, daß bei dieser allgemeinen wissenschaftlichen Aufregung die verschiedenartigsten Charaktere sich hervorstellten. Die Philosophie war Vielen eine Lebensangelegenheit, und Jena, wo dieses rege Leben zuerst erwachte, wurde damals einige Zeit lang der Mittelpunkt der deutschen Kultur. Wie in Frankreich vom Leben aus eine Gedankenumwälzung hervorging, welche sich auf politische Verhältnisse erstreckte, so bewirkte der Königsberger Denker gleichzeitig eine ebenso große Ideenrevolution in wissenschaftlichen Ansichten.

In welchem günstigen Verhältniß Schiller zu dieser großen Zeiterscheinung stand, muß durch unsere bisherige Darstellung klar geworden sein. Sein Geistesgang hatte ihn von selbst unvermerkt dahin geführt, wo es ihm Bedürfniß war, sich über seine theuersten Interessen durch die Kant'sche Lehre vollkommen zu verständigen. Je mehr ihn der Gang der politischen Weltbegebenheit, welche er Anfangs so freudig begrüßt hatte, abstieß, desto geneigter war er, sich in die

Philosophie zurückzuziehen, von welcher ihm, wie ihren begeisterten Anhängern, mit denen er umging, alles andere Wünschenswerthe auszugehen schien. Längst hatte er Kant's Ansichten auf sich wirken lassen, und jetzt nahm er ihre Einflüsse noch begieriger auf. Alle Männer seines nähern Umgangs waren Verehrer der Kant'schen Philosophie oder doch von philosophischem Interesse bewegt. „Wenn Schiller nicht für die neue Philosophie ist", schreibt Baggesen, „so sind gewiß Keine für dieselbe da!" Doch verhinderten ihn einige Zeit lang seine Geschäfte, sie eigens zu studiren. Von seinen Tischgenossen waren es vorzüglich Niethhammer und Fischenich, mit denen er sich über die kritische Philosophie unterhielt, und diese, war bei dem lebhaften Interesse dieser drei Männer ein nie versiegender Quell der edelsten Unterhaltung. Aber außerdem hatte sich in Jena auch ein Klub gebildet, welcher aus dem Mediciner Hufeland, dem Theologen Paulus, dem Botaniker Batsch, dem Chemiker Göttling, dem Kantianer Schmid und dem Philosophen Reinhold nebst Schillern bestand [1]. Man kam alle Mittwoch abwechselnd in dem Hause eines der Theilnehmer zusammen.

Bei dem harten Erdenloose, welches unserm Freunde zugetheilt war, lächelte ihm doch darin sein Geschick, daß es ihm immer solche Freunde zuführte, wie sein Herz oder sein Geist sie gerade bedurfte. Doch ist hierin wenigstens eben so viel Verdienst, als günstige Fügung der äußern Umstände. Seelenverwandte Menschen, welche sein Geist angelockt hatte, wußte sein Herz fest zu halten. Wenn Schiller's Briefwechsel mit Körner bekannt wäre, derselbe würde nicht minder anziehend, als der mit Goethe sein! So stiftete er jetzt auch mit Niethhammer und Fischenich eine Freundschaft, welche durch das ganze Leben dauerte.

Kein bleibendes Verhältniß dagegen bildete sich mit Reinhold, welcher ihn in der ersten Zeit seines Aufenthaltes in Jena mit der Kant'schen Philosophie zuerst näher bekannt gemacht hatte, so daß Schiller ihm damals besonders nahe stand. Reinhold klagt genug darüber in seinen Briefen an

[1] Baggesen's Briefwechsel mit Reinhold, Theil 1, S. 94.

Baggesen. Schon im Anfang des Jahres 1791 sagt er, Schiller sei für ihn jetzt so gut als abwesend, nur noch von vorigen Zeiten her wisse er es, daß er sein Freund sei. Im Januar 1792 äußert er sich, er, Reinhold, kenne Schillern besser, als er von ihm gekannt sei, und seine Schriften müßten ihm, wenn er sie anders lese, wegen ihrer Trockenheit ungenießbar sein. „Schiller läßt mich,“ schreibt er in einem folgenden Briefe, „so viel von seinen Gedanken und Empfindungen wissen, als jeden andern seiner Leser,“ worauf Baggesen antwortet [1]: „Daß Schiller Deine Liebe nicht zur Hälfte erwiedert, thut mir unaussprechlich weh. Am Ende ist dieses Leben doch mit allen seinen Kritiken der Vernunft, Briefen und Theorien darüber, mit allen seinen niederländischen Revolutionsgeschichten und allen seinen Lehrgedichten: Die Künstler betitelt, — mit allem was mir heilig und werth ist, doch ein wahres Teufelleben, und ich halte die Hypothese derjenigen, die da meinen, wir seien schon in der Hölle, für weit weniger ungereimt als jene, die da behauptet, wir würden erst nachher zur Hölle fahren. Das Einzige, was mich abhält, jene Hypothese ganz zu adoptiren, ist — das Einzige, was uns Menschen ewig eine Hölle unmöglich machen wird — die Hoffnung.“ Die Hoffnung eines nähern Verhältnisses mit Schiller ging aber auch später nicht in Erfüllung. „Ich weiß zwar wohl,“ schreibt Reinhold am 23. Januar 1792, „daß mir Schiller gut ist, aber ich kann mich mit der Art und dem Maß der Mittheilung, womit sich vielleicht seine eigentlichen Freunde begnügen, nicht befriedigen. Ich finde in seinem Umgange eben so viel Steifheit, Kälte, Trockenheit, als das Gegentheil von diesem allem in seinen Schriften. Aber wie leicht vergesse ich das, was Schiller mir nicht ist, über dem, was er der Welt, und folglich auch mir, wirklich wird.“ Excursionen in der anmuthigen Gegend Jena's mit den Frauen wurden gemacht; aber sie brachten keine Annäherung zu Stande. „Ich weiß nun,“ klagt Reinhold am 28. März 1792, „daß mich Schiller zwar nicht haßt, [a]ber auch nicht lieben kann, zwar nicht verachtet, aber auch

[1] Briefwechsel mit Reinhold, Theil 1, S. 158.

nicht schätzt. Seine Einsilbigkeit und Kälte hat mir zu wehe gethan, als daß ich mich derselben länger freiwillig hätte aussetzen können, und ich komme nun seit einigen Monaten nicht mehr zu ihm." Und so scheint das Verhältniß fortwährend, bis zu Reinhold's Anstellung in Kiel im Jahr 1794, geblieben zu sein. Noch am 8. März 1793 schreibt er an seinen Freund Baggesen: „Schillern habe ich seit einem Vierteljahre nicht gesehen. Ostern ist's ein Jahr, seit ich in diesem Hause wohne, und Schiller war diese ganze Zeit über nur ein Einziges Mal, und zwar bei Gelegenheit des Kränzchens, bei mir, von welchem wir beide Mitglieder sind, und welches wöchentlich immer bei einem andern gehalten wird. Es ist mir nicht gelungen, zum Genusse seiner Freundschaft zu gelangen; den Besitz hat er mir wohl öfters zugesichert. Er lebt überhaupt sehr isolirt und ich mag mich ihm um so weniger aufdrängen, da es mir gerade an denjenigen Talenten fehlt, durch die ihm die Gesellschaft eines Freundes aufheiternd werden könnte, an Witz und Phantasie. Mir geht immer ein Stich in's Herz, wenn Du mir an ihn, oder Deine Sophie an seine Frau, Aufträge gebt, wobei Ihr voraussetzt, daß uns diese Menschen so gut sind, wie Ihr es seid, und wie wir selbst es herzlich wünschten. — Schiller schreibt keine Zeile, die von mir ungenossen bliebe, und ich kein Buch, das er genießen könnte und irgend bedeutend finden dürfte."

Diese Mittheilungen Reinhold's an seinen Freund Baggesen machen es uns recht anschaulich, welchen hohen Werth gerade die trefflichsten Menschen schon damals auf Schiller's Freundschaft legten. Man bewarb sich um seine Liebe, man war stolz auf seinen nähern Umgang. Schiller aber erschloß sich nur den Menschen, von welchen er sich angesprochen fühlte; allen übrigen, welche sich um seine Freundschaft bemühten, sie mochten sonst auch achtungswerthe Männer sein, kehrte er die kalte verständige Seite seines Wesens entgegen. Hatten nun selbst ausgezeichnete Personen, wie Reinhold, eine solche Begegnung zu erfahren, so zeigte er sich gegen Unbekannte und Fremde, welche ihn nicht besonders interessirten, zumal in späterer Zeit, ganz verschlossen, und Leute, die er geringschätzte, behandelte er sogar mit einer schneidenden Kälte.

Derselbe nüchterne Verstand, welcher oft sein Dichten hemmte, trat in der Gesellschaft von Individualitäten, die ihm nicht zusagten, ganz überwiegend hervor und wehrte von den Schätzen seines Geistes und Herzens alle Unberufene ab. Die Liebenswürdigkeit selbst in vertrautern Kreisen, war er meist ein berechnender Weltmann in größerer Gesellschaft.

Von Reinhold mochte ihn ohne Zweifel dessen Mangel an ästhetischer Ausbildung entfernen; denn ein sittlich-ästhetisches Interesse war es ja allein, was unsern Schiller drängte, seine Zuflucht zu der Philosophie zu nehmen.

Bald fühlte er sich gedrungen, die Ausbeute seiner philosophischen Studien auch der akademischen Jugend mitzutheilen. Schon im Sommer 1790, also im dritten Semester seiner Anstellung, hielt er wöchentlich einmal Vorlesungen über die Tragödie, denen er den Oedipus des Sophokles zu Grunde legte. Er schreibt darüber: „Ich finde viel Vergnügen an dieser Arbeit. Ich entdecke viele Erfahrungen, welche die Ausübung der tragischen Kunst mir verschafft hat, von denen ich selbst nicht wußte, daß ich sie hatte. Zu diesen suche ich den philosophischen Grund, und so ordnen sie sich unvermerkt in ein lichtvolles, zusammenhängendes Ganze, das mir viele Freude verspricht. Ich habe doch so jede Woche eine aufgeheiterte Stunde an einem Orte, wo sonst nicht sehr viel zu erwarten ist."

Man sieht aus diesem letzten Zusatz, daß er schon sehr frühe anfing, den Geschmack an seinen geschichtlichen Vorlesungen zu verlieren, von denen er, trotz des Beifalls und ungeachtet der mühsamen Präparationen auf dieselben, in seinem Innern selten befriedigt sein mochte. Er war eigentlich für eine erörternde, nicht für eine erzählende Mittheilung geschaffen.

Aus diesen Vorlesungen sind die beiden Aufsätze: „Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen," und „Ueber die tragische Kunst," hervorgegangen. Sie sind das erste, was Schiller über philosophische Aesthetik, und zwar im Jahr 1792, drucken ließ. „Schiller's Abhandlung über die tragische Kunst im ersten Heft seiner Neuen Thalia,

rd Dir Freude machen," schreibt Reinhold an Baggesen [1],
u wirst mit Ueberraschung gewahr werden, wie tief dieser
underbare Genius in den Geist der Kritik der Urtheilskraft
nd der praktischen Vernunft eingedrungen ist, bevor er noch
e Kritik der theoretischen Vernunft studirt oder auch nur
elesen hat. Gewiß ist es das Beste, was über die vim tra-
icam in irgend einer Sprache geschrieben ist." Wir müssen
och weiter gehend behaupten, daß beide Aufsätze auch vor
em Studium der beiden anderen Hauptwerke Kant's verfaßt
nd. Es weht in ihnen ein Kant'scher Geist, wie Schiller
hn aus dem Umgang mit denkenden Männern der neuen
Schule in sich aufnahm oder ihn aus Kant's kleinern Schrif-
ten schöpfte; aber sie sind noch frei von Kant's Formelsprache
und greifen nicht in dessen Theorie des Schönen ein. Weil
Schiller eine große Wahlverwandtschaft zur Denkweise des
Königsberger Weisen hatte, war er schnell mit ihr bekannt.
Es brauchten ihm nur einzelne Ideen angeboten zu werden,
die er in seinem Innern weiter verfolgen und ganz im Sinne
Kant's ausbilden konnte. Und überhaupt ist auch die tiefste
Philosophie um so leichter verständlich, je mehr Wahrheit sie
enthält. Denn um so mehr findet sie Anklang in uns selbst,
und der in uns wirkende Geist legt uns ein richtiges System
nach der Wahrheit aus, die er in sich selbst trägt und von
welcher jede angebotene Wahrheit immer nur ein Analogon
sein kann.

Wir werden beide Aufsätze, welche uns zu dieser Bemer-
kung Gelegenheit gegeben haben, später im Zusammenhang
mit anderen näher betrachten. Hier erwähnen wir nur noch,
daß Schiller in der Abhandlung über die tragische Kunst da,
wo er von der Gewalt des Menschen über seine Affekte, und
von dem Vergnügen des Mitleids spricht, zuerst die Kant'-
sche Weisheit rühmt. „Daher der hohe Werth einer Lebens
philosophie," sagt er [2], „welche in uns durch stete Hinweisur
auf allgemeine Gesetze das Gefühl für unsere Individuali

[1] Briefwechsel, Theil 1, S. 151.
[2] Schiller's Werke in E. Bd., S. 1175. 1. m. (Oktavausg.
S. 536).

entkräftet, im Zusammenhang des großen Ganzen unser kleines Selbst uns verlieren lehrt, und uns dadurch in den Stand setzt, mit uns selbst wie mit Fremdlingen umzugehen. Diese erhabene Geistesstimmung ist das Loos starker und philosophischer Gemüther, die durch fortgesetzte Arbeit an sich selbst den eigennützigen Trieb zu unterjochen gelernt haben."

Indem er in diesen Worten die Kant'sche Philosophie preis't, spricht er nicht zugleich von sich selbst? — Gewiß, der Gang des tiefsten Geistes trifft mit der wahren Weisheit immer zusammen, und die gründliche Analyse eines ausgezeichneten Menschen, wie Schiller's, hat deßwegen einen hohen Werth, weil sie uns zugleich die erhabenste Philosophie entwickelt.

Wegen dieser Untersuchungen über die Tragödie las er die Poetik des Aristoteles. Wie er gerne an seinen Beschäftigungen Andere Theil nehmen ließ, übersetzte er seiner Frau und Schwägerin oft Stellen aus dieser Schrift. Er fühlte sich durch die liberalen Kunstansichten des griechischen Denkers bestärkt und gehoben. „Mit Bestimmtheit und Festigkeit, urtheilt er [1], dringe Aristoteles auf das Wesen, und fordere nicht mehr, als aus der Natur der Sache fließe; über alle äußere Dinge sei er so lax, als man sein könne. Er spreche aus einer sehr reichen Erfahrung und Anschauung heraus, und habe eine ungeheure Menge tragischer Vorstellungen und glücklich gewählter Muster vor Augen, was seine empirische Aussprüche zu allgemeinen Gesetzen erhebe. Denn in dem Buche sei durchaus nichts Spekulatives, keine Spur von irgend einer Theorie."

Mitten in dieser vielfachen Thätigkeit für Philosophie und Geschichte, und in dem glücklicheren Zustande, dessen er sich seit Kurzem erfreute, traf den trefflichen Mann ein harter Schlag. Die Natur hatte ihn mit keiner starken Körperkonstitution ausgerüstet, und in der Karlsschule war seine Gesundheit keineswegs befestigt worden. Ob vielleicht einzelne Unregelmäßigkeiten im Lebenswandel das Uebel steigerten, kann aus Mangel an Nachrichten nicht bestimmt angegeben

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Theil 2, S. 73.

werden. Sitzen, Anstrengung, Nachtwachen und selbst die Versuche, die er bisweilen machte, sich abzuhärten, schwächten seinen Körper noch mehr. Der Verkältung war er wegen seiner eingezogenen Lebensweise sehr ausgesetzt. Besonders aber scheint sein übermäßiges, und zum Theil genußleeres Arbeiten für Geschichte in Weimar und Jena seine Gesundheit untergraben zu haben.

Im Anfange des Jahres 1791 war er mit seiner Frau und Schwägerin auf Besuch bei dem Koadjutor Dalberg in Erfurt. Nach einem Konzert im Stadthause, welchem er beigewohnt, ward er beim Abendessen von einem heftigen Fieber angefallen. Erst nach einigen Tagen war er so weit hergestellt, daß er wieder nach Jena zurückreisen konnte. Kaum aber war er hier angelangt, so ergriff ihn eine heftige, lebensgefährliche Brustkrankheit.

Wieland bezeugt, es sei nur allzugewiß, daß der angestrengte Eifer, womit Schiller in diesem Winter an der Fortsetzung der Geschichte des dreißigjährigen Krieges arbeitete, wobei im Aufsuchen, Durchlesen, Vergleichen und Prüfen aller Quellen, so wie im Bearbeiten der gesammelten und geordneten Materialien eine ununterbrochene Spannung aller Geisteskräfte erforderlich gewesen sei, ihm hauptsächlich diese Krankheit zugezogen habe [1].

Jetzt zeigte sich die Liebe, die Verehrung recht, die er in Jena genoß. Viele seiner Zuhörer boten sich wetteifernd zur Pflege und Nachtwache bei dem Kranken an. Der junge Hardenberg, später unter dem Namen Novalis als Dichter bekannt, trat damals zuerst in ein vertrauliches Verhältniß zu ihm. Der Jüngling sollte sich für den höheren Staatsdienst vorbereiten, aber spätere Begegnisse zogen ihn ganz von einer Beschäftigung und Laufbahn ab, welcher sein poetischer und religiöser Sinn widerstrebte. Ein anderer Studirender, Gustav von Adlerskron, von Liefland, machte sich der Schiller'schen Familie, durch die Umsicht und Zartheit, womit er Schiller's

[1] Historischer Kalender für Damen für 1792. Vorrede von Wieland, Seite 5.

Wartung sich angelegen sein ließ, so werth, daß er ihr Hausfreund wurde. Er genas von der augenblicklichen Gefahr durch seinen trefflichen Arzt Starke, aber beängstigende Brustkrämpfe blieben zurück. Sein körperlicher Zustand war für seine — ganze Lebenszeit zerrüttet. Er wurde nie mehr vollkommen gesund. Bisher war Schiller's Leben eine Unterdrückungs- und Armuthsgeschichte, von jetzt an wird sein Leben eine Krankheitsgeschichte.

Die öffentlichen Vorlesungen mußten unterbleiben. Zu Privatvorträgen über Aesthetik sammelte er so viele Zuhörer, als sein Zimmer fassen konnte. An der Geschichte seines dreißigjährigen Krieges für den Damenkalender des nächsten Jahres konnte er nicht weiter arbeiten. Vermuthlich strengten ihn historische Studien am meisten an, weil seine Neigung seinen Fleiß hier nicht unterstützte. Die Uebersetzung der Aeneide des Virgil beschäftigte ihn in guten Stunden. Die Kraft seines Geistes erhielt sich auf wunderbare Weise. Alle leidensfreie Tage waren heiter, alle heitere führten ihn zur Thätigkeit zurück. Die Gefahr, in welcher er schwebte, und die er wohl erkannte, suchte er den Seinigen zu verbergen.

Kaum war ihm wieder ein ernsteres Arbeiten gestattet oder möglich, so wandte er sich, und zwar jetzt zuerst, Anfangs März 1791, zum Studium Kant's. Welches vollgültigere äußere Zeugniß kann einer Philosophie gegeben werden, als wenn ein helldenkender Geist in den Tagen der körperlichen Leiden, am Rande des Grabes, sich zu ihr wendet, und in ihr eine dauernde Erhebung und Beruhigung findet? Mit diesem sittlichen Interesse verschlang sich bei ihm noch ein ästhetisches Bedürfniß. „Die Kritik," schreibt er an Körner, „muß mir jetzt den Schaden ersetzen, den sie mir zugefügt hat. Und in der That hat sie mir geschadet; denn die Kühnheit, die lebendige Gluth, die ich hatte, ehe mir noch eine Regel bekannt war, vermisse ich schon seit mehreren Jahren. Ich sehe mich jetzt erschaffen und bilden, und ich beobachte das Spiel der Begeisterung, und meine Einbildungskraft beträgt sich mit minderer Freiheit, seitdem sie sich nicht mehr ohne Zeugen weiß. Bin ich aber erst so weit, daß mir Kunstmäßigkeit zur Natur wird, wie einem wohlgesitteten

Menschen die Erziehung, so erhält auch die Phantasie ihre vorige Freiheit wieder zurück, und setzt sich keine andere, als freiwillige Schranken.“ Er fühlte seinen poetischen Trieb durch die Reflexion gehemmt und in seinen Wirkungen gebrochen. Dem liebevollen Schaffen stand das zersetzende Denken feindselig im Wege, und verscheuchte das poetische Bild, welches, wie Schiller sagt, nur in einer glücklichen Stimmung des vorübergehenden träumenden Wahnwitzes geboren wird [1]. Diese Hindernisse konnten nicht anders als durch Kultur beseitigt werden. Es stand zu erwarten, daß wenn dem reflektirenden Verstande sein volles Recht zu Theil geworden wäre, sich das Gleichgewicht der inneren Kräfte wieder herstellen werde. Besonders seit der Bekanntschaft mit den Griechen und seinem Umgange mit Wieland war es ihm deutlich geworden, daß sein Ausdruck nicht natürlich, einfach, leicht und klar genug sei. Er mußte den Grund dieser Mängel in Verhältnissen seiner intellektuellen Ausbildung suchen. Wenn er erst mit seinen Ideen im Reinen war, flossen ihm die Gedanken beim Dichten freier zu; wenn er sich mit sich selbst verständigt hatte, war er zur Natur zurückgekehrt.

Philosophische Durchbildung war die letzte Aufgabe, die er noch zu lösen hatte, ehe er wieder Dichter wurde.

Mit entschiedenem Ernste fing er das Studium der Kritik der Urtheilskraft an. Bei seiner wenigen Bekanntschaft mit philosophischen Systemen, äußert er sich gegen Körner, würden ihm die Kritik der reinen Vernunft und selbst einige Reinhold'sche Schriften jetzt noch zu schwer sein und zu viel Zeit wegnehmen. Weil er aber über Aesthetik selbst schon viel gedacht habe und empirisch noch mehr darin bewandert sei, so komme er in der Kritik der Urtheilskraft weit leichter fort; auch lerne er hierdurch gelegenheitlich viele Vorstellungsarten der Vernunftkritik kennen.

Bald wurde er durch den neuen, lichtvollen und geistreichen Inhalt des unsterblichen Werkes so hingerissen, daß er den Entschluß aussprach, nicht eher abzulassen, bis er die Kant'sche Philosophie ergründet hätte, wenn ihn dieß auch

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Theil 2, S. 9.

drei Jahre kosten sollte. Er dehnte in der Folge auch wirklich sein Studium auf Kant's Kritik der praktischen Vernunft aus. Aber das theoretische Fundamentalwerk dieses Denkers durchzuarbeiten, fehlte es ihm an Zeit und auch an Sinn. Als er sich ästhetisch und sittlich orientirt hatte, kehrte er zur Darstellung und Ausübung zurück.

Die Kant'schen Ideen suchte er sich sogleich selbstständig anzueignen. Ihm konnte jedes philosophische Buch nur ein Anlaß sein, selbst die Wahrheit aus sich zu entwickeln. Ein bloßes Notiznehmen kam ihm geringfügig vor; ein bloßes Lernen war ihm eine geistige Marter. Das überwiegende Aufnehmen positiver Kenntnisse hatte ihm ja eben die Geschichte verleidet. Um das Gelesene sogleich in sein Eigenthum zu verwandeln, entwarf er sich für den Winter von 1791 auf 1792 den Plan zu einem Kollegium über Aesthetik, in welchem er seine neuen Ideen vortragen wollte. Ein so praktischer Geist, wie Schiller war [1], denkt bei allen seinen Studien immer sogleich an die Anwendung, an das Lehren und Schreiben. „Auch ist es nöthig," schreibt er, „daß ich auf alle Fälle ein Kollegium ganz durchdenke und erschöpfe, damit ich in diesem Sattel gerecht bin, und auch, um mit Leichtigkeit, ohne Kraft- und Zeitaufwand, etwas Lesbares für die Thalia zu jeder Zeit schreiben zu können."

Diese Absicht ward auch verwirklicht. Die neue Thalia, zu welcher der Unermüdliche selbst in diesen Tagen der Krankheit die Idee entwarf, enthielt in dem Jahr 1793 die Erstlinge seiner Kant'schen Studien. Die erste Abhandlung war: Anmuth und Würde [2], auf welche noch zwei andere: Vom Erhabenen, und: Zerstreute Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegenstände, folgten. Wir werden die drei Aufsätze

[1] Vergleiche Theil 1, S. 54, 165 und sonst.

[2] Frau von Wolzogen sagt (Theil 2, S. 100), diese Abhandlung sei in der ersten Ausgabe dem Koadjutor Dalberg mit den Zeilen des Milton gewidmet gewesen: „Was du hier siehst, edler Geist, bist du selbst." In der Thalia (der ersten Ausgabe) findet sich nichts von einer Dedikation. Frau von Wolzogen denkt vielleicht an die Stanzen, die Schiller seinem an Dalberg geschickten Exemplar des Wilhelm Tell zur Begleitung mitgab. (Schiller's Werke in E. Bd., S. 103, 2. u., Oktavausgabe B. 1, S. 513).

am Ende dieses Theiles im Zusammenhang mit einander und mit den frühern erörtern und beurtheilen.

Aber er wollte seine jetzigen Studien noch zu einem andern Zwecke benutzen. Er verabredete im Frühjahre 1792 mit seinem Freunde Körner den Plan zu Briefen über den Werth des Schönen für die Ausbildung des Menschen, aus welcher Idee zwei Jahre später die Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechtes hervorgingen [1]. Sie sollten zwischen Schiller und Körner wirklich gewechselt werden. Man verständigte sich daher im voraus über das Ziel, in dem man endlich zusammentreffen müßte, und sprach auch schon davon, daß es wünschenswerth sei, wenn die Korrespondirenden eine gleichmäßige Sprache führten. Es war also von vornen herein auf den Druck abgesehen, und diese ästhetischen Briefe sollten ein Gegenstück der philosophischen Briefe zwischen Raphael und Julius werden [2].

So machte Schiller jedes wissenschaftliche Bemühen, so wie jedes literarische Erzeugniß zu einem Werk des Lebens. Als er die Kant'sche Philosophie studirte, dachte er sich sogleich ein Kollegium über sie aus, entwarf Ideen zu Abhandlungen über seine Thalia, wollte einen ästhetischen Briefwechsel mit Körner eröffnen, unterhielt sich mit seinen Freunden immer über philosophische Gegenstände, und da er seinen Hausgenossinnen sogar aus dem trockenen Aristoteles übersetzte, sollen wir nicht annehmen, daß er ihnen auch häufig aus Kant's Kritik der Urtheilskraft bedeutende Stellen vorlas? Aber eben weil er alles in's Leben hineinlegte, deßwegen ist bei ihm alles so lebendig. Von Schule, Stubengelehrsamkeit, trockenem Fleiß finden wir keine Spur.

Wie er alles auf die Philosophie bezog, beweis't ein erst kürzlich zuerst gedruckter Brief an seinen früheren Kollegen Fischenich, welcher damals als Professor der Rechte nach Bonn gegangen war, wo er das neue Evangelium der Kantschen Philosophie namentlich in seinen Vorlesungen über Natur- und Staatsrecht zuerst verbreitete; er ward später nach Berlin

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Theil 2, S. 81 f.

[2] Siehe Theil 2, S. 37.

versetzt, und starb im Jahr 1831 als geheimer Oberjustizrath. Der Brief, welchen ich hier vollständig mittheile, ist am 11. Februar 1793 in Jena geschrieben [1].

„Sie haben uns durch Ihren Brief aus einer großen Unruhe und Ungewißheit gerissen, liebster Freund, in die Ihr langes Stillschweigen uns versetzt hatte. Keinen von allen den Briefen, deren Sie erwähnen, haben wir erhalten. Ein Brief von Frankfurt war das einzige, was von Ihnen in unsere Hände kam. Ich konnte mich um so weniger entschließen, Ihnen auf's Gerathewohl zu schreiben, weil auch Göritz uns nichts von Ihnen zu sagen wußte, und es also mehr als wahrscheinlich war, daß die Briefe unsicher gingen. Mag es indessen sein! Es ist nur gut, daß ich endlich doch weiß, daß Sie leben, daß Sie thätig und zufrieden sind. Ihre glückliche Eröffnung der Vorlesungen und die gute Aufnahme der Kant'schen Philosophie bei Lehrern und Lernenden freut mich gar sehr. Bei der studirenden Jugend wundert es mich übrigens nicht sehr; denn diese Philosophie hat keine andere Gegner zu fürchten, als Vorurtheile, die in jungen Köpfen doch nicht zu besorgen sind. Offenbar spricht dieser Umstand sehr für die Wahrheit derselben."

„Ich kann mir denken, wie viel Freude es Ihnen machen muß, Ihre Ideen auszustreuen, und auch schnell aufkeimen und gedeihen zu sehen. Bei der Bestrebung, sie andern klar zu machen, werden Sie die schwersten Begriffe simplificiren, und eben dadurch auf neue Beweise und Ableitungen derselben geführt werden. Ich bin sehr begierig, Ihre Antrittsrede zu lesen; auch von dem Eindruck, den sie machte, möchte ich gern recht viel von Ihnen hören. Die völlige Neuheit Ihres Evangeliums in Bonn muß sehr begeisternd für Sie sein. Hier hört man auf allen Straßen Form und Stoff erschallen, man kann fast nichts Neues mehr auf dem Katheder sagen, als wenn man sich vornimmt, nicht Kantisch zu sein."

[1] Dieser Brief ist dem vorjährigen Jahrgange der „Rheinischen Provinzialblätter" entlehnt. In dem Nachlasse Fischenich's befand sich eine bedeutende Anzahl von Schiller'schen Briefen, die jetzt zerstreut sind. Zu welchem Dank würden mich ihre Besitzer oder die Inhaber anderer Schiller'scher Briefe durch deren Mittheilung verpflichten! —

„So schwer dieses unser einem ist, so habe ich es doch wirklich versucht. Meine Vorlesungen über Aesthetik haben mich ziemlich tief in diese verwickelte Materie hineingeführt, und mich genöthigt, mit Kant's Theorie so genau bekannt zu werden, als man es sein muß, um nicht mehr bloß Nachbeter zu sein. Wirklich bin ich auf dem Weg, ihn durch die That zu widerlegen, und seine Behauptung, daß kein objektives Prinzip des Geschmackes möglich sei, dadurch anzugreifen, daß ich ein solches aufstelle. Ich bin, seitdem Sie weg sind, der Philosophie sehr treu geblieben, ja weil alle andere Zerstreuungen durch schriftstellerische Arbeiten aufgehört haben, so habe ich mich der Theorie des Geschmackes ausschließend gewidmet. Ich habe Kant studirt und die wichtigsten anderen Aesthetiker noch dazu gelesen. Dieses anhaltende Studium hat mich auf einige wichtige Resultate geführt, von denen ich hoffe, daß sie die Probe der Kritik aushalten werden. Anfangs wollte ich meine neuen Ideen über das Schöne in einem philosophischen Gespräch herausgeben, da aber indessen meine Plane sich erweitert haben, so will ich mir mehr Zeit dazu nehmen, und meine Ideen völlig aufkeimen lassen. Ist etwas davon in Ordnung gebracht, so sollen Sie es lesen und beurtheilen."

„Schmidt, höre ich, wird auf Ostern hier angestellt; Döderlein's Stelle ist auch noch nicht besetzt, ich weiß aber nicht, wer sie bekommen soll. Für meinen Umgang habe ich an einem neuen Landsmann, M. Gros, der bei dem Prinzen von Wirtemberg Hofmeister gewesen ist, eine sehr gute Eroberung gemacht. Es ist ein sehr heller Kopf, der besonders in der Kant'schen Philosophie vortrefflich zu Hause ist. Von den hiesigen Schwaben, Paulus selbst mit eingeschlossen, kommt ihm an Sagacität keiner gleich. Von Reinhold hält er nicht viel, besucht auch seine Kollegien nicht. Er studirt Jurisprudenz und wird nächsten Sommer nach Göttingen gehen. Mit meiner Gesundheit ist es noch immer das Alte, weder besser noch schlimmer. Indessen habe ich mir Glück zu wünschen, daß meine Fieberperiode, wie es scheint, doch glücklich vorbeigegangen ist. Thätigkeit söhnt mich mit der traurigen Existenz aus, wozu mein kranker Körper mich verurtheilt.

An unserem Zirkel hat sich nicht viel verändert, außer daß Gros ihn vermehrt hat. Im Frühjahr ziehen wir in den Garten, wo dann auch die übrige Tischgesellschaft ganz aufgehoben wird. Ich werde dafür an meiner zweiten Schwester, die ich kommen lasse, eine Vermehrung der Gesellschaft erhalten. Ich vermisse es oft mit Leidwesen, daß der Name Bonn nicht mehr in meinem Zimmer erschallt."

„Der Krieg und Ihre Nachbarschaft macht mir bange für Ihre Ruhe, und noch mehr für Ihre Gesundheit. Könnten Sie doch, wenn es so bunt durch einander geht, sich aus dem Gewühl losmachen und zu uns kommen; denn dieses Kriegselend hebt alle Möglichkeit auf, daß wir Sie besuchen."

„Meine Frau wird Ihnen selbst schreiben; auch Göritz hat versprochen, etwas beizulegen. Meine Schwägerin, die jetzt hier ist, empfiehlt sich Ihrem Andenken. Lassen Sie uns ja bald wieder einige Worte von sich hören, und vergessen Sie nicht Ihren Sie ewig liebenden Freund Schiller."

---

## Siebenzehntes Kapitel.

Körperliches Leiden. Besuch des Karlsbades. Baggesen. Todesfeier zu Hellebeck. Jahrgehalt durch den Prinzen von Augustenburg und den Grafen von Schimmelmann. Reise nach der Heimath. Plan der Horen.

Wie Schiller als Jüngling in der Karlsschule seine Lieblingsneigung nur spärlich im Kampfe mit dem harten Zwange befriedigt hatte, so konnte er jetzt jede frohe Stunde, jeden schönen Tag nur als eine Pause seiner Krankheit ansehen, und er war nie sicher, daß schwere Brustkrämpfe seine Thätigkeit aufhoben. Die Menschen ließen ihn in Ruhe, aber die Hand des Schicksals lag schwer auf ihm. Er glich dem schwedischen Helden seines dreißigjährigen Krieges, welcher von der Sänfte aus Heere befehligte und glänzende Siege erfocht. Hatte sich bisher seine Geisteskraft im Kampf gegen den Druck von Menschen und Verhältnissen bewährt, so mußte sie jetzt gegen einen inwohnenden Feind gerichtet sein. Ein Uebel überlieferte ihn dem andern größern Uebel, und es sollte dem Besten der Menschen nicht wohl werden auf Erden. Ein hoher Sinn, ein edles Streben, eine ungetrübte Heiterkeit bei einem immer wiederkehrenden, gefahrvollen und quälenden Leiden des Körpers — ist zwar vielleicht kein Gegenstand für die poetische Darstellung, aber im Leben ein erhabener Anblick.

Bei einem Besuche in Rudolstadt im Juni des Jahres 1791 erlitt er einen harten Anfall, in welchem er sich entschieden dem Tode nahe glaubte. Mit männlicher Fassung suchte er die Seinigen zu beruhigen. Aus Kant's Kritik der Urtheilskraft ließ er sich durch seine Schwägerin bedeutende Stellen vorlesen, in denen er die Erhebung und Stärke der Seele festhielt. Denn jedes Buch, jedes Wort des Geliebten tröstet und erhebt uns ja nur dadurch, daß es uns an das erinnert, was wir in uns tragen, und nichts kann der Seele gegeben werden, was sie nicht schon besser besitzt. Die hoffenden Worte vom Munde der Schwester nahm er gelassen auf. „Dem allwaltenden Geiste der Natur müssen wir uns ergeben," sagte er, „und wirken, so lange wir es vermögen." Als ihm die Sprache schwer zu werden anfing, griff er nach dem Schreibzeug und schrieb: „Sorget für eure Gesundheit; man kann ohne das nicht sein [1]."

Wir besitzen aus dieser Zeit noch einen nach Rudolstadt gerichteten Brief Wieland's an Frau Schiller [2]. „Ich müßte Sie, theuerste Freundin," sagt er unter anderm, „in mein Herz sehen lassen können, wenn ich Ihnen die Wärme und Innigkeit des Antheils, den ich an Ihrem Schiller nehme, sollte zeigen können." Er meint dann, daß Ruhe des Geistes und gänzliche Enthaltung von aller auch nur mit einiger Anstrengung verbundenen Beschäftigung nothwendige Bedingungen zur Erhaltung eines vielen Tausenden so theuern und wichtigen Lebens seien; und will, daß sich Schiller wenigstens für dieses Jahr von der Fortsetzung des dreißigjährigen Krieges losmache.

Die Krämpfe ließen durch die Mittel des geschickten Arztes nach. Sein Zustand besserte sich, er glaubte wieder an ein längeres Leben, machte Plane und las viel in den schlaflosen Nächten. Besonders richtete er damals zuerst sein Augenmerk auf einen Zweig der Literatur, welcher dem philosophischen Betrachter der menschlichen Natur die interessantesten Aufschlüsse gibt — auf Reisebeschreibungen. Die Einheit

[1] Leben Schiller's von Frau von Wolzogen, Theil 1, S. 83 f.

[2] Auswahl von Briefen berühmter Personen von Direktor Wyttenbach, im Programm des Gymnasiums zu Trier vom Jahr 1829.

des Menschen und die Mannigfaltigkeit seiner Aeußerungen und Zustände zu beobachten, hatte für ihn einen unendlichen Reiz [1]. Nachdem er diesem interessanten Problem in der Geschichte nachgespürt hatte, verfolgte er es jetzt unter den verschiedenen Himmelsstrichen. Auch später kehrte er bisweilen zu Reisebeschreibungen, so wie zur Geschichte zurück, von denen uns die ersteren den Menschen vorzüglich unter dem mächtigen Einflusse der äußern Natur zeigen, während ihn die letztere vornehmlich im Kampfe mit der Ueberlieferung darstellt.

In dieser Zeit fing, als Folge seiner Krankheit, bei ihm die Unordnung im Wachen und Schlafen an. Zur gehörigen Zeit sich niederzulegen und frühe aufzustehen, war nie bei ihm Gewohnheit geworden. Jetzt aber mußte er, weil er häufig erst gegen den Morgen, oft sogar die ganze Nacht nicht einschlafen konnte, die Ordnung der Natur umkehren, und einen guten Theil des Tages zum Schlafe nehmen. Vor zehn, eilf Uhr konnte er selten das Bett verlassen. So erzeugte sich aus dem ersten Uebel ein zweites, welches beinahe eben so schrecklich war. Er fand, daß ihn oft eher bei einem leichten Geschäft der Schlaf überfiel, als wenn er ihn erwartete, und spielte deßwegen gerne Karten.

Gegen Ende Juni ging er mit seiner Gattin nach Karlsbad, „um seine geschwächten Verdauungswerkzeuge zu stärken," wie Reinhold an Baggesen schreibt, indem er hinzusetzt: „Jetzt ist er so schwach, daß er nicht einmal eine Lektüre wie Peregrinus Proteus, den er sich vorlesen lassen wollte, aushalten kann. Wenn er die Beschwerlichkeiten der Reise übersteht, so glaubt sein Arzt, daß ihm geholfen werde [2]." Er lebte in Karlsbad sehr eingezogen. Fortwährend brütete er über der Idee seines Wallenstein. Sich von poetischen Gebilden zu trennen, das wäre ja die Vernichtung seiner selbst gewesen. Dieses Dramas wegen war es ihm wichtig, durch die Bekanntschaft mit einigen ausgezeichneten östreichischen Officieren der militärischen Welt wieder näher zu treten. Auch besuchte er in Eger das Rathhaus, wo er das Bild

[1] Siehe Theil 2, S. 80 und S. 201 f.

[2] Briefwechsel zwischen Reinhold und Baggesen, Theil 1, S. 56.

Wallenstein's sah, und ließ sich das Haus zeigen, in welchem er ermordet worden war.

Das Bad wirkte so vortheilhaft auf sein Befinden, daß er seinem Verleger Göschen, welchen er unter vielen namhaften Personen hier traf, die Fortsetzung seines dreißigjährigen Krieges für den Damenkalender des nächsten Jahres (1792) versprach — was er aber, wie wir wissen, nur zum Theil erfüllen konnte [1]. „Der Himmel belohne Sie," schrieb der treue Wieland auf diese Nachricht an Göschen [2], „durch die glücklichsten Wirkungen, die Sie von dem Karlsbade nur immer wünschen und erwarten können, für die Freude, die Sie meinem Herzen durch die Nachricht von den hoffnungsreichen Aussichten zur Wiederherstellung unseres vortrefflichen Schiller gegeben haben. Mit der lebhaftesten Ungeduld sehe ich die Bestätigung dieses Evangeliums für mich und alle, die, wie ich, den unschätzbaren Werth unseres Freundes zu fühlen und zu erkennen fähig sind, entgegen."

Sein Leiden, die Gefahr, in welcher sein Leben schwebte, diente recht dazu, die begeisterte Liebe der Menschen an den Tag zu heben. Nach seiner Zurückkunft in Jena im September sollte er dieß selbst erfahren.

Zu Schiller's enthusiastischen Verehrern gehörte auch der Däne Jens Baggesen. Auf seiner Rückreise von der Schweiz im Jahr 1790 mit seiner jüngstangetrauten Frau hatte er sich in Weimar und Jena einige Tage aufgehalten, mit Reinhold eine Freundschaft auf's Leben geschlossen und auch Schiller kennen gelernt, dessen Persönlichkeit in ihm einen unvertilgbaren Eindruck zurückließ. In Kopenhagen angekommen, theilte er seine Begeisterung für Schiller's Werke seinen hohen Gönnern, Wohlthätern und Freunden, dem Christian Friedrich Herzog von Augustenburg und dem Minister Grafen Ernst von Schimmelmann nebst deren Gemahlinnen mit. Baggesen war eine, alles Schöne und Gute im Leben vermittelnde Natur, und es war ihm Herzensbedürfniß die, welche er liebte und schätzte, einander nahe zu bringen; Augustenburg und

[1] Siehe Theil 2, S. 182 f.

[2] Wieland's Leben von Gruber, B. 4, S. 227.

Schimmelmann, zwei hochstehende Männer, welche die politischen und philosophischen Ideen, von denen jenes Jahrzehend durchdrungen war und welche sich in dem Leben Baggesen's verschwisterten, in sich aufgenommen haben. „Wenn dieser Prinz uns nicht gewiß ist," schreibt Baggesen an Reinhold, „so können alle jetzige und im nächsten Jahrhundert künftige Posa's sich mit allen ihren Planen nach dem Tollhause begeben, denn eine Seele wie die seinige wiederholt die Natur selten unter Millionen, und vielleicht nie unter Hunderten. Nein, es wäre Blasphemie, sich diesem Gedanken zu überlassen! Sein Sie nur ruhig, mein Reinhold! er ist, wird und bleibt der Unsrige. Seine Lage ist hier ein wenig anders doch, als die des Don Karlos in Madrid. Er ist aber unendlich mehr, als Karlos. Wann war aber der Weltbürger, der Freiheit und Gleichheit, Aufklärung und allgemeines Menschenglück thätig liebt, an einem Hofe in einer bequemen Lage?" Die Frauen dieser drei Männer theilten ihre Gesinnungen, und Schiller war einer der Schutzheiligen dieses schönen Bundes. Baggesen las dem Prinzen von Augustenburg, der anfangs sehr gegen Schiller eingenommen war, dem Grafen von Schimmelmann, den Frauen Don Karlos und die spätern Schriften Schiller's vor. Alle waren entzückt.

Es war im Juni 1791, wo Baggesen sich wieder nach Herzenslust in die Schiller'schen Schriften vertiefte, und so oft er etwas vorlesen sollte, griff er nach Schiller. Man war ganz im Schiller'schen Ton und Andenken; eine kleine Reise nach Hellebeck war verabredet, Baggesen hatte die Schiller'schen Werke dahin schon vorausgeschickt, man freute sich, an diesem entzückenden Orte, fern von der Stadt, am donnerrollenden Weltmeer, die Ode: An die Freude, zu singen. Alles war bereit, und Baggesen mit seiner Gattin war eben im Begriff nach Seelust zu fahren, wo er die Schimmelmann'sche Familie abholen wollte, da erhielt er ein Billet von der Gräfin, die Reise müsse unterbleiben — Schiller sei gestorben. Er war wie vom Blitze getroffen, er stürzte halb erstarrt in die Arme seiner Sophie, die Mitgefühl für seine Verzweiflung hatte. Es schien ihm, als hätte die Menschheit

einen ihrer ersten Erzieher verloren. Er setzte sich hin, an seinen Reinhold zu schreiben:

„Ich kann Ihnen nicht beschreiben, theuerster Reinhold! wie meine ganze Seele zittert, wie mein Herz blutet bei der schrecklichen Nachricht, die ich diesen Augenblick erhalte — und, mein Gott! wie wird Ihnen zu Muthe sein? Ist's möglich? unser Schiller ist gestorben? Ich kann es noch immer nicht glauben — ob ich es schon fühle. — Trösten Sie mich über den Verlust von Mirabeau und den noch empfindlichern von Schiller! — O was haben wir an diesem seltenen Geiste verloren! Er stieg herrlich den Dichterhimmel hinauf, was würde er in seinem Meridian geworden sein! Welche schöne Hoffnungen sind mir vereitelt worden. Ich hoffte sehr viel von Schiller. Aber die Erde scheint noch nicht reif für reife Geister zu sein — der Baum ist noch nicht stark genug, um seine Früchte zu tragen. Wie hätte ich mich darauf gefreut, die neuern Revolutionen von Schiller gemalt zu sehen. O, warum mußte dieser Raphael vor seiner Transfiguration sterben!"

„Ich wußte wohl, daß ich diesen außerordentlichen Mann liebte — aber jetzt fühle ich erst ganz, wie theuer er mir gewesen ist, wie sehr er mir die Erde durch seine Existenz verschönert hat, und wie groß der Theil des Interesses für dieß Leben, das er mir gab, gewesen ist. — O, sammeln Sie seine **Postuma**, und sorgen Sie, daß nichts verloren geht. Jede Zeile von Schiller ist interessant, und wenn er je was Schlechtes, was ich unmöglich glaube, geschrieben hat, ist auch dieses interessant. Er war Deutschlands Shakspeare — oder vielmehr, er war Deutschlands Schiller. — **O! commercia coeli!** was sind alle Bande der physischen Natur dagegen: Es stirbt uns ein Vater, ein Bruder — und unser Herz wird zerrissen — hier aber blutet das, was unsere Herzen überlebt. — Daß der Schauspieldichter in ihm gestorben ist, kann ich vielleicht vergessen lernen, aber daß Deutschlands erster — und vielleicht aller künftigen erster — Geschichtschreiber nicht mehr ist, das werd' ich nie — nie verbluten. — Je genauer ich die Riesenschritte dieses urkräftigen Genius in den Spuren seines kurzen aber majestätischen Vorübergehens

auf unserer Erde betrachte und messe, desto herrlicher schwebt vor mir das Bild dessen, was er hätte werden können, wenn noch reifere Menschenkenntniß und Erfahrung, vortheilhaftere Umstände, vollkommene Geistes- und Gemüthsruhe einst in's Gleichgewicht mit seinen, vielleicht keines Zweiten Geisteskraft nachstehenden Fähigkeiten gekommen wären."

Es war ihm unmöglich, in dieser Stimmung zu Hause zu bleiben. Er setzte sich mit seiner Frau in den Wagen und fuhr im Sturm und Regen nach Seelust zum Grafen Schimmelmann. Hier fanden sie Trost in der Theilnahme. „Wir haben nach Hellebeck gehen wollen," sagte der Graf, „um in aller Munterkeit Schiller's Ode an die Freude zu singen — jetzt wollen wir trotz dem schlechten Wetter hingehen, und sie in aller Wehmuth von Ihnen vorlesen hören." Sogleich wurde angespannt, und man fuhr fort. Der Minister Schubert in Haag, nebst seiner Gemahlin, die diesem Kreise angehörten, machten die Fahrt mit.

Man kam in Hellebeck an, einem fünf und eine halbe Meile nördlich von Kopenhagen gelegenen Orte, am Ufer des Meeres, dem Kullen, einem der höchsten schwedischen Felsen, gegenüber. „Es ist der romantischste, erhabenste, naturgrößeste Ort," bezeugt Baggesen, „welchen man diesseit der Alpen finden kann." Hier waren sechs sich liebende, für das Gute begeisterte Menschen beisammen in herzinnigem Vereine. Das Wetter hatte sich aufgeklärt, und der heiterste Himmel lachte bald auf sie herab. Baggesen fing an zu lesen: „Freude! schöner Götterfunken" — und Klarinetten, Hörner und Flöten fielen ein, denn so war es von Schimmelmann und Baggesen ohne der Andern Wissen veranstaltet worden. Alle wurden wie durch einen Zauber hingerissen, im Chor mitzusingen. Als man fertig zu sein glaubte, fuhr Baggesen fort die Verse zu lesen, die er selbst hinzugedichtet hatte:

Unser todter Freund soll leben!
Alle Freunde stimmet ein!
Und sein Geist soll uns umschweben
Hier in Hellas' Himmelhain.

Chor.

Jede Hand emporgehoben!
Schwört bei diesem freien Wein:
Seinem Geiste treu zu sein
Bis zum Wiedersehn dort oben!

Aller Augen schwammen in Thränen. Jetzt erschienen vier Knaben und eben so viele Mädchen, weiß als Hirten und Hirtinnen gekleidet, mit Blumenkränzen, und führten einen Reigentanz auf. — So blieb die Gesellschaft drei Tage beisammen in ernstem, einzigem Genusse der Freundschaft und der Meisterwerke Schiller's. Die Lieblingsscenen im Don Karlos, die Götter Griechenlands, Stücke aus dem Abfall der Niederlande und die Künstler wurden gelesen, welches man als das reichhaltigste Gedicht bewunderte, das je geschrieben worden sei. Der herbe Schmerz lös'te sich in eine sanfte Rührung auf, und die durch Wehmuth geweihte Seele war für die Worte und Gestalten des Beweinten am empfänglichsten.

So wurde bei Schiller's Leben sein Tod gefeiert, auf eine edlere Weise, als die Exequien Karls des Fünften. Als nun der todt Geglaubte aus Karlsbad nach Jena zurückgekehrt war, war es Reinhold's erstes Geschäft, Schillern Baggesen's Brief, aus welchem wir die vorstehenden Nachrichten entlehnt haben [1], mitzutheilen — „und ich zweifle," fügt Reinhold bei, „ob irgend eine Arznei heilsamer auf ihn gewirkt habe." Den Abend war die kleine Klubbgesellschaft in Schiller's Hause. Seine Frau zog Reinhold bei Seite. „Wenn Sie Baggesen schreiben," sagte sie, „so sagen Sie ihm — sagen Sie ihm — schreiben Sie ihm" — und ein Thränenfluß erstickte ihre Stimme. „Ich kann Baggesen nichts Rührenderes schreiben," erwiederte Reinhold, „als was ich jetzt sehe und höre." Und so ward über diesen Gegenstand kein Wort mehr gesprochen.

Es stand übrigens mit seinem Gesundheitszustand so schlecht, daß er und sein Arzt schon zufrieden waren, und es als ein gutes Zeichen ansahen, daß er durch das Bad nicht

[1] Briefwechsel, Theil 1, S. 48 ff.

schlimmer geworden sei, als er vorher war. Nach einem Aufenthalt von einigen Tagen in Jena ging er zum Besuch nach Erfurt. Die Abende brachte er hier meist bei dem immer gleich theilnehmenden und freundschaftlichen Dalberg zu. Die Krankheitsanfälle kehrten von Zeit zu Zeit wieder, sie verloren aber bei dieser Wiederholung ihre anfängliche Furchtbarkeit. Die Heiterkeit seines Geistes erhielt sich unverkümmert, und er blieb für einen frohen Lebensgenuß nichts weniger als unempfänglich. Von Hypochondrie, welche überhaupt helle Köpfe und thatkräftige Charaktere auch bei großen Leiden selten heimzusuchen pflegt, war keine Spur bei ihm zu finden.

Als Baggesen die Nachricht von des unsterblichen und ungestorbenen Schiller's Auferstehung, wie er sich ausdrückt, erhielt, konnte er sich dennoch nicht beruhigen, so lange er ihn nicht ganz hergestellt wußte. „Wenn das Gebet das wäre," schreibt er, „wofür es unser wahnsinniger Engel, Lavater, ausgibt, alle Kranken in Karlsbad und in der ganzen Umgegend herum würden dann gesund geworden sein, so viel Segen hätte ich vom Himmel auf diesen Ort heruntergebeten." Als ihm aber Reinhold schrieb, Schiller könne sich vielleicht ganz erholen, wenn er sich eine Zeit lang aller eigentlichen Arbeit enthalten könnte, das erlaube ihm aber seine Lage nicht, denn wenn einer von ihnen beiden, von denen jeder ein fixes Gehalt von zweihundert Thalern habe, krank werde, so wüßten sie nicht, ob sie diese Summe in die Apotheke oder in die Küche schicken sollten — da war dem trefflichen Baggesen genug gesagt. Er las dem Prinzen von Augustenburg den Brief vor, in welchem Reinhold dieses auseinander gesetzt hatte. Augenblicklich entschloß sich der Prinz, das Leben des theuersten Mannes wenigstens gegen äußere Noth und Sorgen sicher zu stellen, und der Graf von Schimmelmann betheiligte sich an der schönen Handlung. Sie boten ihm ein Jahrgehalt von tausend Thalern auf drei Jahre an und fügten die Einladung bei, zu ihnen nach Dänemark zu kommen. Der Brief der beiden Männer, welcher den Antrag enthielt, ward mit einem Schreiben Baggesen's an Schiller dem Reinhold geschickt, und dieser wurde gebeten, die

Depesche zu übergeben und die Bitte nach Kräften bei Schiller zu unterstützen.

Die Einladung machte einen solchen tiefen, erschütternden Eindruck auf Schiller, daß sein Gesundheitszustand sich verschlimmerte, und er sich nur allmählig wieder erholen konnte; und die Art, wie ihm das Geschenk dargebracht wurde, rührte ihn noch mehr, als das Anerbieten selbst. Sogar der trockene Reinhold sah die Handlung Friedrich Christian's und Ernst Schimmelmann's für ein um so größeres moralisches Wunderwerk an, je mehr sich dieselbe in ihrem Briefe als das natürlichste Resultat ihrer gewöhnlichen Weise zu denken und zu handeln ankündigte. Das Schreiben ist vom 27. November 1791 datirt [1]. Es darf in keiner Lebensbeschreibung unseres Dichters fehlen, daß der Name derer im rühmenden Angedenken der Menschen bleibe, denen Deutschland seinen vollendeten Schiller zu verdanken hat. Denn diesen finden wir erst in der dritten Periode seines Lebens.

„Zwei Freunde, durch Weltbürgersinn mit einander verbunden, erlassen dieses Schreiben an Sie, edler Mann! Beide sind Ihnen unbekannt, aber beide verehren und lieben Sie. Beide bewundern den hohen Flug Ihres Genius, der verschiedene Ihrer neuern Werke zu den erhabensten unter allen menschlichen Zwecken (?) stempeln konnte. Sie finden in diesen Werken die Denkart, den Sinn, den Enthusiasmus, welcher das Band ihrer Freundschaft knüpfte; und gewöhnten sich bei ihrer Lesung an die Idee, den Verfasser derselben als Mitglied ihres freundschaftlichen Bundes anzusehen. Groß war also auch ihre Trauer bei der Nachricht von seinem Tode, und ihre Thränen flossen nicht am sparsamsten unter der großen Zahl von guten Menschen, die ihn kennen und lieben.“

„Dieses lebhafte Interesse, welches Sie uns einflößen, edler und verehrter Mann, vertheidigt uns bei Ihnen gegen den Anschein von unbescheidener Zudringlichkeit! Es entfernt jede Verkennung der Absicht dieses Schreibens; wir faßten es

[1] Die Frau von Wolzogen gibt fälschlich das Jahr 1792 an. Am 9. December 1791 kamen die Briefe von Kopenhagen bei Reinhold in Jena an.

ab mit einer ehrerbietigen Schüchternheit, welche uns die Delikatesse Ihrer Empfindungen einflößt. Wir würden diese sogar fürchten, wenn wir nicht wüßten, daß auch in der Tugend edlen und gebildeten Seelen ein gewisses Maaß vorgeschrieben ist, welches sie ohne Mißbilligung der Vernunft nicht überschreiten darf."

„Ihre durch allzuhäufige Anstrengung und Arbeit geschwächte Gesundheit bedarf, so sagt man uns, für einige Zeit eine große Ruhe, wenn sie wieder hergestellt, und die Ihrem Leben drohende Gefahr abgewendet werden soll. Allein Ihre Verhältnisse, Ihre Glücksumstände verhindern Sie, sich dieser Ruhe zu überlassen. Wollen Sie uns wohl die Freude gönnen, Ihnen den Genuß derselben zu erleichtern? Wir bieten Ihnen zu dem Ende auf drei Jahre ein Geschenk von tausend Thalern an. Nehmen Sie dieses Anerbieten an, edler Mann! Der Anblick unserer Titel bewege Sie nicht, es abzulehnen, wir wissen diese zu schätzen. Wir kennen keinen Stolz, als nur den, Menschen zu sein, Bürger in der großen Republik, deren Grenzen mehr als das Leben einzelner Generationen, mehr als die Grenzen des Weltalls umfassen. Sie haben nur Menschen, Ihre Brüder, vor sich, nicht eitle Große, die durch solchen Gebrauch ihrer Reichthümer nur einer etwas edlern Art von Stolz fröhnen. — Es wird von Ihnen abhängen, wo Sie diese Ruhe Ihres Geistes genießen wollen. Hier bei uns würde es Ihnen nicht an Befriedigung für die Bedürfnisse Ihres Geistes fehlen, in einer Hauptstadt, die der Sitz einer Regierung, zugleich eine große Handelstadt ist und sehr schätzbare Büchersammlungen enthält. Hochachtung und Freundschaft würden von mehreren Seiten wetteifern, Ihnen den Aufenthalt in Dänemark angenehm zu machen, denn wir sind nicht die einzigen, die Sie kennen und lieben. Und wenn Sie nach wiederhergestellter Gesundheit wünschen sollten, im Dienste des Staates angestellt zu sein, so würde es uns nicht schwer fallen, diesen Wunsch zu befriedigen."

„Doch wir sind nicht so klein eigennützig, diese Veränderung zu einer Hauptbedingung zu machen. Wir überlassen

dieses Ihrer eigenen freien Wahl. Der Menschheit wünschen wir einen ihrer Lehrer zu erhalten, und diesem Wunsche muß jede Betrachtung nachstehen."

So mußte zur Beschämung der Großen und Reichen in der eigenen Heimath dem hart Bedrängten aus dem Lande eine unerwartete Hülfe kommen, wo auch der deutsche Klopstock eine freie Existenz zur Vollendung seines Messias gefunden hatte. Es mochten sich aber in Deutschland auch nicht viele in der Gesellschaft so hoch gestellte Männer finden, welche mit Schillern in seinem sittlich-politischen Lebensprinzip so zusammentrafen, wie der Prinz von Augustenburg und der Graf von Schimmelmann. Man sieht es aus ihrem Schreiben, daß sie die Grundidee des Don Karlos verstanden hatten. In Schiller selbst mochte durch die Bekanntschaft mit einem so hochgesinnten Fürsten der Traum eines frühern Wunsches wieder wach geworden sein. „Rufen Sie sich," schreibt er an einen Freund [1], „eine gewisse Unterredung zurück, die über einen Lieblingsgegenstand unseres Jahrzehends — über Verbreitung reinerer, sanfterer Humanität, über die möglichste Freiheit der Individuen bei des Staats höchster Blüthe, kurz über den vollendetsten Zustand der Menschheit — unter uns lebhaft wurde und unsere Phantasie in einen der lieblichsten Träume entzückte, in denen das Herz so angenehm schwelgt. Wir schlossen damals mit dem romanhaften Wunsche, daß es dem Zufall, der wohl größere Wunder schon gethan, in dem nächsten Julianischen Cyklus gefallen möchte, unsere Gedankenreihe, unsere Träume und Ueberzeugungen mit eben dieser Lebendigkeit und mit eben so gutem Willen befruchtet, in dem erstgebornen Sohne eines künftigen Beherrschers von ..... oder von .... auf dieser oder der andern Hemisphäre wieder zu erwecken." — Christian Friedrich, Herzog von Holstein-Augustenburg, starb im kräftigsten Mannesalter. Sein, so wie Schimmelmann's Namen wird bleiben, denn sie haben ihr Andenken in den Ruhm Schiller's gepflanzt.

Er nahm das Geschenk mit einer Gesinnung an, die ihn eben so ehrt, als die Freunde die weltbürgerliche Denkart,

[1] Briefe über Don Karlos (8. Brief) in Schiller's Werke in E. Bd., 780, 2. m. (Oktavausgabe B. 10, S. 389).

mit welcher sie es darreichten. Er mußte die Beantwortung der beiden Briefe auf einige Tage verschieben, so angegriffen fühlte er sich durch den Drang seiner Empfindungen. Die Antwort auf das Schreiben des Prinzen und Schimmelmann's ist leider nur ihrem wesentlichen Inhalt nach bekannt, dagegen besitzen wir zum Glücke Schiller's Brief an Baggesen, welchen wir, theils weil er noch von keinem Biographen benutzt worden und ziemlich unbekannt ist, theils auch seiner hohen Wichtigkeit wegen, hier vollständig mittheilen. Dieses Schreiben ist nicht nur ein nothwendiges Gegenstück des obigen Dokumentes, sondern gibt auch im Allgemeinen über den Geistesgang des Verfassers selbst größere Aufschlüsse, als irgend ein anderer Brief, welcher bisher von ihm bekannt geworden ist. Denn was er sonst so wenig als möglich thut, das einmal zu thun, fühlte er sich hier aufgefordert: er spricht nämlich eigens von sich selbst [1].

Jena den 16. December 1791.

„Wie werd' ich es anfangen, mein theurer und hochgeschätzter Freund, Ihnen die Empfindungen zu beschreiben, die seit dem Empfang jener Briefe in mir lebendig geworden sind? So überrascht und betäubt, als ich durch ihren Inhalt geworden bin und noch bin, erwarten Sie nicht viel Zusammenhängendes von mir. Mein Herz allein kann jetzt noch reden, und auch dieses wird von einem so kranken Kopf, als der meinige noch immer ist, nur schlecht unterstützt werden. Ein Herz, wie das Ihrige, kann ich für den liebevollen Antheil, den es an dem Schicksale meines Geistes nimmt, nicht schöner belohnen, als wenn ich das stolze Vergnügen, das Ihnen diese edle und einzige Handlungsart Ihrer vortrefflichen Freunde an sich selbst schon gewähren muß, durch die fröhliche Ueberzeugung von einem vollkommen erfüllten wohlwollenden Zweck zu der süßesten Freude erhöhe."

„Ja, mein Freund, ich nehme das Anerbieten des Prinzen von Augustenburg und des Grafen von Schimmelmann mit dankbarem Herzen an, nicht weil die schöne Art, womit

[1] Baggesen's Briefwechsel mit Reinhold, Theil 1, S. 423 ff.

es gethan wird, alle Nebenrücksichten bei mir überwindet, sondern darum, weil eine Verbindlichkeit, die über jede mögliche Rücksicht erhaben ist, es mir gebietet. Dasjenige zu leisten, was ich nach dem mir gefallenen Maß von Kräften leisten und sein kann, ist mir die höchste und unerläßlichste aller Pflichten. Aber meine bisherige äußere Lage machte mir dieß schlechterdings unmöglich, und nur eine ferne, noch unsichere Zukunft machte mir bessere Hoffnungen. Der großmüthige Beistand Ihrer erhabenen Freunde setzt mich auf einmal in die Lage, so viel aus mir zu entwickeln, als in mir liegt, mich zu dem zu machen, was aus mir werden kann, — wo bliebe mir also noch eine Wahl übrig? Daß der vortreffliche Prinz, der sich aus freien Stücken entschließt, dasjenige bei mir zu verbessern, was mir das Schicksal zu wünschen übrig gelassen hat, durch die edle Art, womit er diese Sache behandelt, zugleich alle Empfindlichkeiten schont, die mir meinen Entschluß hätten schwer machen können, daß er mich diese wichtige Verbesserung meiner Umstände durch keinen Kampf mit mir selbst erkaufen läßt, erhöht meine Dankbarkeit unendlich, und läßt mich die Freude über die Erfüllung eines meiner feurigsten Wünsche mit der schönen Freude über das Herz ihres Urhebers vereinigt empfinden."

„Eine sittlich-schöne Handlung aus der Klasse derjenigen, welche diesen Brief veranlaßt, empfängt ihren Werth nicht erst von ihrem Erfolge; auch wenn sie ganz ihres Zweckes verfehlte, bleibt sie, was sie war [1]. Aber wenn diese Handlung eines großdenkenden Herzens zugleich das nothwendige Glied einer Kette von Schicksalen ist, wenn sie allein noch fehlte, um etwas Gutes möglich zu machen, wenn sie, die schöne Geburt der Freiheit, als wäre sie von der Vorsehung schon längst zu dieser Absicht berechnet worden, ein verworrenes Schicksal entscheidet, dann gehört sie zu den schönsten Erscheinungen, die sich einem fühlenden Herzen darstellen können. Wie sehr dieses hier der Fall sei, werd' ich und muß ich Ihnen sagen."

[1] Vergleiche Theil 2, S. 48 f.

„Von der Wiege meines Geistes an bis jetzt, da ich dieses schreibe, habe ich mit dem Schicksal gekämpft, und seitdem ich Freiheit des Geistes zu schätzen weiß, war ich dazu verurtheilt, sie zu entbehren. Ein rascher Schritt vor zehn Jahren schnitt mir auf immer die Mittel ab, durch etwas anderes als schriftstellerische Wirksamkeit zu existiren. Ich hatte mir diesen Beruf gegeben, ehe ich seine Forderungen geprüft, seine Schwierigkeiten übersehen hatte. Die Nothwendigkeit, ihn zu treiben, überfiel mich, ehe ich ihm durch Kenntnisse und Reife des Geistes gewachsen war. Daß ich dieses fühlte, daß ich meinen Idealen von schriftstellerischen Pflichten nicht diejenigen engen Grenzen setzte, in welche ich selbst eingeschlossen war, erkenne ich für eine Gunst des Himmels, der mir dadurch die Möglichkeit des höhern Fortschritts offen hielt; aber in meinen Umständen vermehrte sie nur mein Unglück. Unreif und tief unter dem Ideale, das in mir lebendig war, sah ich jetzt alles, was ich zur Welt brachte; bei aller geahneten möglichen Vollkommenheit mußte ich mit der unzeitigen Frucht vor die Augen des Publikums eilen, der Lehre selbst so bedürftig, mich wider meinen Willen zum Lehrer der Menschen aufwerfen. Jedes unter so ungünstigen Umständen nur leidlich gelungene Produkt ließ mich nur desto empfindlicher fühlen, wie viele Keime das Schicksal in mir unterdrückte. Traurig machten mich die Meisterstücke anderer Schriftsteller, weil ich die Hoffnung aufgab, ihrer glücklichen Muße theilhaftig zu werden, an der allein die Werke des Genius reifen. Was hätte ich nicht um zwei oder drei stille Jahre gegeben, die ich frei von schriftstellerischer Arbeit bloß allein dem Studiren, bloß der Ausbildung meiner Begriffe, der Zeitigung meiner Ideale hätte widmen können! Zugleich die strengen Forderungen der Kunst zu befriedigen und seinem schriftstellerischen Fleiß auch nur die nothwendige Unterstützung zu verschaffen, ist in unserer deutschen literarischen Welt, wie ich endlich weiß, unvereinbar. Zehn Jahre habe ich mich angestrengt, beides zu vereinigen; aber es nur einigermaßen möglich zu machen, kostete mir meine Gesundheit. Das Interesse an meiner Wirksamkeit, einige schöne Blüthen des Lebens, die das Schicksal mir in den Weg streute, verbargen

mir diesen Verlust, bis ich zu Anfang dieses Jahres — Sie wissen wie? — aus meinem Traume geweckt wurde. Zu einer Zeit, wo das Leben anfing, mir seinen ganzen Werth zu zeigen, wo ich nahe dabei war, zwischen Vernunft und Phantasie in mir ein zartes und ewiges Band zu knüpfen, wo ich mich zu einem neuen Unternehmen im Gebiete der Kunst gürtete, nahte sich mir der Tod. Diese Gefahr ging zwar vorüber, aber ich erwachte nur zum andern Leben, um mit geschwächten Kräften und verminderten Hoffnungen den Kampf mit dem Schicksal zu erneuen. So fanden mich die Briefe, die ich aus Dänemark erhielt."

„Verzeihen Sie mir, theurer Freund, diese Ausführlichkeit über mich selbst, ich will Sie dadurch nur in den Stand setzen, sich selbst den Eindruck zu denken, den der edelmüthige Antrag des Prinzen und des Grafen Schimmelmann auf mich gemacht hat. Ich sehe mich dadurch auf einmal fähig gemacht, den Plan mit mir selbst zu realisiren, den sich meine Phantasie in ihren glücklichsten Stunden vorgezeichnet hat. Ich erhalte endlich die so lange und so heiß gewünschte Freiheit des Geistes, die vollkommene freie Wahl meiner Wirksamkeit. Ich gewinne Muße, und durch sie werde ich meine verlorene Gesundheit vielleicht wieder gewinnen; wenn auch nicht, so wird künftig Trübsinn des Geistes meiner Krankheit nicht mehr neue Nahrung geben. Ich sehe heiter in die Zukunft — und gesetzt, es zeigte sich auch, daß meine Erwartungen von mir selbst nur liebliche Täuschungen waren, wodurch sich mein gedrückter Stolz an dem Schicksal rächte, so soll es wenigstens an meiner Beharrlichkeit nicht fehlen, die Hoffnungen zu rechtfertigen, die zwei vortreffliche Bürger unseres Jahrhunderts auf mich gegründet haben. Da mein Loos mir nicht gestattet, auf ihre Art wohlthätig zu wirken, so will ich es doch auf die einzige Art versuchen, die mir verliehen ist, und möchte der Keim, den sie ausstreuten, sich mir zu einer schönen Blüthe für die Menschheit entfalten!"

„Ich komme auf die zweite Hälfte Ihres Wunsches, theurer vortrefflicher Freund; warum kann ich diese nicht eben so schnell erfüllen, als die erste? Unter der Unmöglichkeit,

die Reise zu Ihnen, sobald Sie wünschen, auszuführen, kann gewiß Niemand mehr leiden, als ich selbst. Urtheilen Sie aus dem Bedürfniß meines Herzens nach einer schönen veredelten Humanität [1], das hier so wenig befriedigt wird, mit welcher Ungeduld ich in den Kreis solcher Menschen eilen würde, als mich in Kopenhagen erwarten, wenn es hier nur auf meinen Entschluß ankäme. Aber außerdem, daß meine jetzige noch so ganz unentschiedene Gesundheit mich nicht einmal entfernt den Zeitpunkt bestimmen läßt, wo ich eine so wichtige Veränderung mit mir vornehmen könnte, und daß ich wahrscheinlich kommenden Sommer den Gebrauch des Karlsbades werde wiederholen müssen, so stehe ich noch mit dem Herzog von Weimar, an dessen Willen es wenigstens nicht liegt, daß ich nicht einer besseren Muße genieße, in Verhältnissen, die mir auflegen, mich wenigstens noch ein Jahr als ein thätiges Mitglied der Akademie zu beweisen, so gewiß ich auch bin, daß ich nie ein nützliches sein kann [2]. Alsdann wird es aber gewiß meinem Wunsche nicht entgegen sein, die Universität auf einige Zeit zu verlassen. Bin ich erst bei Ihnen, so wird der Genius, der alles Gute in Schutz nimmt, für das Weitere sorgen."

„Bis dahin, theurer Freund, lassen Sie uns so nahe sein, als das Schicksal den Entfernten vergönnt. Mich mit Ihnen schriftlich zu unterhalten und meinen halb erstorbenen Geist an Ihrem frischen, feurigen Genius zu wärmen, wird stets ein Bedürfniß meines Herzens sein. Nie, so lange ich bin, vergesse ich Ihnen den freundlichen, den wichtigen Dienst, den Sie mir, wiewohl ohne Absicht, bei meinem Wiedereintritt in's Leben geleistet haben. Kaum fing ich an, mich wieder etwas zu erholen, so erfuhr ich den Vorgang zu Hellebeck, und bald darauf zeigte mir Reinhold Ihre Briefe. Es waren nektarische Blumen, die ein himmlischer Genius dem kaum Erstandenen vorhielt — o ich werde es Ihnen nie beschreiben, was Sie mir waren — und jener Vorgang selbst! Er war

[1] Vergl. Theil 2, S. 110 und Theil 1, S. 30.
[2] Vergl. Theil 2, S. 117 ff., besonders S. 120.

für den Abgeschiedenen bestimmt, und der Lebende wird sich nie mehr erlauben, ihn zu berühren!"[1]

„Verzeihen Sie mir diesen langen Brief, mein vortrefflicher Freund, der leider noch dazu fast nur von mir selbst handelt. Aber zur Eröffnung unserer Korrespondenz mag es hingehen, damit Sie mit einem Male mit mir bekannt werden und das Ich dann auf immer abgethan sei! Verzeihen Sie auch, daß ich ganz ohne Präliminarien von allen Rechten der Freundschaft gegen Sie Besitz nehme, die ich erst durch eine Reihe von Proben verdienen lernen sollte. In einer Welt, wie diejenige ist, aus der ich jene Briefe erhielt, gelten andere Gesetze als die Vorschriften einer kleinlichen Prudenz, welche die wirkliche regieren. Ihrer theuern Sophie sagen Sie von meiner Lotte und mir alles Herzliche, und daß sie sich bereit halten möge, eine Korrespondenz gütig anzuhören, die sich ihr nächstens darstellen wird. Wie zwei glänzende Erscheinungen schwebten Sie beide schnell, doch unvergeßlich, an uns vorüber. Die Gestalten sind lange verschwunden, aber noch immer folgt ihnen der Blick. Ewig der Ihrige Schiller."

Was er aber in der ersten Freudigkeit gehofft hatte, konnte er später nicht unternehmen. Er durfte seiner geschwächten Gesundheit eine so weite Reise in ein nördliches Klima oder gar den bleibenden Aufenthalt in jener Gegend nicht zumuthen; und mit den Jahren nahm das Mißtrauen zu, welches er in seinen Körperzustand setzte. Während er oft die Schwelle seines Zimmers nicht verlassen konnte, mußte er sich zum alleinigen Ersatz mit Planen zu den weitesten Reisen begnügen. Inzwischen unterhielt ein fortgesetzter Briefwechsel mit der Gräfin von Schimmelmann eine rege geistige Verbindung mit den geistesverwandten Freunden, und Schiller gab seinen Wohlthätern auch dadurch seine Liebe und Hochachtung zu erkennen, daß er die Briefe über die ästhetische Erziehung nicht nach dem ersten Plan an Körner schrieb, sondern sie an den Prinzen von Augustenburg richtete.

[1] Daß Baggesen Schillern auch noch den andern reellen Dienst leistete scheint dieser nicht gewußt und nie erfahren zu haben. Aber die Nachwelt weiß es und muß die Selbstverläugnung achten, die diesen Dienst verbarg.

Schiller wurde, als er sich von seiner Ueberraschung erholt hatte, zusehends heiterer und gesünder; doch da er sich, um sich abzuhärten, bei Gelegenheit einer Schlittenfahrt der Kälte allzusehr aussetzte, stellten sich auch seine Krämpfe im Unterleib wieder ein. Die Pension sollte ein Geheimniß bleiben, aber seinem Herzog glaubte er die Entdeckung schuldig zu sein, und das Geschenk seinen Eltern, seinem Körner zu verbergen, das war ihm unmöglich. So wurde das Geheimniß bald bekannt und sogar durch Zeitungen verbreitet, was ihm wegen seiner eben so bescheidenen als großmüthigen Freunde sehr unlieb war. Der Herzog von Weimar nahm übrigens an seinem Glücke vielen Antheil, und erlaubte ihm, nach Wunsch auf beliebige Zeit von der Universität abwesend zu sein.

Anfangs Juni im Jahr 1792 reis'te er mit seiner Frau nach Dresden zu Körner. Hornemann, der Freund Baggesen's, welcher nach Jena gegangen war, um unter Reinhold Philosophie zu studiren, begleitete sie, denn er war im Begriff, wieder nach Dänemark zurückzukehren [1]. Philosophische Gespräche füllten jede freie Stunde aus. Aber der Genuß bei seinem Busenfreunde Körner wurde durch Krankheitsanfälle getrübt.

Als er nach Jena zurückgekehrt war, erfreute ihn auf's Innigste der Besuch seiner Mutter, welche eben eine schwere Krankheit überstanden hatte. Seit jener Zusammenkunft in Bretten [2] vor acht Jahren, hatte der frömmste Sohn die treuste Mutter nicht wiedergesehen. Seine jüngste Schwester Nannette war mit ihr gekommen, ein talentvolles, naives fünfzehnjähriges Mädchen, deren größte Freude es war, Stellen aus ihres Bruders Gedichten vorzutragen.

Wie gut Schiller seine gesicherte, sorgenfreie Lage und Muße zu seiner Ausbildung benutzt haben wird, kann man schon aus dem Briefe an Baggesen schließen. Die Kant'sche Philosophie war sein eifrigstes Studium. Aber auch schriftstellerisch war er nicht unthätig. Der erste Theil seiner

[1] Baggesen's Briefwechsel mit Reinhold, Theil 1, S. 172.
[2] Theil 1, S. 229.

kleinern prosaischen Schriften kam dieses Jahr heraus [1], die Neue Thalia wurde noch bis 1793 fortgesetzt, und die Geschichte des dreißigjährigen Krieges beendigt. Im Winter von 1792 auf 1793 las er auch, wie wir schon aus einem Briefe an Fischenich wissen, privatissime über Aesthetik [2]. Frei von dem Druck äußerer Verhältnisse siegte sein kräftiger Geist über die Schwäche des Körpers, oder er vergaß sie. „Von seinem nunmehrigen Mangel an Nahrungssorgen und seinem Reitpferde," sagt Reinhold, „hoffe ich nun sicher auf allmählige gänzliche Herstellung." Dieß ging freilich nie in Erfüllung.

Der Besuch seiner Mutter und Schwester hatte den Wunsch in ihm rege gemacht, sein geliebtes Schwabenland wieder zu sehen. Die Bedürfnisse des Herzens erwachen stärker in dem bessern Menschen, wenn er sich von dem Bedürfniß der Noth erleichtert fühlt. Jetzt in einer leidlichen Lage und mit Ruhm gekrönt, konnte er sich mit vollerem Herzen des Glückes erfreuen, Verwandte und Freunde wiederzusehen. Seiner Frau aber stand außer der großen Freude, die Heimath und Freunde ihres Mannes kennen zu lernen, auch das Wiedersehen ihrer eigenen Schwester in Schwaben bevor. Karoline von Beulwitz trennte in dieser Zeit die eheliche Verbindung mit ihrem Gemahl, und um jetzt allein zu stehen und unabhängig handeln zu können, lebte sie seit dem Frühjahr 1793 in Würtemberg, wo sie das Kannstadter Bad gebrauchte. Mehrentheils hielt sie sich in Gaisburg, auf dem Landgute der Frau von Senkenberg, auf, in stiller Einsamkeit und Zurückgezogenheit von den Ihrigen, welche sie bei der Trennung von ihrem Gemahl in keine Unannehmlichkeiten verflechten wollte.

Die Reise ward im August 1793 angetreten, und ging über Heidelberg, wo Schiller mit tiefer Bewegung seine frühere Geliebte, Margaretha, geborne Schwan, wiedersah, nach der damaligen freien Reichsstadt Heilbronn. In dieser in der lachendsten, reichsten Gegend gelegenen Stadt versammelten sich seine Eltern, Schwestern, Jugendfreunde um ihn, und

[1] Der „Vorbericht" hierzu in Döring's Nachlese, S. 239.

[2] Baggesen's Briefwechsel, Theil 1, S. 232.

labten seine Seele. Geistreiche Männer suchten den hochgefeierten Landsmann auf, bewarben sich um seinen Umgang und verschönerten ihm den Aufenthalt. Die vaterländische Luft, Jugenderinnerungen und die Liebe, deren er sich erfreute, stimmten ihn sehr milde. Mit dem berühmten Arzte Gmelin hielt er interessante Gespräche über den thierischen Magnetismus, welche Zeiterscheinung ihn sehr anzog.

Von Heilbronn aus wandte sich Schiller an den Herzog Karl, dessen Land er jetzt wieder zum erstenmal seit seiner Flucht zu betreten im Begriffe stand. Er schrieb im Sinne eines dankbaren ehemaligen Zöglings, den widrige Verhältnisse von seinem Vaterlande entfernt hätten. Er erhielt zwar keine Antwort, aber durch seine Freunde die Nachricht, der Herzog habe öffentlich geäußert: „Wenn Schiller in's Würtembergische komme, werde er von ihm ignorirt werden [1].“

Er ging daher nach Ludwigsburg, wo er seiner Familie auf der Solitude näher war, und wohin er sich vorzüglich durch seinen treusten Jugendfreund von Hoven [2], jetzt Hofmedicus, gezogen fühlte. Durch dessen ärztliche Pflege hoffte er Wiederherstellung seiner Gesundheit zu erlangen, und in seinem geistreichen Umgange fand er die angenehmste Unterhaltung.

Aber das Schönste, was dem edlen Mann unter vaterländischem Himmel zu Theil ward, war das süße Glück der ersten Vaterfreude, welche ihm bisher allein zum vollen Genuß seines Herzens und seiner Menschheit noch gefehlt hatte. Tröstend und hülfreich stand seiner Gattin von Hoven in den ängstlichen Tagen der Niederkunft zur Seite. Sie war schwer und dauerte lang. Schiller zweifelte bisweilen an einem glücklichen Ausgang. Ungeachtet er seine Besorgnisse verbergen wollte, blickte seine Angst doch sichtbar aus seinem Betragen hervor. Wie groß war aber nach endlich glücklich erfolgter Entbindung auch die Freude des Gatten über die Rettung der zärtlich geliebten Frau, wie groß das Entzücken des Vaters über seinen erstgebornen Sohn! Es war ein erhebender

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Theil 2, S. 101. f.

[2] Siehe Theil 1, S. 27 und 32.

Anblick, erzählt sein Jugendfreund Conz, den hohen Mann in den einfach wahren Ausdrücken väterlicher Lust und Liebe an seinem Erstgebornen, seinem Goldsohn, seinem Herzenskarl, wie er ihn nannte, zu beobachten. Zufällig war ihm damals Quintilian in die Hände gefallen, oder hatte er ihn sich absichtlich zu verschaffen gewußt. Er studirte, durch das Vaterinteresse gespornt, hauptsächlich des trefflichen Römers Erziehungsgrundsätze. Und wie er Alles auf's Lebendigste ergriff, so sprach er mit Conz mehrmalen mit Begeisterung davon, und versicherte, er werde seinen Sohn nach den Maximen des Quintilian erziehen. Er hatte auch vor, des Römers Grundsätze der Erziehung zum Gegenstand einer Abhandlung zu machen — ein Plan, welcher, wie so viele, durch andere Arbeiten verdrängt wurde.

Schiller's Jugendfreunde fanden, daß sich Vieles an ihm zu seinem Vortheil geändert, und sein Wesen sich schön vollendet habe. Er mußte ihnen um so liebenswürdiger erscheinen, weil sich jetzt sein ganzes Herz hervorkehrte, und alles Herbe und Scharfe seiner Natur ausgelöscht war. Sein jugendliches Feuer, seine sonst oft ausgelassene Jovialität schien ihnen gemildert und gemäßigt; an die Stelle seiner vormaligen Nachlässigkeit im Anzuge war eine anständige Eleganz getreten; seine gleichmäßige Stimmung ließ es kaum glauben, daß das derselbe Mann sei, welchen sie vor zehn Jahren nur als einen aufbrausenden, stürmischen Jüngling gekannt hatten; mehr als je drückte sich ein milder Ernst und eine freundliche Würde in seinem Benehmen und seinen Worten aus; seine hagere Gestalt und sein blasses kränkliches Ansehen vollendeten das Interessante seiner Erscheinung. Die wunderbare Gabe der Unterhaltung über Gegenstände, die ihm theuer waren, konnten seine Freunde nicht genug bewundern [1]. Aber diese konnten zu ihrem Bedauern seines geistreichen und herzlichen Umgangs nur selten ungestört genießen, denn häufig, fast täglich wurde er durch Krankheitsanfälle heimgesucht.

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Thl. 2, S. 104; vergl. „Einiges über Schiller“ in der Zeitung für die elegante Welt, 1823, Nr. 4.

Dessenungeachtet studirte er die Kant'sche Philosophie. Kant's Kritik der Urtheilskraft lag, wenn er auch das Bett hüten mußte und sich sogar, wie er sich oft scherzend ausdrückte, von Arzneigläsern umlagert sah, immer nicht unweit jenes Belagerungsgeschützes, und lächelnd erzählte er einmal von Hoven bei einem Morgenbesuche: sein Bedienter, der bei ihm die Nacht über zu wachen gehabt, hätte, um sich auf seinem Posten munter zu erhalten, beinahe die ganze Kritik der Urtheilskraft in Einem Zuge durchgelesen! An Wallenstein, welcher seine Hauptbeschäftigung war, arbeitete er in Ludwigsburg fast täglich, meistens in der Nacht. „Denn eigentlich ist es doch nur die Kunst selbst," schrieb er damals an Körner, „wo ich meine Kräfte fühle; in der Theorie muß ich mich immer mit Prinzipien plagen, da bin ich bloßer Dilettant." Aber der Uebergang zur Dichtung wurde ihm unendlich schwer. Er erklärte es öfters unverholen, seine zu lang fortgesetzte Beschäftigung mit abstrakten Problemen der Philosophie habe seinem Genius Abbruch gethan.

Wollte ihm die poetische Produktion nicht gelingen, so kehrte er zur wissenschaftlichen Erörterung zurück. Er schrieb einen Theil der Briefe über ästhetische Bildung und sandte sie in diesem ersten Entwurfe, welcher einfacher und ansprechender war, als die spätere Umarbeitung, an den Prinzen von Augustenburg ab [1]. Den Homer in Vossens Uebersetzung las er beinahe jeden Abend, und pries abwechselnd das Gedicht und die Uebersetzung.

Erwähnenswerth ist die Bekanntschaft mit Matthisson, wegen Schiller's geistreicher Recension seiner Gedichte. Die in dieser Beurtheilung dargelegten Ideen über die Landschaftspoesie soll er zum Theil einem Gespräche mit einem einsichtsvollen Stuttgarter Freunde verdanken, welcher selbst Liebhaber der ausübenden Kunst und namentlich der Landschaftsmalerei war [2].

Bei einem längern Aufenthalt in Stuttgart modellirte sein genialer Jugendfreund Dannecker jene berühmte Büste,

[1] „Einiges über Schiller" in der Zeitung für die elegante Welt, 1823, Nr. 6.

[2] Ebendaselbst S. 43.

welche das Bild des Dichters in antiker Idealität den Nachkommen erhalten hat. Sie ist ein so hohes Kunstwerk, wie es nur der Liebe des Meisters gelingen konnte. Schiller zählte die mit seinem Herzensfreunde verlebten Stunden unter die genuß- und lehrreichsten seines Aufenthalts in Stuttgart.

Auch eine Reise nach Tübingen ward unternommen zu seinem Freunde und frühern Lehrer, dem Professor Abel. Dieser, so wie andere Freunde, wünschten ihn in Schwaben zurückzuhalten. In der Folge erging auch, wie wir später erzählen werden, ein bestimmter Antrag an ihn, in sein Vaterland zurückzukehren.

Während Schiller's Aufenthalt in Schwaben starb der Herzog Karl von Würtemberg. Bei dieser Nachricht war er nur dessen eingedenk, was ihm durch seinen frühern Wohlthäter Gutes geworden, und vergessen war, was er durch die Willkühr des Selbstherrschers gelitten hatte. Bei einem Spaziergange mit von Hoven sprach er einst von dem hingeschiedenen Herzog rühmende Worte, indem er das fürstliche Begräbniß mit Rührung betrachtete. Der Major Schiller ersuchte seinen Sohn, dem neuen Regenten Ludwig Eugen zu seinem Regierungsantritt in einem Gedichte Glück zu wünschen. Schiller konnte hierzu nicht vermocht werden, ungeachtet man von dem neuen Herzog, welcher sich der Landesverfassung gegen die Anmaßungen seines Bruders angenommen hatte, eine goldene Zeit hoffte. Er vermied auch den Schein, als freue er sich über den Tod des Herzogs Karl, und ihm war es zuwider, seine Poesie in den Dienst des Vortheils oder eines andern untergeordneten Zweckes treten zu lassen. Nur das hielt er seiner Darstellung würdig, was auf idealem Grunde entsprungen war.

Am einflußreichsten auf seine äußern Lebensverhältnisse wurde die Bekanntschaft mit Cotta, welche er damals machte. Er rüstete sich zu einer neuen schriftstellerischen Epoche. Der Plan zu den Horen wurde vorläufig besprochen und auch eine politische Zeitung in Aussicht genommen. Letztere sollte sich vor allen Zeitungen des Vaterlands auszeichnen und in einer sich neugestaltenden, aufgeregten Zeit ein Organ zur Ausbildung des politischen Lebens und eine Lenkerin der

öffentlichen Meinung in Deutschland werden. Schiller selbst wollte die Redaktion übernehmen; er trat aber bald von dem vortheilhaften Unternehmen zurück, weil er fühlte, daß es im Widerspruch sei mit der philosophisch-poetischen Richtung seines Geistes, welcher sich gerade damals von allem Geschichtlichen und Politischen ganz abgewandt hatte. Er erkannte, wie er selbst schreibt, „das Schwierige und Riskante des Unternehmens unter seiner Direktion.“ Cotta führte daher in der Folge diesen großen Plan ohne Mitwirkung seines Urhebers durch die Herausgabe der Allgemeinen Zeitung aus, welche jetzt noch den Ruhm hat, eines der besten politischen Blätter zu sein, die es gibt, und das vorzüglichste in Deutschland. Von Schiller ausgeführt wurde dagegen nach seiner Zurückkunft in Jena der zweite Plan einer poetischen Monatschrift, jenes Weltjournals der Horen, wie er es nannte. Da sein Jahrgehalt mit dem Jahr 1794 aufhörte, so gründete er seine äußere Existenz auf dieses Journal, dessen epochemachende Erscheinung uns in die dritte Lebensperiode Schiller's hinüberführt.

Doch ehe wir in diese neue Zeit eintreten, müssen wir noch die ästhetischen Aufsätze darlegen, die in der zweiten Periode geschrieben wurden. Wir werden dieß in chronologischer Folge thun, ausgenommen daß wir die drei Recensionen, über die wir zu berichten haben, sogleich im nächsten Kapitel zusammenfassen. Durch die folgende Darstellung werden Schiller's kritische und ästhetische Abhandlungen in ihr naturgemäßes Verhältniß treten und erst recht verständlich werden. Der Leser wird diesen Leitfaden zu einem zusammenhängenden und tiefern Studium dieser Schriften, welches erst nach einer solchen Anleitung stattfinden kann, vielleicht willkommen heißen.

## Achtzehntes Kapitel.

Die Beurtheilungen von Goethe's Egmont und von Bürger's und Matthisson's Gedichten.

Die noch in Weimar geschriebene Recension: Ueber Egmont, Trauerspiel von Goethe, erschien zuerst 1788 in der Allgemeinen Literaturzeitung, kurz nachdem dieses Drama zum erstenmal gedruckt worden war. Eine Veranlassung zu der Beurtheilung fand Schiller in seinen damaligen Studien und Arbeiten. Er war mit seiner niederländischen Revolutionsgeschichte beschäftigt. Ohne diesen äußern Bestimmungsgrund hätte er vielleicht eher nach Goethe's Iphigenia gegriffen.

Seine Art brachte es mit sich, daß es ihn als Recensenten nicht befriedigte, sich dem Gegenstande ganz hinzugeben, ein Werk rein nach den Absichten und der Denkweise seines Verfassers zu beurtheilen, und es in sich gelten zu lassen und anzuerkennen, wenn es jenen Absichten angemessen war und diese eigenthümliche Denkweise kräftig aussprach. Er geht weiter und unterwirft auch die Intention und Gesinnung des Dichters einer Kritik. Hierzu bedarf er einer Norm, eines idealen Prinzips. Dieses stellt er an die Spitze, von diesem geht er aus.

Darnach verändert sich denn auch seine ganze Aufgabe. Er untersucht, in wie fern das Kunstwerk mit den allgemeinen Ideen übereinstimmt, welche er als die einzig richtigen voranstellt; er schreibt dem Verfasser die Zwecke, die Ansichten, die Bildung vor, die er haben soll. Stimmt dieser hierin mit seinem strengen Beurtheiler nicht überein, so kommt er nothwendig schlimm weg. Es kann dann nicht anders sein, als daß ihm mehr oder weniger Unrecht geschieht: er wird nach einem fremden Maßstab beurtheilt. Es fragt sich dann nicht, wie anschaulich und wahr ein Dichter die Persönlichkeit und Weltansicht, die ihm einmal eigen waren, darstellte; sondern welchen Werth diese Persönlichkeit und Weltansicht überhaupt hatten, und ob es sich der Mühe lohnte, dieselben poetisch zu gestalten. Die ganze Beurtheilung wird hierdurch mehr philosophisch, psychologisch, moralisch, als ästhetisch.

In Beurtheilung des vorliegenden Stückes geht Schiller von der Abstraktion aus, daß der tragische Dichter es bei seiner Darstellung vorzugsweise entweder auf außerordentliche Handlungen und Situationen oder auf Leidenschaften oder auf Charaktere abgesehen habe, und stellt den Egmont mit Recht unter diese letzte Gattung. Goethe zeichnet hier nicht verschlungene hervorstechende Begebenheiten, und auch nicht Eine vorwaltende Leidenschaft, sondern er malt Menschen, Stände, eine Zeit, ein Volk in ihrer ganzen Individualität mit einer meisterhaften Bestimmtheit [1]. Diese unübertreffliche sinnliche Wahrheit des Dramas hat Schiller durchaus befriedigend nachgewiesen und lobend gewürdigt. „Ein Beiwort, ein Komma," sagt er, „zeichnet einen Charakter." Aber zweierlei findet er zu tadeln: die opernmäßige Erscheinung der personificirten Freiheit und Klärchens in Einer Gestalt, und Goethe's ganze Auffassung des Egmont.

Gegen jene erste Ausstellung wird eine vorurtheilsfreie, gesunde Kritik Goethe nicht in Schutz nehmen mögen; und

[1] Zu weit ist es aber gegangen, wenn es in Schiller's Werken in E. B., S. 1281. 1. o. (Oktavausgabe B. 12, S. 429) heißt: „Hier ist kein dramatischer Plan — eine bloße Aneinanderstellung mehrerer einzelner Handlungen und Gemälde" u. s. w.

auch was den bedeutenderen zweiten Tadel betrifft, der eigentlich mit dem tiefsten Wesen Schiller's zusammenhängt, hat unser Kritiker von seinem Standpunkte aus ganz Recht. Er vermißt im Goethe'schen Egmont Größe des Charakters, und kann es nicht loben, daß das Trauerspiel aus einem Gatten und Familienvater von neun Kindern einen unverheiratheten Liebhaber ganz gewöhnlichen Schlages gemacht habe, zumal da durch die zärtliche Sorge für seine Familie Egmont's Zuversicht allein motivirt werde. Ohne diesen starken, menschlichen Beweggrund erscheine sein Selbstvertrauen doch nur als ein blinder, thörichter Leichtsinn.

Man kann dieß zugeben und dennoch Goethe's Stück in seiner Art vortrefflich finden. Nach Schiller's Idee wäre ein ganz anderes, und bei gleich musterhafter Ausführung sicherlich ein Drama höhern Stils entstanden. Aber wer will es Goethe verargen, daß er sich die Aufgabe niedriger stellte, da er sie so herrlich lös'te?

Schiller konnte sich aber, wenigstens im Jahr 1788, mit dem Goethe'schen Egmont unmöglich befreunden. Sein erhabener Sinn verlangte von jedem Helden einer Tragödie die Würde und den Ernst, welche im Streben nach höheren Zielen leben, und er erlaubte dem Dichter nur dann von der geschichtlichen Wahrheit abzugehen, wenn er idealisirte. Eine so organisirte und gebildete Seele mußten alle einzelne, untergeordnete Vollkommenheiten dieses Dramas nur um so schmerzlicher an das erinnern, was sie an dem Ganzen zu vermissen sich für berechtigt hielt. Schiller und die Gleichgesinnten haben aber nur für sich Recht. Der ganze Tadel stammt aus eigenen, mitgebrachten Ideen, nicht aus dem lebensreichen, edelmenschlichen dramatischen Gemälde selbst, welches ein Gesetz nicht anzuerkennen braucht, unter dem es nicht geboren ist.

Die berühmte Recension: Ueber Bürger's Gedichte, erschien zuerst in der vierzehnten und fünfzehnten Nummer der Allgemeinen Literaturzeitung von 1791, und ist vor seinem oben erzählten Krankheitsanfalle im Jahre 1790 geschrieben. Was Schiller dem Goethe'schen Egmont zum Hauptvorwurf machte, daß demselben Idealität fehle, legte er mit mehr Nachdruck auch dieser Beurtheilung zu Grunde. Das erste

Geschäft des Dichters, war seine Ueberzeugung, bestehe darin, daß er seine eigene Individualität zur reinsten, herrlichsten Menschheit hinaufläutere. Nur der vollkommene Geist vermöge das Vollkommene hervorzubringen; die harmonische Vollendung, welche dem Dichter fehle, müsse auch allen seinen Werken abgehen, und diesem ursprünglichen Mangel lasse sich durch keine nachfolgende Kunst abhelfen. Diese hohe Forderung aber sei in dem vorgerückten, gereiften modernen Zeitalter doppelt unabweisbar. Die Trefflichen unserer Zeit werde nur der sittlich geläuterte und vorurtheilsfreie Geist zu rühren im Stande sein, nur der Dichter, welcher die ganze sittliche und wissenschaftliche Weisheit des Jahrhunderts umfasse und sie in sich zu einer idealen Gestalt zu vereinigen und zu veredeln vermocht habe. Eben derselbe werde aber auch noch dem großen Haufen gefallen, wenn er nur immer reinmenschliche Stoffe wähle und sie mit der höchsten Simplicität behandle. Nur so könne er populär sein, ohne der Würde der Kunst das Geringste zu vergeben.

Nur eine solche hohe Stellung der Dichtkunst schien unserem Schiller ihrer ewigen Bestimmung würdig und der Kultur seiner Zeit angemessen. Es sind dieß dieselben Ideen, die er schon in den Künstlern so glänzend ausgesprochen hatte.

Wenn er nun von dieser Höhe auf die unmännliche, gedankenleere, leichtfertige lyrische Poesie des Tages herabschaute, so konnte er sich nicht darüber wundern, daß sie auf die Zeit beinahe gar keine Wirkung äußerte. Er mochte sie als eine Fremde ansehen, die etwa ein Jahrhundert zu spät angekommen war. Wie konnte eine solche Dichtkunst die Gesellschafterin der Gebildeten, die Vorläuferin des Philosophen, Gesetzgebers und Sittenlehrers sein! Wie konnte sie die im Volksleben schlafenden Gefühle in das Licht des Bewußtseins tragen, und im stillschweigenden Einverständniß mit den Vortrefflichsten der Zeit die Bedürfnisse, die Regungen, die Stimmung des Jahrhunderts in ihrem verschönernden Spiegel sammeln!

Vor einer solchen Kritik vermochte denn freilich auch die Muse Bürger's nicht zu bestehen. Schiller, welcher im April 1789 in Weimar Bürger's persönliche Bekanntschaft

machte, hatte ihn im Leben so, wie in seinen Gedichten gefunden: bieder, populär, aber auch zuweilen platt [1]; „vom Platten aber ist der Idealist ein geschworner Feind“ [2]. Unser Kunstrichter behauptet nun: Bürger's Produkten fehle deßwegen die letzte Hand, weil — sie ihm selbst fehle; er könne deßwegen seinen Gegenstand nicht idealisiren, weil das Ideal von Vollkommenheit sich in seiner eigenen Seele nicht verwirklicht habe.

Dieser ideenreichen Beurtheilung fügte ihr Verfasser eilf Jahre später, als er sie in den vierten Band der Sammlung seiner kleinen prosaischen Schriften einrückte, die Anmerkung bei, daß er auch jetzt seine Meinung nicht ändern könne, aber sie mit bündigeren Beweisen unterstützen würde, denn sein Gefühl sei richtiger gewesen, als sein Räsonnement. In den allgemeinen Behauptungen scheint er besonders in Folgendem gefehlt zu haben.

Den verfeinerten Kunstsinn, heißt es [3], befriedigt nie die Materie, sondern nur die Schönheit der Form, nie die Ingredienzien, nur die Feinheit der Mischung. Wenn dieses wahr ist, wie kann der Verfasser auf den vorhergehenden Seiten von einer dem Dichter nothwendigen glücklichen Wahl des poetischen Stoffes reden, die sich nur an das halten soll, was dem Menschen als Menschen eigen ist? und wie kann er der Bürger'schen Muse ihren sinnlichen Charakter vorwerfen? Die Schönheit der Form kann sich ja auch am Speziellsten zeigen, und auch das Sinnliche läßt sich „fein mischen.“

Mit diesem Widerspruch der Ansichten hängt noch ein anderer Fehlgriff zusammen. Schiller rechnet zur Idealisirung des poetischen Stoffes auch das, daß das Individuelle und Lokale zum Allgemeinen erhoben werde. Namentlich soll der lyrische Dichter keine Seltenheiten, keine streng individuelle Charaktere und Situationen darstellen; er darf eine

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Band 1, S. 399.

[2] Schiller's Werke in E. Bd., S. 1258. 1. u. (Oktavausgabe B. 12, 324 u.).

[3] Schiller's Werke in E. Bd., S. 1276. 2. m. (Oktavausgabe Bd. 12, 408 m.)

gewisse Allgemeinheit in den Gemüthsbewegungen, die er schildert, nicht verlassen. Die späteren Bürger'schen Gedichte werden getadelt, weil sie großentheils Produkte einer solchen ganz eigenthümlichen Lage seien, deren Unideales, welches von ihr immer unzertrennlich sei, den vollständigen und reinen Genuß sehr störe [1]. Schiller verwechselt aber hier das Allgemeine mit dem ächt Menschlichen und Bedeutsamen, und das Gemeine und Unvollkommene mit dem Individuellen und Lokalen. Alles ächt Menschliche, alles Bedeutsame im Menschenleben ist nur dann wahrhaft poetisch, wenn es sich in die individuellsten Lagen hinein verzweigt. Die Lieder an Molly z. B. scheinen uns nicht mit Schiller unpoetisch empfunden! Welch eine tief erschütternde, verhängnißvolle Gemüthslage eines Dichters, an eine Gattin gebunden zu sein, die ihm gleichgültig ist, und ihre eigene Schwester unaussprechlich zu lieben und von ihr eben so geliebt zu werden, mit der sich zu verbinden, ihm konventionelle Gesetze nicht gestatten! Gerade durch dieses ganz bestimmte Verhältniß werden uns alle Lieder, die dasselbe offenbaren, interessanter, beziehungsreicher, wahrer und theurer.

Dieser Forderung gemäß will es Schiller dem lyrischen Dichter auch nicht gestatten, seine augenblicklichen, gegenwärtigen Gemüthsbewegungen darzustellen, sondern er heißt ihn aus der mildernden Erinnerung dichten. Jene Geburten des Affekts seien bloße Gelegenheitsgedichte, denen die idealische Reinheit und Vollendung mangeln müßten. Auf diese Art würde Schiller nicht mehr geurtheilt haben, nachdem er mit Goethe's Genius vertraut war. Arbeitet sich denn der Dichter nicht aus seinem leidenden Zustande empor, zeigt er sich nicht in hohem Grade selbstthätig, wenn er den gegenwärtigen Affekt des Schmerzes, der Liebe, der Schwermuth poetisch gestaltet? mäßigt, bemeistert er ihn nicht? Er steht dann ja nicht mehr unter der Herrschaft der Leidenschaft, sondern er löst sie mit schöner, voller Freiheit des Geistes in ein poetisches Spiel auf. Und wird endlich ein Gedicht, welches

[1] Schiller's Werke in E. Bd., S. 1277. 1. o. (Oktavausgabe B. 12, S. 410).

Goethe sich aus lebendigen, nahen Seelenkräften aufgebaut hat, nicht einen höhern Grad von ergreifender, sinnlicher Wahrheit enthalten, als ein anderes, das Schiller oder Lessing aus der weiten Ferne ihrer Erinnerung herholen, und nur dadurch zu Stande bringen, daß sie den Gegenstand ihrer Begeisterung von ihrer eigenen Individualität sorgfältig loswickeln?[1] Jenes ist immer ein frischer, dieses häufig ein welker Zweig; jenes ein veredeltes Natur-Erzeugniß, dieses bisweilen ein bloßes Kunstprodukt.

Aber Schiller bezeichnet durch solche Ausstellungen den Charakter seiner eigenen lyrischen Stücke der spätern Zeit. Seine Natur und Bildung brachten es mit sich, daß er selbst ganz so dichtete, wie er es von Bürger fordert. Die Beurtheilung ist ein glänzendes Zeugniß, wie ernstlich er es sich angelegen sein ließ, sich wissenschaftlich und sittlich selbst zu läutern, um seine neue poetische Laufbahn würdig anzutreten, und ist in dieser Hinsicht ein unschätzbares Dokument. Sie wirkte bei ihrem Erscheinen bezaubernd auf die Verehrer Schiller's. „Welche Recension," schreibt Baggesen an Reinhold, „übertrifft die von Bürger's Gedichten in der Allgemeinen Literaturzeitung! Daß Schiller der Verfasser sei, hat für mich keinen Zweifel. Lieber Reinhold, kann man nicht mit aller Philosophie, ohne ihr im Geringsten nahe zu treten, und mit aller Religion, ohne verketzert zu werden, diesen Riesengeist unseres seligen Decenniums, diese herrliche Morgensonne der Geschichte, diesen ächt philosophischen Dichter, diesen unaussprechlich bezaubernden Schiller anbeten?"[2]

Seither ist es hinreichend anerkannt, daß Schiller Bürgern einseitig beurtheilte. In dem Streben nach eigener Selbstveredlung leidenschaftlich begriffen, konnte er einem dem seinigen ganz unähnlichen Verdienst unmöglich Gerechtigkeit widerfahren lassen. „Bürger's Talent," sagt Goethe[3], „ist ein entschiedenes deutsches Talent, aber ohne Grund und ohne Geschmack, so platt wie sein Publikum. Schiller hielt

[1] Schiller's Werke in E. Bd., S. 1277. 1. u. (Oktavausg. B. 12, S. 411).

[2] Baggesen's Briefwechsel mit Reinhold, Theil 1, S. 107.

[3] Briefwechsel mit Zelter, Theil 6, S. 49.

ihm freilich den ideell geschliffenen Spiegel schroff entgegen, und in diesem Sinne kann man sich Bürger's annehmen; indessen konnte Schiller dergleichen Gemeinheiten unmöglich neben sich leiden, da er etwas anderes wollte, was er auch erreicht hat." — Bouterweck fällt folgendes treffende Urtheil: „Schiller wollte Bürger's poetisches Verdienst ganz unbefangen würdigen. Aber es mißlang ihm, weil er seine Idealpoesie der Bürger'schen Naturpoesie zum stetigen Muster vorhielt. Er entdeckte auf diese Art die Schattenseite der Bürger'schen Poesie sehr bestimmt. Alle Fehler und Mängel können nicht stärker und richtiger bezeichnet werden, als in Schiller's Recension, die den armen Bürger so tief verwundete, wie kaum einer der harten Schläge des Schicksals, die um diese Zeit ihn trafen. Die schreiende Ungerechtigkeit dieser Recension beruht auch nicht sowohl auf dem Tadel, in welchem sie wenigstens immer zur Hälfte Recht hat, als auf der Kälte des einseitigen Lobes im Gegensatze mit der Wärme des Tadels. Das war es, was Bürger nicht verschmerzen konnte." Aber Schiller's Geist mußte sich manifestiren, und sich in dem festsetzen, was er später ausübte. Dazu wählte er als Form diese Recension.

Zwischen der ersten und zweiten Lieferung von Schiller's philosophischen Schriften in der Neuen Thalia und in den Horen steht die Recension der Gedichte Matthisson's mitten inne. Schiller hatte in Stuttgart den liebenswürdigen Dichter selbst kennen lernen und ließ nun nach seiner Zurückkunft in Jena im September 1794 diese Beurtheilung in die Allgemeine Literaturzeitung einrücken. An der strengern Formelsprache sieht man es diesem Aufsatze recht an, daß er nach dem Studium der Kant'schen Philosophie verfaßt ist, wie noch der vorhergehende vor diese Zeit fällt.

Wie früher bei Goethe's Egmont und Bürger's Gedichten, so geht er auch hier von einem allgemeinen Gesichtspunkte aus. „Bei der Anarchie," schreibt er an Goethe [1], „welche noch immer in der poetischen Kritik herrscht, und bei dem gänzlichen Mangel objektiver Geschmacksgesetze befindet sich der Kunstrichter immer in großer Verlegenheit, wenn er seine

[1] Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, Bd. 1, S. 36.

auf unser Herz, wenn wir sie nicht unmittelbar sehen, sondern nur von ihnen hören. Ein reines (nicht subjektiv motivirtes) Landschaftsgedicht wäre beinahe eben so unwirksam, als es die Beschreibung eines Musikstückes sein würde. Die Wirkung wäre höchstens durch unsere Vorstellungen mühsam vermittelt, also gekünstelt und niemals ästhetisch.

Eine liebliche Musik der Sprache und des Versbaues wird unserem Matthisson Niemand absprechen. Hierdurch ergötzt er unser Ohr. Unser Herz rühren seine Naturschilderungen nur, wo sie eine subjektive, lyrische Färbung haben. Fehlt ihnen diese, so lassen sie uns bei aller Gewalt, die uns der Dichter oder die wir uns selbst anthun wollen, kalt und theilnahmlos.

Gewiß war es Schiller's eigener tiefer Natursinn und die sittliche Grazie in Matthisson's Gedichten, was ihm diese so werth machte. Sein für Naturschönheiten so geöffnetes Herz nahm auch die Naturpoesie in Schutz, und der Dichter Matthisson setzte sich bei ihm durch den Menschen in Achtung. So flossen seine allzu strenge Beurtheilung Bürger's und seine allzu günstige Kritik Matthisson's zum Theil aus Einer Quelle. Ungeachtet er so viel von der Form spricht, sah er doch viel zu wenig auf die poetische Darstellung, sondern machte sein Urtheil nur zu sehr von sittlichen Ideen abhängig. Oder klang noch die sanfte Erinnerung an die vor Kurzem in seinem Vaterlande verlebten, schönen und glücklichen Tage in seiner Seele nach, daß er den Mann, welchen er im Kreise der Seinigen lieben gelernt hatte, so freundlich beurtheilte?

## Neunzehntes Kapitel.

Die Aufsätze: Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen, und: Ueber die tragische Kunst. — Die Abhandlung: Ueber Anmuth und Würde.

Unsere Betrachtung geht jetzt vorerst zu den beiden Abhandlungen über, von denen wir oben angaben, daß sie **vor** dem genauern Studium der Kant'schen Theorie des Schönen und Erhabenen geschrieben seien. Dann legen wir in diesem Kapitel noch die erste Blüthe der Beschäftigung mit der kritischen Philosophie dar.

In dem Aufsatze: **Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen**, welcher zuerst 1792 in dem ersten Stücke der Neuen Thalia herauskam, bietet uns ihr Verfasser die Erstlinge seiner ästhetischen Spekulation an. Er vindicirte den schönen Künsten eine selbstständige Bedeutung, und will sie daher nicht (wie er selbst bisher die Poesie zum Theil behandelte) als bloße Dienerinnen der Moral angesehen wissen. Ihr Zweck sei das **freie** Vergnügen, d. h. dasjenige, wobei die angenehme Empfindung nicht aus blinder Naturnothwendigkeit, sondern aus dem Spiele unserer Vorstellungen entspringe. Dieses freie Vergnügen beruht also auf moralischen Bedingungen, und kann auch nur durch

moralische Mittel hervorgebracht werden. Ein freies Vergnügen empfinden wir aber über alles, was wir uns als übereinstimmend, als zweckmäßig vorstellen. Nun bestimmt Schiller die Klassen unserer zweckmäßigen Vorstellungen, freilich auf eine wenig befriedigende Weise, und verweilt dann insbesondere bei dem Rührenden und Erhabenen, welches letztere aus einer Zweckmäßigkeit entspringe, der eine Zweckwidrigkeit zu Grunde liege. Die dem Erhabenen korrespondirende Empfindung, die Rührung, vereinige daher Vergnügen und Schmerz, sie sei eine Lust an dem Leiden. Keine Zweckmäßigkeit aber erfreue uns mehr, als die moralische, besonders dann, wenn sie im Kampfe mit einem Naturzweck oder einer niedrigern moralischen Zweckmäßigkeit die Oberhand behalte. In diesem siegenden Widerstreit stellt uns vorzugsweise die Tragödie die menschliche Freiheit dar. In Koriolan siegt die Vaterlandsliebe über die Selbstliebe, in Timoleon die republikanische Pflicht über die brüderliche Liebe. Was nun aber unser tragisches Vergnügen an den Handlungen eines Verbrechers betrifft, so entspringt dieses aus dessen Reue und Selbstverdammung, welche die glänzendste Huldigung des sittlichen Gesetzes ist; oder die Klugheit und konsequente Kraft eines Bösewichts ergötzt schon an und für sich, wofür auf ein früheres Urtheil Schiller's über Alba's kluge Vorsicht in der Recension vom Egmont hingewiesen werden kann [1]; oder wir nehmen endlich einen Antheil an einer erfinderischen Bosheit, weil sie eine moralische Zweckmäßigkeit, welche dargestellt werden soll, nur um so leuchtender hervortreten läßt. Doch muß überall eine zweckmäßige Bosheit, wenn sie gefallen soll, vor der moralischen Zweckmäßigkeit zu Schanden werden.

Diese letztern Gedanken sind besonders wahr und überzeugend durchgeführt, wobei es nur auffällt, daß sich da, wo doch zunächst von der Tragödie die Rede ist, der Wollüstling Lovelace und die tugendsame Clarissa aus Richardson's bekanntem Romane als Beispiele beigezogen und erörtert finden [2]. Ueberhaupt hat Schiller schon in diesem ersten

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1283. 1. u. (Oktavausg. B. 12, S. 440 ...

[2] Wir wissen, daß Schiller auf dieses Buch sehr viel hielt; vergl. Fr. v. Wolzogen, Theil 1, S. 228.

Aufsatze seinen eigenen Genius würdig und kräftig ausgesprochen, und Manches angedeutet, was er später, zum Theil in eigenen Abhandlungen, weiter auseinandersetzte. Nur in den Prinzipien scheint ihm Einiges nicht gelungen zu sein. Wenn er das geistige Vergnügen zum Endzweck der Künste macht, so gibt er sie gegen seinen eigenen Sinn doch nur in den Dienst einer feinern Sinnlichkeit, denn jedes Vergnügen, jede angenehme Empfindung ist sinnlich. In dem Aufsatze tritt ein noch später beibehaltenes Streben hervor, die Künste, die Dichtungsarten, z. B. die Arten der Tragödie, a priori nach philosophischen Begriffen und Empfindungsweisen zu rubriciren und zu ordnen. Aber die Begriffe, welche für die „Zweckmäßigkeit“ „erschöpfend“ sein sollen, nämlich: gut, wahr, vollkommen, schön, rührend und erhaben, sind hierzu schon deßwegen untauglich, weil sie nicht aus einander, sondern in einander liegen. Das Gute z. B. kann auch das Vollkommene sein [1]. Und überdieß werden nur das Schöne und Erhabene ästhetisch empfunden, und das Gute, Vollkommene und alles andere sind nur in so fern Gegenstände der Kunst, als sie in schöner oder erhabener Form vorgeführt werden. Endlich hat Schiller auch darin nicht wohl gethan, daß er dem Rührenden gleichen Rang mit dem Erhabenen einräumte. Wenn das Ziel der Kunst das Vergnügen wäre, und die Rührung im Vergnügen am Leiden bestände, so würde ein Schauspiel, welches nur recht rührte, ein Meisterwerk

[1] Eine Stelle, worin Schiller doch selbst überphilosophisch geworden zu sein glauben mochte, ließ er später aus. In der Neuen Thalia steht nämlich (nach den Worten der Ausgabe in Einem B., S. 1170, 2, ganz unten: „des Rührenden und des Schönen verwechselt“) noch folgender Abschnitt: „Unter der rührenden Gattung in der Dichtkunst behaupten die Epopee und das Trauerspiel den vorzüglichsten Rang. In der erstern ist das Rührende dem Erhabenen, in dem letztern das Erhabene dem Rührenden beigesellt (?). Wollte man von diesem Leitfaden weiter Gebrauch machen, so könnte man Dichtungsarten aufstellen, die das Erhabene allein, andere die das Rührende allein behandeln (?). In noch andern würde sich das Rührende mit dem Schönen vorzüglich gatten, und zu der zweiten Ordnung der Künste den Uebergang bahnen. So könnte man vielleicht diesen Faden auch durch diese, die schönen Künste fortführen, und an dem höchst Vollkommenen einen Rückweg zum Erhabenen finden, wodurch der Kreis der Künste geschlossen würde.“

sein, und die Kotzebue'schen Effektstücke wären gerechtfertigt. Vielmehr ist das Rührende nur eine zufällige, unwesentliche sinnliche Unterlage und Einfassung des Erhabenen. Das Rührende und Erhabene stehen in umgekehrtem Verhältnisse zu einander; das ächte Erhabene erhebt uns auch über die Rührung. An eine eigene schöne Kunst des Rührenden aber kann gar nicht gedacht werden.

Daß diese falsche Theorie einen außerordentlich großen Einfluß auf Schiller's nachherige poetische Praxis ausübte, wird später erhellen. In seinen meisten dramatischen Stücken der dritten Periode überwiegt das Rührende das Erhabene, und zu einer reinen Darstellung des Erhabenen hat Schiller sich doch nur selten erhoben. Uebrigens hängt diese Ueberschätzung des Rührenden mit einem sentimentalen Gemüthszuge zusammen, auf welchen wir schon früher aufmerksam machten[1]. Die weichen Gefühlsstimmungen des Herzens trugen in dieser und der folgenden Abhandlung über das hohe Bewußtsein der Geistesselbstständigkeit den Preis davon.

Der bald nachher geschriebene Aufsatz: Ueber die tragische Kunst[2], geht von der bekannten Erfahrung aus, daß das Spiel der Affekte immer etwas Angenehmes für uns hat, wenn wir nur in einer freien, unbefangenen Geistesverfassung sind. In diesem Falle ergötzen uns sogar, und zwar in hohem Grade, unangenehme, schmerzhafte Gemüthsbewegungen. Schiller findet, in Uebereinstimmung mit der eben erörterten Untersuchung, die Ursache dieser Thatsache in der sittlichen Natur des Menschen. In dem Grade nämlich, als der Mensch sein sittliches Vermögen ausgebildet habe, sei er im Stande, seine schmerzhaften Affekte, die aus seiner sinnlichen Natur stammen, zu beherrschen und in den gehörigen Schranken zu halten. Hiernach erklärt er dann das Vergnügen des Mitleids. Nämlich gerade durch den Angriff, welchen das Mitleid auf unsere Sinnlichkeit mache, werde die sittliche Selbstthätigkeit unserer Vernunft aufgeregt, und also der Zustand in uns herbeigeführt, welcher für uns der zweckmäßigste,

[1] Siehe Theil 2, S. 100 und 111.

[2] Er stand zuerst im zweiten Hefte der Neuen Thalia vom Jahre 1792.

und somit der befriedigendste und erfreulichste sei. Die tragische Kunst aber habe sich dieses Vergnügen des Mitleids insbesondere zum Zweck gesetzt.

Nach dieser Grundlegung führt der Verfasser aus, wie das Vergnügen des sympathetischen Leidens geschwächt werde, wenn sich die Person, welche wir sonst bemitleiden müßten, durch ein Uebermaß der Thorheit oder der Schlechtigkeit unsere Geringschätzung oder unsern Abscheu zuziehe. Ja er behauptet, daß das Mitleid auch gestört werde, wenn das Unglück des Leidenden von der Bosheit eines Andern, und auch, wenn es von einem blinden Schicksale ausgehend gedacht werde. Er will daher auf eine höchst merkwürdige Weise, in der neuern Tragödie das Schicksal der Alten durch die Vorsehung verdrängt wissen. Aber das Vergnügen des Mitleids, welches allein aus der Sittlichkeit fließe, werde auch vermindert, wenn die Leiden eines Unglücklichen zu groß seien, so daß der bloße theilnehmende Schmerz in uns die Oberhand habe[1].

Wodurch aber wird das Vergnügen des Mitleids am unfehlbarsten und am stärksten geweckt? — Schiller antwortet, dadurch, daß uns fremdes Leiden vorgestellt und nicht allein erzählt werde, daß die sympathetischen Eindrücke wahr, d. h. den allgemeinen und nothwendigen Bedingungen der menschlichen Natur angemessen seien, daß die dargestellte Handlung vollständig charakterisirt sei und als solche aufgefaßt werde, und (was eigentlich schon hieraus folgt) daß sie eine Dauer habe.

Und aus diesen Elementen erbaut er sich dann die Idee und den Begriff der tragischen Kunst, nur daß er die Begriffe der dichterischen Nachahmung leidender Menschen noch mit hinzunimmt. Der Zweck der Tragödie besteht darin,

[1] Schiller hat nicht wohl gethan, hier wo er von den Umständen spricht, die das Mitleid im Allgemeinen einschränken oder zerstören, schon Beispiele aus tragischen Werken zu wählen. Diese Untersuchung ist rein psychologisch, und ihr Verfasser verspricht sie auch nach „der gewöhnlichen Erfahrung" anzustellen; die Anwendung auf das Trauerspiel war später zu machen. Was bei dieser Gelegenheit an dem König Lear getadelt wird, ist unrichtig. Sein übergroßes Leiden läßt uns seinen Unverstand gar nicht mehr in Anschlag bringen; das tragische Mitleid bleibt also unbeeinträchtigt. Es wäre vielmehr gräßlich, einen Menschen in diesem Grade unglücklich zu sehen, wenn wir ihn ganz und gar nicht schuldig wüßten.

unser Mitleiden zu erwecken, uns zu rühren. Die Mittel, die der Dichter bei der Behandlung seines Gegenstandes anwendet, um ihn rührend zu machen, machen die *Form* der Tragödie aus.

Dieser ganze Aufsatz ist also eine *Konstruktion des Begriffes der wahren Tragödie aus ihren Elementen*. Er kann in so fern als ein Ganzes angesehen werden, ungeachtet Schiller in der Thalia eine (nicht erschienene) Fortsetzung von demselben verspricht.

Schiller versuchte hier die Theorie des Drama's mittelst einiger Elemente der Aristotelischen Lehre weiter auszubilden. Von Aristoteles sind z. B. die Gedanken entlehnt, daß die Tragödie Mitleid erregen solle, daß sie eine Darstellung gegenwärtiger Handlungen und keine Erzählung sei, und daß sie mittelmäßigen, oder, wie Schiller sagt, gemischten Charakteren vor ganz bösen und ganz guten den Vorzug gebe[1].

Aber so viel Geistreiches und Vortreffliches diese Abhandlung auch im Einzelnen enthält, so vermag sie dennoch nicht die Ansprüche der Wissenschaft zu befriedigen. Der Hauptfehler der vorhergehenden Abhandlung kehrt hier, unter andern Mißgriffen, zurück.

Alle mitgetheilte Affekte nämlich, angenehme und traurige, ergötzen uns, weil sie unsere Lebensgeister in Bewegung setzen und uns hierdurch unterhalten. Das *Vergnügen* des Mitleids ist, wie jedes Vergnügen, sinnlicher Art, und durchaus nicht aus der sittlichen Natur des Menschen abzuleiten. Auch ein *höheres, feineres, geistiges* Vergnügen kann hierdurch seine Gattung nicht überhüpfen[2]. Daher ist die ganze Untersuchung, durch welche Bedingungen das *Vergnügen* des Mitleids vorzüglich befördert und geschwächt werde, unergiebig (denn dieses Vergnügen inhärirt dem

[1] *Aristoteles'* Poetik, im 6. und 13. Kapitel, worüber man Lessing's Hamburgische Dramaturgie, Theil 2, Stück 74 u. ff. vergleiche. Daß Schiller den Aristoteles damals studirte, ist schon oben Theil 2, S. 258 bemerkt.

[2] Schiller meint, seine Ansicht durch „eine bündige Theorie des Vergnügens, *wenn wir sie hätten*," begründen zu können (Ausgabe in E. B. S. 1170. 1. o., Oktavausg. B. 11, S. 511). Es ist aber sehr mißlich, sich auf etwas zu berufen, was nicht da ist.

Affekt des Mitleids und richtet sich ganz nach dem Grade und der Beschaffenheit desselben), und Schiller selbst geht auch von jener Frage zu der von ihr verschiedenen hinüber: Wodurch wird das Mitleid selbst am besten erzeugt und am meisten beschränkt? Dieses Hin- und Herschwanken zwischen dem Vergnügen des Mitleids und dem Mitleid selbst macht den größern Theil der Abhandlung unklar.

Dagegen ist das Mitleid an sich eine mit unsern sittlichen Kräften zusammenhängende, rein menschliche Regung. Schiller hat das Menschliche für etwas Sinnliches, wie das Sinnliche für etwas Menschliches angesehen.

Die Rührung aus Mitleid kann darnach nicht Zweck der Tragödie sein, und Schiller hat nicht wohlgethan, hierin von Aristoteles abzugehn. Wenn die Tragödie das *Vergnügen* des Mitleids bezweckte, so liefe sie auf eine feinere Sinnlichkeit hinaus; und wenn sie nur Rührung bezweckte, so wäre es nicht viel besser um sie bestellt; denn es gibt eine rüstige und sentimentale, eine erhebende und gemeine, eine tiefe und eine flache Rührung, und ähnliche Unterschiede gelten auch vom Mitleid. Nun ist es klar, daß die Tragödie nicht *jede* Rührung des Mitleids zu erwecken sucht, sondern gewiß nur die rüstige, erhebende, tiefe Rührung im Auge hat. Wodurch aber erhält der rührende Affekt des Mitleids gerade diese Eigenschaften?

Wenn der Unglückliche, den wir leiden sehen, vor unsern Augen zugleich hervorragende Eigenschaften der Einsicht, der Kraft, der sittlichen Güte entfaltet, so gesellen sich unserer schmerzlichen Theilnahme die Affekte der *Achtung* und *Bewunderung* bei. Diese regen unsere sittliche Natur, die Selbstthätigkeit unserer Vernunft auf, sich ihre übersinnlichen Ideen zum Bewußtsein zu bringen. Wir fühlen daher nicht ein niedriges, erschlaffendes, sondern ein erhabenes, stärkendes Mitleid, welches allein das würdige Ziel der tragischen Kunst sein kann.

Und hier ist der Punkt, in welchem die Aristotelische Theorie mit der Lehre Kant's zusammenfällt. Aristoteles sagt, die Tragödie solle durch Mitleid und Furcht eine Reinigung

dieser und ähnlicher Gemüthsbewegungen bewirken. Wie bewirkt sie diese Reinigung? Dadurch, daß sie das Mitleid in die sittlichen Affekte der Achtung und Bewunderung gleichsam verwandelt und auflös't. Das Mitleid ist nur ein Mittel, die höchsten, herrlichsten Kräfte in uns wach zu machen und in ein lebendiges Spiel zu setzen; und es verschwindet, wenn es diesen Dienst geleistet hat, in dieser erhabenen Geistesstimmung, wie die Wolke im reinen Aether. Dieß ist, mit Kant zu reden, die höhere, sittliche Zweckmäßigkeit, welche uns aber nicht zum Bewußtsein kommen könnte, wenn wir nicht in dem Gegenstande unseres Mitleides zugleich einen Gegenstand unserer Achtung oder Bewunderung erblickten. Nur was ein Symbol des Göttlichen ist, kann das Göttliche in uns wach machen. Nur dadurch, daß die mitleidende Rührung auf einem hohen Menschen, auf einer bedeutungsvollen Handlung haftet, kann sie sich Bahn brechen zur Tiefe unseres Wesens. Für sich allein ist sie stumpf, unthätig, entnervend, untragisch.

Weil Schiller annahm, daß das Mitleid an und für sich (auch ohne Achtung und Bewunderung) unsere sittlichen Kräfte in Wirksamkeit zu setzen vermöge, mußte seine ganze Erklärung, wie dieser Proceß des höchsten tragischen Effekts von statten gehe, unbefriedigend ausfallen. In der Angabe des Zweckes der Tragödie aber hat er offenbar seinen eigenen hohen Genius nicht würdig interpretirt; denn das Mitleid, welches Aristoteles zum bloßen Mittel machte, sieht er als den Zweck an. Und auch darin hat er nicht das Rechte getroffen, daß er in seiner Angabe des Zweckes der Tragödie nur des Mitleides und nicht auch, mit Aristoteles, der Furcht erwähnt. Denn wie jenes, so reißt auch diese, welche uns da, wo wir Andere bejammern, für uns selbst zu zittern zwingt, die Bollwerke unserer sinnlichen Natur nieder, und öffnet den Ideen einen freien Spielraum. Die tragische Rührung, bemerkten wir schon oben, soll auch tief, sie soll ergreifend, erschütternd, zerreißend sein. Das wird sie aber nur dann, wenn das Schicksal, welchem wir unseres Gleichen erliegen sehen, vor uns selbst als eine furchtbare Macht hintritt. Nur dann steigen die Ideen in ihrer ganzen Erhabenheit in uns

auf. Wir flüchten uns nur dann in die überirdische Welt, wenn wir uns in der irdischen ganz verwais't fühlen.

Dieser Lehre Kant's gemäß kann die ächte Tragödie die Furcht des Aristoteles nicht entbehren.

In diesen beiden Aufsätzen wollte sich Schiller über sein dramatisches Geschäft verständigen, wodurch sie sich an ähnliche, weniger eindringende Versuche der ersten Periode anschließen [1]. In den folgenden Abhandlungen suchte er, sich zum Allgemeinen erhebend, Aufschluß über das Sittlichschöne und Erhabene selbst, bis seine Darstellungen in der dritten Periode sich zu mehr praktischen Gegenständen hinneigten, da er sich selbst wieder zur Ausübung anschickte.

Nachdem er, nach leidlicher Wiedergenesung von seiner schweren Krankheit im Jahr 1791, in Kant's Theorie des Schönen und Erhabenen eingedrungen war, gelang es ihm, eine Arbeit in die Thalia einrücken zu lassen, welche an Umfang und Werth Alles übertraf, was er bisher über Aesthetik geschrieben hatte. Diese Abhandlung: Ueber Anmuth und Würde, erschien zuerst im zweiten Hefte der Neuen Thalia vom Jahre 1793.

Der menschliche Körper, entwickelt Schiller, zeigt uns zwei Arten der Schönheit. Die eine entspringt aus seiner sinnlichen Natur, und heißt die fixe, die architektonische oder die Schönheit des Baus. Da aber die Gestalt auch unter dem Einfluß der Person oder der Freiheit steht, so gibt es auch eine Schönheit des Spiels oder Ausdrucks, eine bewegliche Schönheit, die Anmuth, welche auf den willensthätigen, sich dem Körper mittheilenden Bewegungen der Seele beruht.

Die anmuthige Bildung gehört zur sprechenden, mimischen Bildung, sie unterscheidet sich aber von dieser dadurch, daß sie auch zu ihres Eigenthümers Vortheil spricht, d. h. daß sie eine moralische Empfindungsart und Fertigkeit ausdrückt. Sie erfolgt nämlich, wenn freie Willensbewegungen und sinnliche Affekte, wenn Pflicht und Neigungen, Vernunft und Sinnlichkeit in uns zusammenstimmen.

[1] Siehe Theil 1, S. 127 und 234 ff.

Diese Harmonie unserer sittlichen und sinnlichen Kräfte bildet nämlich die schöne Seele; und deren unabsichtlicher Ausdruck in der Erscheinung ist die Anmuth oder Grazie.

Aber wenn dagegen die Gesetzgebung der Natur mit der Gesetzgebung der Vernunft in Widerstreit gerathen, und der Mensch seine Neigung dem Pflichtgebote unterwirft, so handelt er moralisch groß oder erhaben.

Der Ausdruck dieser sittlichen Geisteskraft in der Erscheinung ist Würde. Dieselbe liegt also in der sichtbaren Beruhigung unserer sinnlichen Bewegungen mittelst unserer moralischen. —

Dieß sind etwa die Fundamentalgedanken dieser Abhandlung, welcher schon Kant, der vollgültigste Gewährsmann, das Zeugniß gibt, daß sie mit Meisterhand verfaßt sei [1]. Um die Anmuth und Würde in ihren Geburtsstätten aufzusuchen, und sie gleichsam vor unsern Augen entstehen zu lassen, entwickelt Schiller die wichtigsten Begriffe unserer Natur, den Begriff der Schönheit, der Freiheit, Naturnothwendigkeit und vieler anderer, und enthüllt die Oekonomie unserer sittlichen Kräfte, die Gesetzgebung unserer praktischen Vernunft. Indem er in der Anmuth und Würde die entferntesten Spuren des Persönlichen im Menschen, der Pflicht und Freiheit, anerkennt, macht er, von jenen Endpunkten aus bis zum Uebersinnlichen vordringend, einen langen Weg durch das ganze Gebiet des Geistes, und läßt auf dieser großen Strecke auch das selten unberührt, was ihm auch nur zur Seite liegt. Die Abhandlung ist daher mit eben dem Recht eine moralische, als eine ästhetische zu nennen; denn ihr Verfasser schöpft ja das Schöne, von welchem hier die Rede ist, nur aus sittlicher Quelle. Indem aber alles so sorgfältig erörtert und so tief untersucht ist, und indem in dem Aufsatze bei aller Strenge der Forschung, bei seinem systematischen Gange und seiner schönen Abrundung, dennoch so viele Ausbeugungen nach allen Seiten hin vorkommen; ist derselbe geschmückt mit einem grossen Reichthum der mannigfaltigsten Ideen, mit unvergleichlich schönen Ausführungen, mit scharfsinnigen Unterscheidungen und

[1] Kant's Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft, S. 10.

mit einer Fülle feiner, mit dem zartesten Gefühl aus dem Leben gegriffener Bemerkungen. Die vergleichende Charakteristik der Anmuth und Würde nebst beider Abarten gegen das Ende der Darstellung ist unübertrefflich. Man muß das Ganze mehrere Mal lesen, und zwar mit dem Ernst, mit welchem es Schiller geschrieben hat, wenn man sich seiner ganzen Ideenfülle bemächtigen will. Und je mehr man sich mit dieser Darstellung vertraut macht, desto mehr wird man sich darüber wundern, in welchem Grade ihr Verfasser spekulativen Tiefsinn mit freiem Beobachtungsblick vereinigte, und mit welchem hohen Reiz er seine mühsamen, trockenen Untersuchungen auszustatten wußte. Unter seinen Händen ist die Schrift selbst ein den Ideen, über welche sie handelt, ganz ähnliches Gebilde geworden.

Nach dieser skizzenartigen Charakteristik ist es unsere Pflicht, für die tiefer Eindringenden die Grundgedanken der Schrift näher zu beleuchten, und namentlich auf Einiges aufmerksam zu machen, was in unserer vorgeschrittenen Zeit sich als fehlgegriffen hervorstellt. Doch läßt uns der Zweck und Umfang unseres Werkes hier, wie überall, nur gemeinverständliche Winke geben.

Schon in den beiden vorhergehenden Abhandlungen zeigt sich in der Denkweise Schiller's eine Grundabweichung von Kant, welche hier umfassender und ausdrücklich hervortritt. Dort hatte er nämlich, in Widerspruch mit diesem, den Zweck der Kunst auf das Vergnügen, und den der Tragödie auf das Vergnügen an der Rührung oder am Mitleid zurückgeführt. In der Abhandlung: Ueber Anmuth und Würde, sucht er den Ursprung des Schönen im Sinnlichen auf, und verweis't zweimal [1] auf eine zukünftige Analytik des Schönen, in welcher er diese Ansicht näher rechtfertigen werde.

Man sieht aus diesen Differenzen im Allgemeinen, daß unserem seelenvollen Denker Kant's ästhetische Theorie zu kalt, trocken und todt vorkam, und daß er sie durch die sinnlichen und praktischen Kräfte unserer Natur, durch Empfindung,

[1] Schiller's Werke in E. Bd., S. 1145. 1. o. (Oktavausg. B. 11, S. 397 u.), und S. 1146. 2. m. (Oktavausg. B. 11, S. 405. o.).

Gefühl, Gemüth und die Affekte beleben zu müssen glaubte. Dieser Tadel wurzelte in dem humanen Lebensprinzip Schiller's, — damit ich mich seines eigenen Ausdruckes bediene, in der sentimentalischen Art, wie er selbst dichtete und sich des Schönen und Großen in der Kunst und Natur erfreute. Aber in einen noch entschiedenern Gegensatz stellte ihn seine ganze Auffassung der Dinge zu Kant's moralischem Rigorismus, welcher die beiden Prinzipien des Menschen, Neigung und Pflicht, Sinnliches und Sittliches, als zwei unversöhnliche Feinde einander gegenüberstelle, und so das zerreiße, was die Natur verbunden habe, harmonisch mit einander zu wirken, zur Darstellung der vollendeten Menschheit. Das Seelenvolle, das Innige, das rein Menschliche, das Versöhnende und Vermittelnde, also gerade den herrlichsten und reichsten Schatz seines eigenen Herzens und Geistes, vermißte Schiller in der Kant'schen Philosophie. So trat er dann das erste Mal, wo er sie öffentlich namhaft machte, in der vorliegenden Abhandlung in diesem Punkte als ihr Gegner auf[1].

Betrachten wir nun die einzelnen Zweige dieser Grundverschiedenheit, so ist aus dem, was wir früher sagten[2], klar, daß das Vergnügen der Zweck des Schönen und Erhabenen und der Kunst nicht sein könne. Die Kunst und die Beschäftigung mit ihr trägt, wie alles Edle, ihren Zweck unmittelbar in sich selbst, und findet ihn in einer harmonischen Belebung unserer edelsten Kräfte.

Auch was die zweite Abweichung betrifft, kann Schiller das Recht unmöglich auf seiner Seite haben. Kant hat in seiner unsterblichen Kritik der Urtheilskraft unwiderleglich nachgewiesen, daß das Schöne keine Eigenschaft der Dinge ist, sondern daß die Dinge nur die Bedingungen enthalten, welche erforderlich sind, um die Einbildungskraft in ein solches Spiel zu setzen, daß sie sich mit dem Verstande das Schöne selbst erzeugen könne. Dagegen läßt Schiller, um die Anmuth von

[1] Schiller's Werke in E. Bd., S. 1152. 2. u. folg. (Oktavausg. B. 11 S. 132).

[2] Siehe oben S. 309 f.

der architektonischen Schönheit charakteristisch zu unterscheiden, diese aus der Sinnenwelt entspringen; er macht den Sinn zu ihrem „völlig kompetenten Richter;“ er erklärt die Schönheit für etwas „bloß Sinnliches,“ für einen „bloßen Effekt der Sinnenwelt“ [1]. Dadurch aber würde das Schöne offenbar mit dem Angenehmen ganz zusammenfallen, von dem es doch Kant für immer geschieden hat. In das also entsprungene Schöne, fährt dann Schiller fort, legt die Vernunft ihre Ideen hinein, sie behandelt das bloß Sinnliche wie etwas Uebersinnliches, und wegen dieses symbolischen Gebrauches gefällt es unserer Vernunft. Nein! schon vor diesem Gebrauch gefällt das Schöne nicht der Vernunft, sondern dem Geschmack, und durch jene Entrückung in das Uebersinnliche wird dasselbe verfälscht. Die Schönheit, behauptet Schiller, ist als die Bürgerin zweier Welten anzusehen, deren einer sie durch Geburt, der andern durch Adoption angehört; sie empfängt ihre Existenz in der sinnlichen Natur, und erlangt in der Vernunftwelt das Bürgerrecht [2]. Im Reich des Geistes gibt es aber keine solche willkührliche Standeserhöhungen, wie im bürgerlichen Leben, sondern das Gemeine und Sinnliche ist, auch unendlich gesteigert, dennoch immer dasselbe, was es von Anfang an war.

Es bleibt uns endlich noch die dritte Abweichung von Kant zu betrachten übrig. Es war Schiller's innigste Ueberzeugung, daß die Neigung der Sinnlichkeit mit der Pflicht der Vernunft übereinstimmen könne, und den sichtbaren Ausdruck dieser freundlichen Eintracht nannte er eben Anmuth, Grazie. Aber Kant bemerkte später gegen diese Ableitung der Anmuth mit Recht [3], daß sich die Anmuth dem Pflichtbegriffe eben wegen seiner Würde und Erhabenheit nicht beigesellen lasse. Und allerdings könnte diese Uebereinstimmung unserer Sinnlichkeit mit unserer Vernunft nur der Erfolg einer vollkommenen Unterwerfung jener durch diese sein. Wäre aber einer solchen Uebereinstimmung nicht die höchste

[1] Schiller's Werke in E. Bd., S. 1144. 1. m. (Oktavausgabe B. 11, S. 393 f.).

[2] Ebendas. S. 1144. 2. m. (Oktavausg. B. 11, S. 396).

[3] Kant's Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft, S. 11.

Erhabenheit aufgedrückt? zeigte sie nicht die größeste Würde? Diese tritt eigentlich nicht (wie es Schiller annimmt) im Augenblick des Kämpfens mit der Sinnlichkeit und der Leidenschaft, sondern sie tritt in ihrem vollen Glanze erst dann hervor, wenn diese bereits bekämpft sind. Sie liegt also nicht sowohl in der Beherrschung der unwillkührlichen Bewegungen, welche unsere Empfindungen und Affekte dem Körper mittheilen, sondern gerade umgekehrt in der Abwesenheit dieser Bewegungen, wenn wir sie naturgemäß erwarten müssen, und wenn wir zugleich überzeugt sind, daß diese sinnliche Ruhe und Affektlosigkeit die Wirkung der Selbstbeherrschung ist. Würde zeigt sich daher in einer gleichmäßigen Ruhe bei allem Wechsel der Schicksale, in der Furchtlosigkeit, der Geistesgegenwart, in der Standhaftigkeit gegen den lockenden Sinnenreiz, wenn es nur augenscheinlich ist, daß diese Eigenschaften wenigstens zum Theil das eigene Werk des Menschen sind, der sie uns in seiner Erscheinung an den Tag treten läßt. Ja auch selbst dann, wenn sie nur Temperamentstugenden sind, haben sie das Gepräge der Würde an sich. In allen diesen Fällen gehorcht die sinnliche Natur der sittlichen, und stimmt mit ihr überein. Die Anmuth kann aber hier nicht aufkommen, sie würde vor der Würde verschwinden, wenn sie sich zeigen wollte.

Aus dem übersinnlichen Princip in uns (aus der Freiheit, der Vernunft, oder mit welchen Namen es Schiller sonst noch bezeichnen mag) scheint also nur die Würde, nicht auch die Anmuth hervorzugehen. Schiller möchte also in seiner Ableitung der Grazie zu hoch gegriffen haben. Dieß scheint auch aus Folgendem hervorzugehen.

Wenn die Anmuth die Uebereinstimmung der sinnlichen Neigung mit der Pflicht in der äußern Erscheinung wäre, so müßte sie mit unserer Selbstveredlung in höherm Alter zunehmen; und wir müßten, je besser und älter wir würden, um so mehr an Würde einbüßen, wenn diese nur in der augenblicklichen Beherrschung unserer Triebe durch die moralische Kraft sich zeigte. Denn je mehr Triebe wir in dauernde Uebereinstimmung mit unserer sittlichen Natur gebracht hätten, um desto mehr Zuwachs würde die Anmuth gewinnen, um

desto weniger Spielraum der Würde übrig bleiben. Am Ende unserer Bildung würden wir aller Würde los und ledig sein, und wären wir überschwenglich anmuthig geworden. Die Erfahrung aber lehrt, daß gerade umgekehrt das frühere Lebensalter und eine niedrigere Kulturstufe der Anmuth am meisten theilhaftig sind, und daß die Anmuth allmählig in die Würde, aber nicht umgekehrt diese in jene übergeht. Das Kind, der Jüngling haben Anmuth, der Mann und Greis Würde. Und selbst bei Frauen, bei denen doch die Grazie eigentlich einheimisch ist, verliert sich mit den Jahren der anmuthige Ausdruck in den edeln, welcher den würdevollen Ausdruck des Mannes nahe berührt.

Wir sprachen oben von einer selbsterkämpften Harmonie der Geisteskräfte, welche die Frucht der bezwungenen sinnlichen Triebe sei, und welche nur die höchste Würde zu ihrer Begleiterin habe. Schiller läßt die Anmuth aber eigentlich aus einer andern, einer natürlichen, freien, ursprünglichen Uebereinstimmung fließen, welche entstehe, wenn der sittliche Wille anfange, die Natur in Handlung zu setzen, und die (sinnliche) Neigung seine Parthei ergreife und ihm nachfolge. Dieß ist der Born der Schiller'schen Grazie. Hier begreift man aber nicht, wie der sinnliche Trieb, roh und unbändig, wie er ursprünglich ist, ein solches edle Interesse am Sittlichen zu nehmen im Stande sei, daß er für dieses sogar „eine mitwirkende Parthei" sein könne. Man müßte denn annehmen, daß er jenes Interesse nur zeige, wenn dasselbe mit seinem eigenen zusammentreffe, wobei man sich freilich auch auf sein Mitwirken wenig verlassen könnte. Aber auch die Möglichkeit einer solchen Nachfolge zugegeben, wie wäre jener Anfang des sittlichen Willens im Kindesalter möglich, welchem doch gerade die meiste Anmuth zukommt? Wo findet man, ruft Schiller selbst aus, seiner eigenen Theorie vergessend, mehr Anmuth, als bei den Kindern?[1] die doch ganz unter sinnlicher Leitung stehen. Seine Theorie schließt gerade die Anmuthigsten von der Anmuth aus.

[1] Schiller's Werke in E. Bd., S. 1157. 2. m. (Oktavausgabe B. 11, S. 454).

Und endlich widerspricht Schiller dieser Deduktion aus dem Idealen selbst. Er sagt, der Mensch müsse alles mit Anmuth thun, was er innerhalb seiner Menschheit verrichten kann, und alles mit Würde, was zu verrichten er über seine Menschheit hinausgehen müsse. Deßwegen hätte er aber auch selbst die Anmuth im Menschlichen suchen und sich nicht in's Uebermenschliche, in das Reich der Freiheit, versteigen sollen.

Wenn aber Schiller die Anmuth unrichtig abgeleitet hat, so möchte Kant dieselbe gar nicht wissenschaftlich ableiten können, denn er hat in seinem ganzen Moralsystem keine Stelle für sie, weil dasselbe mangelhaft ist.

Kant's Moralphilosophie läßt das ganze thätige Menschenleben nur durch zwei entgegengesetzte Prinzipien, durch Pflicht und Neigung, in Bewegung gesetzt werden, und schließt das ganze große dazwischenliegende Gebiet der rein menschlichen Anforderungen aus. Das Sittengesetz haben wir mit höhern Geistern, die sinnlichen Triebe mit den Thieren gemein. Als ein besonderes Eigenthum kommt uns nur das Vermögen und der Trieb zu, unser Leben, natur- und zeitgemäß, edel zu gestalten, harmonisch zu entwickeln. Die Pflicht gebietet uns, die Sinne nöthigen uns, dieser eigenthümlich menschliche Trieb räth uns. Ueber und unter der Menschheit hat der Mensch zu gehorchen, entweder einem göttlichen Gebot oder einem thierischen Bedürfniß; innerhalb seiner Menschheit erfreut er sich einer freien Wahl. Die Pflicht fordert unsere Achtung, die Sinne erschleichen unsere Neigung, diese menschlichen Anforderungen erwecken unsere reine Liebe. In dieses Gebiet fällt die freie, humane Ausbildung unserer geistigen und körperlichen Anlagen, nach der tausendgestaltigen Verschiedenheit, wie sie sich unter den Menschen findet, und hierher gehören alle Tugenden der Theilnahme, des Wohlwollens, der Freundschaft, der Liebe, welche im Kleinen und Großen das sociale Leben in reicher Fülle auch da noch verherrlichen und veredeln, wo die strenge Pflicht verstummt. Kurz alles, was wir zart, milde, edel und schön nennen, sieht man in dieser mittlern Sphäre der Humanität in fröhlicher Eigenthümlichkeit emporsprossen.

Wo allein die, höchstens durch den klugen Eigennutz gemäßigte Sinnlichkeit waltet, ist das Leben roh und gemein; wo die einsame Pflicht herrscht, ist dasselbe bei allen einzelnen großartigen Gestalten, welche in ihm hervorragen, hart und genußleer. Nur wenn auch diese humanen Ansprüche unseres Wesens befriedigt werden, wird unserer vollen Menschheit nicht nur in ihren entgegengesetzten Enden, sondern in ihrer eigenthümlichen Mitte Genüge geleistet, und indem diese Humanität vermittelnd eintritt und hierdurch jede Art der Anforderungen an den Menschen in ihre eigenthümliche Sphäre zurückweis't, bringt sie durch diese Ausgleichung und Versöhnung des Verschiedenartigen eben jene freie Harmonie hervor, die das Vorrecht der Edelsten unseres Geschlechtes ist.

Und in dieser edlen Menschlichkeit, welche bei einem eigenthümlichen Inhalt die Pflicht mit der Neigung vermittelt, haben wir die schöne Seele, die geistige Schönheit und die Anmuth zu suchen, während die höher geborne Erhabenheit des Charakters und die Würde uns einen Blick in die übernatürliche Welt der geistigen Freiheit thun lassen. Die Anmuth ist der Ausdruck von edlen Seeleneigenschaften, welche innerhalb unserer eigenthümlich menschlichen Natur entspringen; Würde der Ausdruck von großen Gesinnungen, welche wir nur einem übernatürlichen Ursprung zuschreiben können. Schönheit selbst ist nichts anderes, als die anschaulich vorgestellte Humanität (Seelenschönheit) oder deren Ausdruck oder Symbol in der Erscheinung (Anmuth und architektonische Schönheit).

Sinnliches hat also das Schöne seinem Wesen nach nichts an sich, als daß es, wie auch das Erhabene, nur am Anschaulichen, am sinnlich Wahrgenommenen zur Erscheinung kommt. Aber in der Natur entspringt es ganz und gar, nämlich in der geistigen Natur, von der die Sinnlichkeit nur ein kleiner Bestandtheil ist. Sogar die Würde ist, objektiv genommen, nur die Wirkung eines starken Willens, der Selbstbeherrschung — also ebenfalls nur einer Naturkraft. Wir deuten uns den Effekt dieser Kraft symbolisch auf das Uebernatürliche, wenn wir ihm eine Erhabenheit und Würde zusprechen.

Hieraus ist ersichtlich, daß Kant wegen seiner allein herrschenden Pflichtenlehre die Anmuth, welche er ausdrücklich von der Pflicht zurückweis't, eigentlich gar nicht erklären kann. Ist nun sein System wegen dieser Einseitigkeit rigoristisch, so ist es auch kalt und todt, weil Kant nur den sinnlichen Trieb kennt und das Moralgesetz als kategorischen Imperativ so hinstellt, als gäbe es für den menschlichen Geist ganz und gar kein sittliches Interesse. Wir werden aber von sittlichen und von humanen Interessen eben so sehr bewegt, als von sinnlichen. Es gibt daher einen sinnlichen, einen humanen und einen sittlichen Trieb neben, oder, wenn man sich so ausdrücken will, über einander; denn einen Werth hat für uns sowohl die sinnliche Aufregung unseres Lebens als die naturgemäße edle Entfaltung desselben, als endlich auch das Leben selbst in seiner absoluten Persönlichkeit, woraus sich mit Nothwendigkeit jene drei Arten der Triebe ergeben. Ist aber dieses, so folgt eben so nothwendig, daß es außer den sinnlichen auch sittliche und humane Gefühle, Affekte, Leidenschaften[1], Begehrungen und Bestrebungen gibt, wie sich dieß Jeder leicht durch Beispiele belegen kann.

Hierdurch verändert sich aber die ganze wissenschaftliche Stellung und Behandlung der Moral wesentlich. Pflicht und Tugend erscheinen jetzt als das, was sie sind: als die innigsten Angelegenheiten unserer praktischen Vernunft, und durch ihre Ausübung befriedigen wir den tiefsten Wunsch unseres eigenen Herzens. Das Höchste und Schönste ist in einen organischen Zusammenhang mit den lebendigen Kräften unseres Geistes gebracht; es ist dem besonnensten Denker wieder erlaubt, von einem uneigennützigen Affekt, einem edlen, reinen, lautern, hohen Gefühl zu reden, denn die Wissenschaft hat die sinnlichen Regungen und Stimmungen des Gemüthes von den rein menschlichen und sittlichen geschieden, und diesen ihr ursprüngliches, lange vorenthaltenes Recht wieder gegeben; die lange verhöhnte Begeisterung und Liebe sind wieder zu Würde

[1] Denn dieß Wort braucht in keinem unmoralischen Sinne genommen zu werden.

gekommen; und die Sittenlehre geht als ein lebendiges Gebilde aus unserer praktischen Vernunft hervor, deren verschiedenartige Ansprüche gleichmäßig befriedigend.

Einen solchen belebenden Geistesodem vermißte Schiller an der Kant'schen Moral, und ähnliche Anforderungen, wie die berührten, machte er an jede ihm genügende — ohne daß es ihm gelungen wäre, seinen richtigen Ansichten gemäß das Kant'sche System *wissenschaftlich* zu fördern; denn er ist theoretisch ganz in Kant's Ansicht befangen, welche die beiden Prinzipien, die Sinnlichkeit und Vernünftigkeit, einander feindlich entgegensetzt, und er muß, weil er keinen eigenen rein menschlichen Trieb kennt, dem *sinnlichen* Trieb ein zweites Amt übertragen, welches mit dessen eigenen Geschäften unvereinbar ist. Von einem „*uneigennützigen* Affekt" zu reden, wenn man unter Affekt nur etwas Sinnliches versteht, ist ein offenbarer Widerspruch. Es den *Sinnen* zuzuschreiben, daß *sie* die Anmuth und Schönheit erzeugen, daß *sie* für das Sittliche eine mitwirkende Partei sein können, daß *sie* das edle Feuer der Gefühle bei Entsagungen hergeben, ist mit ihrem Begriff und Wesen nicht verträglich.

Aber *nur* die theoretische Begründung Schiller's ist unrichtig: in der Sache selbst hat er die Wahrheit, hat er die Stimme der Menschheit auf seiner Seite. Seine weiteren Ausführungen der Thatsache selbst sind getreu, tiefgehend und ergreifend; auch da, wo er nur andeutet, rührt er unser Herz. Kein deutscher Schriftsteller hat den Adel des Gefühls, die Reinheit der Liebe so verherrlicht, wie er, keiner gleich ihm alle schöne, edle Regungen des menschlichen Herzens an den Tag zu ziehen gewußt. Forschend und darstellend predigt er überall das Evangelium eines rein menschlichen, uneigennützigen Triebes in uns. Ueberall appellirt er an diese lautere, unmittelbare Stimme in unserm Busen. Und so verwirklichte er in der That an sich selbst, was er in der Beurtheilung *Bürger's*[1] von dem lyrischen Dichter fordert. Er ist der veredelnde Wortführer der Volksgefühle der Deutschen

[1] Schiller's Werke in E. Bd., S. 1275. 2. o. (Oktavausg. Bd. 12, S. 397).

geworden: er hat nicht allein die großen Resultate der Kant'schen Lebensweisheit der Volksvorstellung zugänglich gemacht und dem Herzen bezaubernd dargestellt, sondern er hat auch diese Sittenlehre durch die Schätze seiner eignen herrlichen Natur bereichernd, eine schöne Menschlichkeit zum Eigenthum der Denkweise und Ueberzeugung seiner Landsleute gemacht lange vorher, ehe dieser neue Erwerb der Gesinnung eine Stelle in der Moral finden konnte. Ja, dem ganzen deutschen Nationalcharakter ist das Gepräge des Schiller'schen Genius aufgedrückt: so weit unter uns einige Bildung herrscht, wird ein tiefes Gefühl, werden die reinen Stimmungen und lebendigen Regungen des Herzens für alles Schöne im Leben, in der Natur und Kunst, wird jedes hieraus quellende freie höhere Streben hoch und heilig geachtet. Diese edle Humanität (welche von der strengen Pflichterfüllung ganz verschieden ist) machte Schiller unter den Deutschen noch mit mehr Erfolg einheimisch, als selbst Herder und Goethe, denn er schöpfte sie tiefer und verkündigte sie in der reinsten Form und mit prophetischem Ernst. Hierdurch hat er sich aber auch ein noch nicht anerkanntes, unsterbliches Verdienst um die wissenschaftliche Ausbildung der Anthropologie und Ethik erworben, wie sie in der Kant'schen Schule später unternommen worden ist. Die gewonnene sittliche Kultur konnte die Wissenschaft in ihr System aufnehmen.

Die Erwähnung Goethe's erinnert uns an einen Tadel desselben über den Aufsatz, dessen Würdigung uns zu dieser längeren Auseinandersetzung führen mußte. Er sagt [1]: In diesem Aufsatze sei die gute Mutter Natur mit harten Ausdrücken behandelt, die ihm denselben so verhaßt gemacht hätten. Goethe erinnert sich aber hier des Grundes seines Hasses nicht mehr, oder man müßte annehmen, daß er den Aufsatz nur flüchtig gelesen hätte. Denn weit entfernt, daß die Sinnlichkeit und Natur in demselben im Geringsten beeinträchtigt wäre, ist ihr sogar, wie wir nachgewiesen haben, mehr eingeräumt, als ihr gebührt und als ihr Kant in der Kritik der Urtheilskraft zugesteht, durch welche doch Goethe

[1] Goethe's Nachgelassene Werke, Bd. 9, S. 54.

(auf der Seite vorher) so sehr erfreut worden zu sein versichert. Es wird nicht nöthig sein, zum Schutze dieser vortrefflichen Abhandlung auf das Urtheil Kant's oder Alexander's von Humboldt [1] zu verweisen. Wer Goethe kennt, weiß sehr gut, daß derselbe wissenschaftliche Bemühungen zwar trefflich zu schildern, aber deren Werth nicht immer so gut zu beurtheilen versteht; denn sein Urtheil ist häufig, besonders in philosophischen Dingen, schief, und beinahe immer, wie auch in vorliegendem Falle, subjektiv motivirt.

Uns sei es erlaubt, am Schlusse dieser Erörterung des oft erwähnten Aufsatzes noch eine Bemerkung beizufügen. Schiller nimmt am menschlichen Körper nur eine architektonische Schönheit und die Anmuth an, welche der unwillkührliche Ausdruck rein menschlicher Gemüthsbewegungen in uns ist. Gibt es aber nicht außerdem eine kunstgemäße, also angebildete Schönheit in den körperlichen Bewegungen? Ganz gewiß gibt es eine solche, wenn wir auch von keiner kunstgemäß erworbenen Würde mehr reden können. Eine Tänzerin tanzt schön, ohne deßwegen nothwendig anmuthig zu tanzen. So werden wir auch das gute (kunstgerechte) Spiel des Schauspielers schön nennen müssen, wenn es auch nicht anmuthig ist. Eben so kann ein Gesang sehr schön sein, ohne Anmuth. Schönheit des Tanzens, des Spielens auf der Bühne und des Gesangs sind Arten der Kunstschönheit, welche also der Naturschönheit (der architektonischen und der Anmuth) zur Seite steht.

Suchen wir endlich für diese Schrift die Quelle in dem innern Leben Schiller's nach, so sehen wir unläugbar, daß sich in dieser Theorie der Würde sein Freiheitsprincip, und in der Theorie der Anmuth sein zweites Lebenselement, die Humanität seines Herzens [2] eine wissenschaftliche Form suchte. Er erkannte aber nach dieser vorläufigen Orientirung über sich selbst das Schwierige, sich über sein ganzes sittliches Leben zugleich aufzuklären, deßwegen hielt er sich in den

[1] Briefwechsel zwischen Schiller und Wilhelm v. Humboldt, S. 27 und ff.

[2] Siehe Theil 1, S. 50.

nächstfolgenden Aufsätzen allein an sein Freiheitsprinzip, auf welches es mit Kant das Erhabene gründete, und kehrte erst in den Briefen über ästhetische Menschenerziehung zur wissenschaftlichen Auffassung der Humanität zurück, aus welcher er die Theorie der Schönheit hervorgehen ließ. Das Element, welches sich in seinem Leben am frühesten und stärksten ausgebildet hatte, mußte er im Besondern auch zuerst wissenschaftlich zu begreifen suchen, dann kam die Reihe an sein anderes Lebenselement, welches sich erst in der zweiten Periode voll entfaltete. Wir legen daher im nächsten Kapitel die Aufsätze vor, in denen er sich über das Erhabene und über sein Freiheitsprinzip zu verständigen suchte.

## Zwanzigstes Kapitel.

Die Aufsätze: Vom Erhabenen (Ueber das Pathetische) und: Zerstreute Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegenstände. — Nachlassen des politischen Interesses. Allgemeiner Ueberblick.

Die folgenden beiden Abhandlungen sind die letzten ästhetischen Schriften Schiller's, welche in seiner zweiten Lebensperiode erschienen sind.

Der Aufsatz: „Ueber das Pathetische," ist in seiner gegenwärtigen Gestalt nur das Fragment eines Fragments. In dem dritten und vierten Hefte der Neuen Thalia von 1793 erschien nämlich eine längere, unvollendet gebliebene [1] Abhandlung: „Vom Erhabenen, zur weitern Ausführung einiger Kant'schen Ideen." Als später Schiller's kleinere prosaische Schriften zusammengedruckt wurden, nahm er in diese Ausgabe aus jenem größern Ganzen nur den letzten Abschnitt auf, welcher seiner Ueberschrift gemäß vom Pathetisch-erhabenen handelt.

Beide Theile, der unterdrückte und der wieder aufgenommene, unterscheiden sich in ihrer Fassung sehr von einander, und sind in der ersten Ausgabe [2] auch durch einen

[1] Im vierten Hefte, S. 73, stehen die eingeklammerten Worte: „Die Fortsetzung künftig."

[2] Neue Thalia, Heft 3, S. 366.

Querstrich von einander geschieden, zur Andeutung, daß ihr Verfasser den Leser von nun an in einer andern Weise weiter zu führen gedenke, als er bisher mit ihm gegangen war. Der erste Theil ist eine begriffgerechte Entwickelung und Klassifikation des Erhabenen, auf welchen allein die dem Titel beigefügten Worte, daß nur eine weitere Ausführung Kant'scher Ideen bezweckt werde, eine Anwendung finden können; im letzten Theile dagegen begegnet uns nicht eine vereinzelt wirkende Geisteskraft, sondern wieder der ganze Schiller.

Unser Zweck brächte es mit sich, jenen allgemeinen Theil selbst dann einer nähern Betrachtung zu würdigen, wenn er auch nicht ein Meisterstück einer wissenschaftlichen Begriffsentwickelung wäre, dergleichen wir von unserm Denker kein zweites besitzen. In klarer, stetiger Folgerichtigkeit bewegt sich die Untersuchung von Anfang bis zu Ende. Sie ist ein glänzendes Beispiel, was ihr Verfasser vermochte, wenn er auch nur seinen spekulativen Verstand wirksam sein ließ. Die später, wie wir zeigen werden, in einer ganz andern Absicht geschriebene Abhandlung „Ueber das Erhabene"[1] kann diese nicht ersetzen, ja sie sowohl als der Aufsatz „Ueber das Pathetische" kann nur dann vollkommen verstanden werden, wenn man die Resultate dieses Aufsatzes kennt[2]. Wir wollen seinen wissenschaftlichen Gang kurz anzugeben suchen.

Erhaben, sagt Schiller, ist ein Gegenstand, dessen Anschauung uns unsere Abhängigkeit als Sinnenwesen, und unsere Freiheit als Vernunftwesen zum Bewußtsein bringt. Je nachdem aber entweder unsere Fassungskraft durch einen erhabenen Gegenstand unterliegt, oder wir unsere Lebenskraft selbst bedroht fühlen, gibt es ein theoretisch (mathematisch) Erhabenes, ein Erhabenes der Fassung, und ein praktisch (dynamisch) Erhabenes, ein Erhabenes der Macht. Das theoretisch Erhabene verspricht Schiller später zu entwickeln[3],

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1263. (Oktavausg. B. 12, S. 346).

[2] Sonst sind sogar einzelne Ausdrücke, z. B. „das Kontemplativ-Erhabene" S. 1165. 1. u. (Oktavausg. B. 11, S. 489), unverständlich.

[3] Siehe Döring's Nachlese S. 242, wo sich der erste Theil des Aufsatzes: Vom Erhabenen, abgedruckt findet.

und beschränkt seine Betrachtung auf das praktisch Erhabene. Dieses, fährt er fort, läßt uns die intelligible Ueberlegenheit unseres Geistes stärker, lebendiger erkennen, als jene erste Art. Denn das praktisch Erhabene ist uns immer furchtbar. Die Ueberlegenheit, welche uns durch das Erhabene zum Bewußtsein kommt, ist aber keine natürliche Ueberlegenheit der Körperkraft oder des Verstandes, sondern lediglich eine ideale des Geistes [1]. Dieser Ueberlegenheit können wir aber nur dann inne werden, wenn unser Gemüth im Besitz seiner freien Urtheilsfähigkeit ist, wenn wir also uns selbst in Sicherheit wissen, und die Gefahr keine uns wirklich drohende, sondern nur eine vorgestellte ist.

Mit dieser letztern Bestimmung führt unser Philosoph einen Gedanken umfassender aus, den er schon in seinen ersten Versuchen über die Tragödie angedeutet hatte [2]. Das Gefühl der Sicherheit im Gemüthe wird auf einen doppelten Grund zurückgeführt: der Mensch sei entweder physisch vor gewissen Uebeln sicher, oder er besitze vor andern furchtbaren Gegenständen, vor dem Schicksal, vor Gott, vor dem Tod wenigstens eine innere, moralische Sicherheit. Wir werden aber unten unsere Zweifel gegen diese Eintheilung und mehr noch gegen die daran gereihten Betrachtungen auszusprechen suchen.

Nach dieser Feststellung des Begriffs theilt Schiller das praktisch Erhabene richtig und eigenthümlich in zwei Klassen ein, je nachdem uns selbst in der Anschauung bloß ein furchtbarer Gegenstand gegeben oder ein fremdes Leiden vorgeführt wird. In jenem Falle entsteht das kontemplativ Erhabene, in diesem das pathetisch Erhabene. Das kontemplativ Erhabene, welches mehr beschaulicher, freiwilliger Natur und weniger lebhaft ist, hat entweder einen realen Grund, wie z. B. die Zeit, die Nothwendigkeit ein solcher furchtbarer Gegenstand ist; oder die Phantasie erschafft sich das Erhabene

[1] Welchen Gedanken Schiller auch später kurz wiederholt, S. 1263. 1. u. (Oktavausg. B. 12, S. 348).

[2] Schiller's Werke in E. B., S. 1171. 1. m. (Oktavausg. B. 11, S. 516) und S. 1174. 2. m. (Oktavausg. B. 11, S. 533).

aus gleichgültigen Dingen. Hierher gehört das Außerordentliche, das Einsame, das Geheime und Unbestimmte, die Finsterniß und Aehnliches, welches alles das Gefühl des Erhabenen leicht in uns zu erwecken vermag.

Das **pathetisch Erhabene**, fährt der Verfasser fort, entspringt aus der Vorstellung fremden Leidens ohne dessen wirkliche Gegenwart [1] und ist durch das **Mitleid** vermittelt (weßwegen man diese Art des Erhabenen vielleicht besser das **sympathetisch** Erhabene nennen könnte). Das eigenthümliche Vergnügen des pathetisch Erhabenen fließt aber aus dem Bewußtsein unserer Vernunftbestimmung, der Idee der Pflicht. Die tragische Kunst hat daher 1) die leidende Natur und 2) die moralische Selbstständigkeit im Leiden darzustellen.

Und hiermit ist Schiller zu dem letzten Theil seines Aufsatzes: **Ueber das Pathetische** [2] und auf einen von ihm angebauten, heimathlichen Boden gekommen, auf welchem er sich leichter und freier bewegt und seine Seele voll auszusprechen vermag. Die Bahn ist geebnet, Wegweiser und Meilensteine sind allenthalben aufgerichtet und der Leser lustwandelt in Begleitung des Schriftstellers heiter dahin, welcher nicht mehr sein ernster Führer, sondern nur noch sein traulicher Gesellschafter zu sein scheint.

Das erste Fundamentalgesetz der Tragödie, wird ausgeführt, ist die lebendigste Darstellung der leidenden Natur, denn Pathos muß da sein, damit die Fassung des Gemüthes sich als Kraft der Seele kund gebe, und es nicht zweifelhaft bleibe, ob jene vielleicht bloße Unempfindlichkeit sei. Und

[1] „**Sinnlich** angeschaute **gegenwärtige** Leiden eines Andern schmerzen uns zu sehr und lassen keinen ästhetischen Genuß aufkommen.“ Einen rein ästhetischen gewiß nie, aber doch häufig einen **sittlich**-ästhetischen Genuß, welcher dem Wohlgefallen an schönen **Natur**gegenständen ähnlich ist. Diese Erhebung wird dann unfehlbar eintreten, wenn der Leidende eine **überwiegende** Seelengröße zeigt, vorausgesetzt, daß **unser** Wohl und Weh nicht besonders mit dem seinigen verflochten ist. Das pathetisch Erhabene ist daher ein pathetisch Erhabenes der **Kunst** und der **Natur**.

[2] Dieser Aufsatz **für sich**, wie wir ihn in Schiller's Werken (S. 1161 in der Ausgabe in E. B., Oktavausg. B. 11, S. 470) lesen, fängt ziemlich abgebrochen an, wie nicht leicht ein anderer; als **Theil** betrachtet, hängt er dagegen mit dem (unterdrückten) Vorhergehenden auf's Engste und Beste zusammen.

diese erste Forderung macht der tiefdenkende Mann durch eine unvergleichlich schöne Gegenüberstellung der französischen Tragödie mit ihrer Kälte und Decenz, und der griechischen Kunst mit ihrer wahren, aufrichtigen, tief ergreifenden Sprache der Natur anschaulich. Das zweite Fundamentalgesetz ist Darstellung des moralischen Widerstandes gegen das Leiden. Wegen dieses moralischen Gegengewichtes wird jede Darstellung bloßer (sinnlicher) Affekte, als gemein, verworfen; und hierauf wird gezeigt, wie das übersinnliche Princip im Menschen, die Vernunftidee oder die Freiheit, sinnlich dargestellt werden könne. Der Künstler müsse nämlich alle nur instinktartige Erscheinungen des Menschen, die der freie Wille nicht bestimmen könne, leidend, dagegen alle andere willensthätige Aeußerungen ruhig und mit jenen kontrastirend darstellen. Denn hierdurch werde offenbar auf eine übersinnliche Kraft im Menschen hingewiesen. Dieß belegt der Verfasser durch Winkelmann's vortreffliche Beschreibung der Bildsäule des Laokoon, und veranschaulicht dann seine eigene (ganze) Theorie des praktisch Erhabenen durch Virgil's bekannte Darstellung des Todes Laokoon's und seiner Kinder [1]. Wie er nun früher neben das Erhabene der Fassung ein Erhabenes der Macht stellte, in welchem der Mensch handelnd seine Selbstständigkeit offenbare, so fügt er jetzt noch den Gedanken bei, daß der erhaben handelnde Mensch sich wegen seiner Pflichterfüllung entweder ein Leiden freiwillig

[1] Die Nachweisung der Richtigkeit seiner Theorie hebt mit den Worten an (Schiller's Werke in E. B., S. 1165. 1. m., Oktavausg. B. 11, S. 476): „Die erste von den drei oben angeführten Bedingungen der Macht ist hier gegeben." Der aufmerksame Leser fragt sich: Welche drei oben angeführte Bedingungen? wo sind sie angeführt? Dieß wird er sich aber nicht beantworten können, wenn er nur diesen Aufsatz „Ueber das Pathetische" gelesen hat. Denn diese Bedingungen finden sich — gar nicht in ihm, sondern sie stehen in dem, später weggelassenen, ersten Theil der ganzen Abhandlung. Sie sind nämlich: 1) ein Gegenstand der Macht als Macht, 2) eine Beziehung dieser Macht auf unser physisches Widerstehungsvermögen, und 3) eine Beziehung desselben auf unsere moralische Person (Döring's Nachlese S. 255). Jener erste Theil muß also durchaus in die Gesammtausgabe der Schiller'schen Werke restituirt werden, denn Schiller hat ihn durch eine Uebereilung weggelassen. Die ganze Belegung seiner Theorie des praktisch Erhabenen durch den Virgil'schen Laokoon ist nichtig, wenn man diese Theorie selbst nicht kennt. Man lernt sie aber wissenschaftlich nur in jenem unterdrückten ersten Theil kennen.

zuziehe oder eine Pflichtverletzung moralisch büße. Und hieran schließt sich endlich noch eine ausgeführte Unterscheidung der ästhetischen und der moralischen Schätzung. Die moralische Schätzung tritt ein, wenn das Sittengesetz wirklich erfüllt wird, die ästhetische Beurtheilung verlangt nichts anderes, als daß uns das bloße Vermögen, die Möglichkeit einer absoluten Freiheit im Menschen, die bloße Anlage zur Moralität vorstellig gemacht werde. Das moralische Wohlgefallen gründet sich auf eine Zweckmäßigkeit der Handlungen nach Pflichtgeboten, die ästhetische Lust auf eine (von bestimmten Begriffen) freie Zweckmäßigkeit im Spiele der Einbildungskraft. Daher 1) fühlen wir uns im moralischen Urtheil gedemüthigt und gebunden, im ästhetischen gehoben und befreit; 2) kommt es bei ästhetischen Schätzungen nie auf die reale Wirklichkeit an, und Begebenheiten sind nicht dadurch poetisch wahr, daß sie sich wirklich ereigneten, und daher 3) erstreckt sich das Aesthetische weit über das Moralische, indem auch kräftige Aeußerungen der konsequenten Klugheit, der Bosheit uns das Vermögen der menschlichen Selbstbestimmung offenbaren, also ästhetisch sind, und an tugendhaften Handlungen ist eigentlich nicht ihr reiner sittlicher Werth, sondern unmittelbar nur die Willenskraft erhaben, durch welche sie ausgeführt werden.

Wenn aber dieses wahr ist, müssen wir jetzt fortfahren (und wer möchte die Wahrheit hiervon bezweifeln?); warum spricht Schiller denn in seiner Aesthetik erhabener Darstellungen immer und überall von eben diesem Moralischen, von eben diesen Vernunftideen, von eben diesen Sittengesetzen, auf welche doch hierbei gar nichts ankommt? Warum überspringt er so häufig diese Willenskraft, diese Selbstbestimmung, oder läßt sie wenigstens überall zurücktreten, die doch allein die unmittelbare Quelle alles Erhabenen im Menschenleben ist? Bei einer Deduktion oder Begriffsentwickelung der erhabenen Gefühle in uns muß man freilich zum Uebernatürlichen aufsteigen; wenn aber bloß von der Darstellung des Erhabenen die Rede ist, wie in diesem Aufsatze, ist man allein an die (natürliche) Willenskraft des Menschen gewiesen, von deren Wirkungen unsere Vernunft zum Behuf

des Erhabenen einen übernatürlichen Gebrauch macht. Schiller konnte diesen Gegenstand deßwegen nicht befriedigend entwickeln, weil er die Willenskraft (oder Willkühr im guten Sinn des Worts) immer mit der Freiheit verwechselt, als deren Verkündigerin und Handlangerin jene allein zu betrachten ist. Die Wirkungen, die wir erhaben nennen, entstehen in der Natur: wir deuten sie uns nur übernatürlich. Wegen dieses transcendenten Uebergreifens mußte er dann auch (mit sich nicht übereinstimmend) sagen, die Affekte und Leidenschaften seien niemals erhaben [1], als wenn die Willenskraft nicht erst recht groß und gewaltig in Affekten und Leidenschaften hervorbräche. Der Philosoph mag sich einen reinen Willen aus der menschlichen Natur ausscheiden: eine Kraft wird dieser Wille erst sein, wenn er von Gefühlen durchdrungen, von Affekten und Leidenschaften beflügelt ist. Pathetisch erhaben kann daher jeder willenskräftige Affekt sein, welcher sich im Kampfe mit irgend einem andern, mit der Natur oder andern Menschen äußert [2]. Der sinnliche Affekt der Rache der Medea im Kampfe mit dem menschlichen Affekte der Mutterliebe ist erhaben, wie Schiller selbst bezeugt [3]; und eine gehaltene Reue ist schon als Affekt etwas Erhabenes, auch abgesehen davon, daß dieselbe ein der Tugend nachbezahlter Tribut ist [4]. Durch diese letzte Berücksichtigung wird dem ästhetischen Urtheil ein sittliches Interesse beigemischt, wie es dem Seelenadel unseres deutschen Dichters so natürlich

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1162. 1. u. und sonst. (Oktavausgabe B. 11, S. 475).

[2] Schiller will (Ebend. S. 1163. 1., Oktavausg. B. 11, S. 479) das Erhabene allein in der Bekämpfung des Affektes finden, weil auch das Thier einem äußern Objekt, durch welches es Schmerz leide, Widerstand leiste. Aber der willensthätige Widerstand des Menschen läßt sich an Zügen erkennen, die dem thierischen nicht zukommen können. Die Wißbegierde eines reisenden Naturforschers, der gegen tausend (äußere) Schwierigkeiten ankämpft, und die besonnene Tapferkeit eines Soldaten können gewiß als erhaben dargestellt werden.

[3] Schiller's Werke in E. B., S. 1169. 1. m. (Oktavausgabe B. 11, S. 507).

[4] Schiller's Werke in E. Bd., S. 1166 (Oktavausg. B. 11, S. 495) und S. 1172. 1. u. (Oktavausgabe B. 11, S. 522).

und beinahe nothwendig war. Aber ein Irrthum, dessen schöne Quelle unser Herz entzückt, soll unsern Kopf nicht bestechen.

Mit dieser unmittelbaren Anknüpfung der erhabenen Erscheinungen an das Uebernatürliche scheint mir noch ein anderer Fehlgriff zusammen zu hängen. Unser Aesthetiker sagt [1], die Ueberlegenheit des menschlichen Willens oder Verstandes über die furchtbaren Elemente des Feuers oder des Wassers, oder über wilde Thiere habe deßwegen nichts Erhabenes an sich, weil auf diese Weise der Natur nur durch natürliche Mittel und nicht durch Anwendung unserer intelligiblen Freiheit, also nur real und nicht ideal [2] Widerstand geleistet werde. Aber wir bekämpfen und besiegen die Naturkräfte ja nicht als gleichartige Naturwesen, nicht sinnlich und physisch, wenn wir sie uns durch Willenskraft und Verstand unterwerfen, sondern durch höhere, eigenthümlich menschliche Anlagen, deren Uebergewicht über die Materie und Vervollkommnung in's Unendliche sehr passend als ein Symbol des Uebernatürlichen, d. h. als ideal aufgefaßt werden kann. Wir wollen es der Güte des menschlichen Herzens zutrauen, daß die Römer an den Kämpfen ihrer Gladiatoren, die Spanier an ihren Stiergefechten deßwegen ein solches Wohlgefallen fanden, weil sich ihnen hierdurch die ideale Ueberlegenheit des Geistes auf eine roh tragische Weise symbolisch andeutete. Der wirkliche Kampf des Menschen mit der rohen Naturkraft kann immer als erhaben aufgefaßt und dargestellt werden; die vollkommen unterjochte Natur ist nur deßwegen nicht mehr erhaben, weil sie aufgehört hat, furchtbar zu sein.

Wenn aber jede starke Aeußerung des Willens (und eine Anwendung des Willens auf unsere Vorstellungen ist auch der Verstand) erhaben sein kann — sollte die moralische Sicherheit der Erhabenheit immer entbehren müssen? Nach unserer obigen Relation [3] sagt Schiller, das Furchtbare könne uns nur dann gefallen, wenn wir uns sicher wüßten, es gebe

[1] Döring's Nachlese S. 246 f.

[2] Schiller's Werke in E. B., S. 1263. 1. (Oktavausg. B. 11, S. 480).

[3] Siehe Theil 2, S. 327.

aber eine physische und moralische Sicherheit. Diese sei durch das Bewußtsein unserer Unschuld oder durch Religionsideen, durch den Glauben an unsere Unsterblichkeit und an die Gottheit, vermittelt. Die moralische Sicherheit sei ein bloßer Beruhigungsgrund für unsere Sinnlichkeit, und die Idee der Unsterblichkeit, wie sie in allen positiven Religionen aufgestellt sei, sei ebenfalls nur ein Beruhigungsgrund für unsern Trieb nach Fortdauer, also nur für unsere Sinnlichkeit: beide also seien nicht erhaben. Denn bei Allem, was einen erhabenen Eindruck machen solle, müsse die Sinnlichkeit schlechterdings abgewiesen worden sein und jeder Beruhigungsgrund nur in der Vernunft liegen. Vor der allwissenden, allmächtigen und heiligen Gottheit könnten wir nur eine, auf das Bewußtsein unserer Schuldlosigkeit (?) gegründete moralische Sicherheit haben. Die Idee der Gottheit selbst sei aber nur erhaben, in so fern wir uns als Vernunftwesen von ihr unabhängig fühlen, indem selbst die Allmacht die Autonomie unserer Vernunft nicht aufheben könne, und, wegen ihrer Einstimmigkeit mit dem reinen Vernunftgesetze, nicht aufheben werde. Die Gottheit ist dynamisch erhaben, nur wenn wir sie uns als eine Macht vorstellen, welche unsere Existenz zwar aufheben, aber auf die Handlungen unserer Vernunft keinen Einfluß äußern kann [1].

Dieß ist das nicht sehr erfreuliche Resultat der zu scharf und zu regelrecht durchgeführten Kant'schen Theorie des Erhabenen, welche, sich einseitig auf den Freiheitsbegriff beschränkend, die höchsten Ideen unserer Vernunft, Unsterblichkeit und Gottheit, ganz zur Seite liegen läßt. Ohne Zweifel ist es der größte, vielleicht der einzige bedeutende Fehler dieser Lehre, daß sie das Erhabene und überhaupt das Aesthetische nicht in das richtige Verhältniß zum Religiösen zu setzen wußte. Schiller ließ sich eigentlich nicht durch Kant irre leiten, dem Erhabenen keinen weitern und freiern Spielraum zuzugestehen, sondern ihn beschränkte seine eigene überwiegend sittliche Natur [2]. Die religiösen Ideen der

[1] Döring's Nachlese S. 249 fg.
[2] Vergl. Theil 1, S. 121.

Gottheit und Unsterblichkeit waren keine bewegende Kräfte in seiner Weltansicht. Seine Religion war die Freiheit und alles Ideale, was diese zu Tage fördert. Er hätte sich verläugnen und lügen müssen, wenn er über sie hätte hinausgehen wollen [1].

Aber Wahrhaftigkeit ist noch keine Wahrheit. Nicht allein diejenige furchtbare Macht, welche mir die Freiheitsidee, sondern auch diejenige ist erhaben, welche mir die Idee der Unsterblichkeit oder der Gottheit zum Bewußtsein bringt. Alles Furchtbare, was mich in die intelligible, ideale Weltordnung entrückt, ist dynamisch erhaben. Unsere übernatürliche oder religiöse Weltansicht macht ein organisch verbundenes Ganze aus. Die erweckte Idee der Gottheit, die Idee der Unsterblichkeit **befreit** uns, indem sie uns in eine andre Ordnung der Dinge erhebt, und die belebte Idee der Freiheit vergegenwärtigt uns jene andere Ideen. Ja alles ist erhaben, was auch nur ganz allgemein und unbestimmt uns das Ueberirdische lebhaft in's Bewußtsein ruft, denn das ahnende Vernunftgefühl macht im Falle der Anwendung gar keine solche begriffgerechte Unterscheidungen, wie der sich selbst besinnende Verstand. Wer sich unsterblich, wer sich bei Gott fühlt, der ist sich wahrlich auch seiner Freiheit bewußt. Schiller will dem positiven Volksglauben an die Unsterblichkeit nichts Erhabenes zugestehen, weil vor ihm häufig der Tod seine Furchtbarkeit ganz verliere und jener Glaube egoistisch auf unsere Fortdauer gehe. Aber so lange der Mensch Mensch ist, wird ihm der Tod immer furchtbar bleiben; und beschränkt denn nicht unser Philosoph selbst seine Erhabenheit selbstsüchtig auf die Erweckung der Idee **seiner** Freiheit? Von diesem egoistischen Interesse an unserer geistigen Fortdauer und an unserer Freiheit kann uns nur die Idee Gottes heilen, in welcher wir uns nicht verlieren, aber uns selbst vergessen. Wer daher bei Betrachtung furchtbarer Naturerscheinungen von der Idee Gottes

[1] Kant's Lehre von einem radikalen Hang des Menschen zum Bösen konnte Schillern gar nicht gefallen, Schiller's Werke in E. B., S. 1153. 2. (Oktavausgabe B. 11, S. 435). Die an dieser Stelle angeführte Schrift Kant's ist genau citirt. Sie heißt: „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft."

durchschauert wird, der ist ohne Zweifel eines erhabenen Eindrucks theilhaftig. Die von Schiller zergliederte Stelle der Aeneis scheint mir daher auch nicht durch den Tod des Laokoon, sondern deßwegen erhaben, weil uns hierdurch ein göttliches Strafgericht vergegenwärtigt wird. Der römische Dichter will nicht durch den Widerstand des Trojaners gegen die Seeungeheuer (welchen Widerstandes ja kaum Erwähnung geschieht), sondern durch die veranschaulichte Allmacht der Gottheit ein erhabenes Gefühl in uns erzeugen. Es scheint daher dieses Beispiel selbst, durch welches Schiller seine Theorie zu belegen suchte, dieselbe über ihre engen Grenzen hinaus zu erweitern.

Ob aber durch einen furchtbaren Gegenstand nur ein unbestimmter idealer Eindruck, oder eine bestimmte Idee von jenen drei angeführten in uns erregt werden wird, hängt außer vom Gegenstande selbst, auch von unserer Geistesrichtung und Kulturstufe ab, auf welche Verhältnisse eine praktische Aesthetik ebenfalls Rücksicht zu nehmen hätte. Das Erhabene z. B., welches ein Erzeugniß unseres Freiheitsgefühls ist, kann sich nur bei schon bedeutend ausgebildetem sittlichem Bewußtsein vorfinden. Wenn sich aber dieses Freiheitsgefühl gegen die Allmacht selbst auflehnt, so zerreißt dasselbe unser Herz, welches durch die Dichtkunst doch versöhnt werden sollte. Schiller's zarter Sinn hat sich auch solcher poetischer Darstellungen enthalten.

Wir können daher nicht einstimmen, daß die Religion zwischen den Forderungen der Vernunft und dem Anliegen der Sinnlichkeit eine Uebereinkunft zu stiften suche[1]. Im Gegentheil, sie befreit uns von allem Sinnlichen, wenn auch der Aberglaube den Leib und dessen Bedürfnisse noch mit in die Geisterwelt schleppen möchte. Und die ganze Bedeutung des Erhabenen liegt darin, daß es der Verkündiger des Religiösen ist, daß es uns immer in die Welt des religiösen Glaubens zurückführt, daß es das religiöse Gefühl durch tausend vernehmbare Gegenstände in Uebung setzt, daß es uns die übersinnliche Welt in der sinnlichen wiederfinden lehrt.

[1] Döring's Nachlese, S. 250.

Eine **moralische** Sicherheit, welche sich im einzelnen Falle auf unsere Unschuld (denn im Allgemeinen wird sich kein Mensch auf seine Schuldlosigkeit berufen können) oder auf Religionsideen gründet, ist unter bestimmten Verhältnissen allerdings erhaben, denn sie hat sich in eine Ideenwelt geflüchtet, bis zu welcher der Erdenjammer nicht hinauflangt. Ich möchte daher der oben erwähnten physischen, nicht diese moralische, sondern vielmehr eine **psychologische** Sicherheit an die Seite setzen. Die allgütige Natur hat nämlich dem Menschen eine unerschöpfliche Quelle des Leichtsinns eingepflanzt; der tägliche Verkehr mit Gefahren mancher Art stumpft durch die Gewohnheit unsern Sinn ab, und das gesunde Lebensgefühl und das Gedeihen unserer Tagesarbeit lassen keine unnöthige Sorglichkeit in uns aufkommen. So täuscht uns das Leben von einer Stunde in die andere hinüber, bis uns alle der Abgrund verschlingt.

Indem wir uns nun dem Ende unseres Berichtes über diesen Aufsatz nähern, bemerken wir noch, daß derselbe in dem beibehaltenen Theile „Ueber das pathetisch Erhabene" [1] viele Berührungspunkte mit der ersten Abhandlung „Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen" enthält. Die in dem zuerst verfaßten Aufsatze angedeutete Unterscheidung des Aesthetischen vom Moralischen wird in dem spätern wissenschaftlich begründet, das Erhabene der Reue, der Bosheit und der konsequenten Klugheit findet hier seine Stelle wieder [2], und übereinstimmend mit früher Gesagtem, wird wiederholt versichert, daß der Dichter keinen andern Zweck habe, als geistig zu vergnügen, zu ergötzen. Dessenungeachtet statuirt Schiller noch einen andern Zweck der schönen Kunst in demselben Aufsatze, nämlich: Darstellung des Uebersinnlichen,

[1] Der Aufsatz ist in den sämmtlichen Werken bloß: „Ueber das **Pathetische**" überschrieben, mit Unrecht, weil Schiller in dem ganzen Aufsatz unter „Pathetisch" nur das **Leidende** und **Mitleidende** versteht, nicht „das **Erhabene** des Mitleidens," wie jenes einfache Wort der Ueberschrift verstanden werden muß.

[2] Vergl. Schiller's Werke in E. B., S. 1166. 1. (Oktavausg. B. 11, S. 498) mit S. 1172 (Oktavausg. B. 11, S. 522); S. 1168 u. f. (Oktavausg. B. 11, S. 503) mit S. 1173. 1. u. (Oktavausg. B. 11, S. 527).

der moralischen Freiheit [1]. Aber ließe sich aus dieser Festsetzung ihres absoluten Zieles der Zweck der Kunst in Bezug auf den sie genießenden Menschen nicht bequemer, als durch jenen vagen Ausdruck des geistigen Vergnügens, angeben? Etwa: Zweck der Kunst ist die Erhebung der Gemüthskräfte des Menschen zum Uebersinnlichen (und die Belebung der rein menschlichen Triebe — müßten wir nach unserer Theorie noch hinzusetzen, da jene erste Angabe nur auf die erhabene Kunst paßt, nicht auch auf die schöne).

In der vorgehenden Untersuchung: „Vom Erhabenen," war ein Gegenstand, nämlich die Analyse des theoretisch (mathematisch) Erhabenen, unerledigt geblieben, und daher (in der Neuen Thalia) auch eine Fortsetzung jenes Aufsatzes am Ende desselben versprochen worden. Dieses Versprechen erfüllt nun Schiller in einer eigenen Untersuchung, welcher er den bescheidenen Titel: „Zerstreute Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegenstände," gab, ohne daß dieser Aufsatz in seiner wissenschaftlichen Form unzusammenhängender oder freier wäre, als die meisten andern. Er hebt nämlich mit einer Vergleichung des Angenehmen, Guten und Schönen an, beleuchtet dann durch Beispiele und Begriffe die hiervon verschiedene Lust am Erhabenen in seinen beiden Gestalten, und geht dann zu seinem eigentlichen Zwecke, zu einer Exposition des Erhabenen der Fassung (des theoretisch Erhabenen) über. Hiernach könnte die Untersuchung benannt werden, wenn das eigentliche Thema in seiner gegenwärtigen Gestalt nicht zu kurz behandelt wäre: dasselbe nimmt nämlich nicht mehr Raum ein, als die vorangeschickten einleitenden Gedanken. In seiner gegenwärtigen Gestalt; denn diese Abhandlung ist nicht nur unvollendet geblieben [2], sondern in unserer jetzigen Ausgabe ist ein sehr großes Stück des

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1161. 1. m. und 2. o. (Oktavausgabe B. 11, S. 470 und S. 471 u.).

[2] Am Ende derselben in der Neuen Thalia von 1793, im fünften Stück des vierten Theiles, S. 180, stehen die Worte: „Die Fortsetzung folgt." Sie folgte aber nicht.

eigentlichen Themas ausgemerzt[1]. Hierdurch ist die Einleitung so lang geworden, als der Aufsatz selbst ist.

Was die einleitende Vergleichung der verschiedenen Lustgefühle am Angenehmen, Guten, Schönen und endlich am Erhabenen betrifft, so verbesserte Schiller hierdurch indirekt eine Stelle seines ersten ästhetischen Versuches, wo er dieselben noch, auf eine unstatthafte Weise, durch drei andere Arten des Wohlgefallens, nämlich am Wahren, Vollkommenen und Rührenden, vermehrte[2]. Die Unterscheidung selbst ist Kantisch, doch trägt auch sie, in Form und Inhalt, das scharf ausgeprägte Siegel ihres originellen Verfassers.

Im zunächst Folgenden werden wir an die Wiege der beiden Gattungen des Erhabenen geführt. Wir werden mit der gemeinsamen unsterblichen Mutter und mit den sterblichen Vätern beider Brüder bekannt gemacht, das Geheimniß ihrer Erzeugung und Geburt wird uns entschleiert, und alsbald sehen wir sie als göttliche Jünglinge zum niedern Menschengeschlechte herabsteigen und sich über dasselbe in die ewige, hohe Herrschaft theilen und schauen, wie die Sterblichen ihnen eine getrennte aber dennoch verschlungene Verehrung mit heiligem Schauer in der Brust freudig zollen. Unsern trefflichen Schriftsteller können wir uns aber nicht enthalten, zu bewundern, daß er auf die schärfsten Unterscheidungen des analytischen Verstandes seelenvolle Gemälde der regesten Einbildungskraft folgen zu lassen und sogar diese widerstreitenden Erzeugnisse der Talente in ein und dieselbe Darstellung zu verweben versteht, besonders aber, daß er das Alte, schon öfters Behandelte, immer auf neue Weise zu sagen und immer mit neuen Ideen auszustatten vermag. Wer erkennt in dieser Charakteristik des Erhabenen eine frühere oder eine spätere wieder?

Aber Schiller schrieb nie aus seinem Gedächtnisse, sondern seine Arbeiten entquollen immer eigenthümlich der

[1] Die ausgestoßene Stelle läuft im genannten Stücke der Thalia von S. 147 bis S. 167. Da sie Döring in seiner „Nachlese“ aufzunehmen versäumte, wollen wir sie im Anhange ebenfalls abdrucken lassen.

[2] Schiller's Werke in E. B., S. 1170. 2. m. (Oktavausgabe B. 11, S. 514).

zusammengefaßtesten Selbstthätigkeit und augenblicklichen Stimmung seines Genius. Weil er nicht in der wechselvollen Breite der Erfahrung, sondern in dem reinen Aether der ewig gleichen Ideenwelt lebte, finden wir in allen seinen Schriften denselben Geist wieder, aber enthüllt hat sich dieser Geist in den verschiedensten Formen. So ist das Schauspiel an demselben, uns umwölbenden, Himmel stets ein neues.

Zum Gegenstande der Abhandlung, zum mathematisch (oder theoretisch) Erhabenen, übergehend, entwickelt unser Kritiker faßlicher und ausführlicher, als es Kant in seiner Kritik der Urtheilskraft gethan hat, die vier verschiedenen Arten der Größenschätzung, wenn ein Gegenstand entweder 1) bloß als ein Quantum groß ist, oder 2) wenn derselbe eine durch ein Maß bestimmte, d. h. komparative Größe hat, oder wenn er 3) nach seinem (unbestimmten und subjektiven) Gattungsbegriff groß genannt wird, oder endlich 4) wenn wir ihm keine bloß relative, sondern eine absolute Größe beilegen. Letztere Größenschätzung geschieht nicht mehr logisch durch den Verstand, sondern ästhetisch durch die Einbildungskraft, und ein Gegenstand, welcher die Idee des absolut Großen in uns erweckt, heißt *erhaben*, könnte aber schicklicher *erhebend* genannt werden.

Hier folgt in der Neuen Thalia jene später ausgeschlossene längere Stelle, in welcher auf das Einleuchtendste nachgewiesen ist, wie die Einbildungskraft bei Gegenständen, die wir mathematisch erhaben nennen, sich vergeblich bemüht, das einzeln an ihnen Aufgefaßte in eine (von der Vernunft gebotene) totale Zusammenfassung derselben zu vereinigen, woraus eben das gemischte Gefühl unserer Begrenztheit und Unbeschränktheit entsteht. Der Begrenztheit unserer (sinnlichen) Einbildungskraft; der Unbeschränktheit unserer (übersinnlichen) Vernunft. Die Grundidee hiervon ist Kantisch; die Ausführung durchaus selbstständig. Es ist dieß ein köstliches Stück einer strengwissenschaftlichen, beinahe mathematisch evidenten Beweisführung, in welchem (wie im ersten, ebenfalls unterdrückten Theile, „Vom Erhabenen“) die Subjektivität seines Urhebers vor der Objektivität der Sache beinahe verschwindet. Wegen dieses Mangels individueller Züge ist dieser Abschnitt

später wohl ausgeschieden worden; aber er allein verschafft dem ganzen Aufsatze sein wissenschaftlich befriedigendes Verständniß.

Zuletzt endlich ist noch die Rede von den äußern und innern nothwendigen Bedingungen des Erhabenen der Größe (oder des mathematisch Erhabenen). Innerlich wird eine gewisse Stärke der Einbildungskraft und der Vernunft erfordert; äußerlich muß der erhabene Gegenstand ein Ganzes ausmachen und das höchste sinnliche Größenmaß unserer Einbildungskraft wirklich überragen. Hieran schließen sich treffende Unterscheidungen, wie nur Raumgrößen (nicht Zahlengrößen) erhaben sind, und wie räumliche Höhen erhabener erscheinen, als gleich große Längen, und räumliche Tiefen erhabener, als beide. Lauter scharfe, feine, geistreiche Bemerkungen. Gewiß, auch diese Parthie ist vortrefflich, wie der ganze Aufsatz.

Betrachten wir nun diese Abhandlung im Zusammenhang mit allen vorhergehenden.

Im ersten Aufsatze leitet Schiller das tragische Vergnügen aus dem Prinzip der Vernunft ab; im zweiten führt er eine wissenschaftliche Genesis des Begriffes der Tragödie aus; im dritten deducirt er die Anmuth und Würde aus der Harmonie und dem Widerstreit der Sinnlichkeit mit der Vernunft; im vierten stellt er eine allgemeine Theorie des Erhabenen auf, aus welcher er dann in einem besondern Abschnitte die Fundamentalgesetze der Kunstdarstellung des Erhabenen hervorgehen läßt, und jene Theorie vervollständigend, spricht er in diesem fünften Aufsatze von dem mathematisch Erhabenen.

Hierdurch ist die Theorie des Erhabenen beinahe erschöpft und auf den Zweck der tragischen Kunst („das Vergnügen"), deren Begriff und deren Ausübung angewandt, ja es ist sogar der äußere Ausdruck des Erhabenen (so wie des geistig Schönen) nachgewiesen. Nach allem diesem blieb von der ganzen Lehre des Erhabenen nichts Bedeutendes mehr übrig, als den Werth desselben für die Menschenbildung darzustellen, was später auch in einer eigenen Charakteristik geschah. In allen bisherigen wissenschaftlichen Aufsätzen ging Schiller nur in „Anmuth und Würde" über die Sphäre des Erhabenen

hinaus, indem er hier Anregungen und Erwartungen erweckte, die er erst in Zukunft verfolgte und erfüllte. Ein Gedankenkreis ist nun beinahe vollkommen ausgemessen. Schiller hat sich und den Leser über das orientirt, was ihm am nächsten lag, was ihn über alles andere interessirte. Er hat seinen dramatischen Genius in Harmonie gebracht mit seinem sittlich-heroischen. Wie früher darstellend, so hat er jetzt untersuchend sein Freiheitsprinzip manifestirt.

Bei dieser Einheit ihres Endzweckes wird der tiefer Blickende in diesen verschiedenen Aufsätzen, so frei auch ihre Behandlung sein mag, dennoch einen durchlaufenden Faden der Methode erkennen. Sie erheben sich von besondern Betrachtungen zur allgemeinen Theorie; sie beginnen mit dem Aeußern und enden mit dem Innern. Und eben so wird sich in ihnen, wenn wir sie mit Aufmerksamkeit nach der Folge ihrer Abfassung lesen, ein bedeutender Fortschritt in den Einsichten und der Darstellung ihres Urhebers bemerken lassen. In den ersten Aufsätzen ist Manches verfehlt, Einiges vielleicht ungenießbar, was sich aber im Fortgange allmählig ausmerzt, bis sich zuletzt Ansichten und Form zu einer hohen Klarheit läutern.

Wie Schiller in den bisherigen Abhandlungen das Erhabene entwickelte, so erörterte er in den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen das Wesen und die Bedeutung des Schönen, womit der Kreis seines Philosophirens, welcher nicht über das Poetische und Sittliche hinausreichte, durchmessen war, so daß er wieder Dichter werden konnte. Wir werden aber diese Briefe, weil sie in ihrer jetzigen Gestalt öffentlich zuerst in den Horen erschienen, nebst einigen Beilagen und den Uebergangsaufsätzen von der Philosophie zur Poesie erst in dem nächsten Theil unserer Schrift darlegen.

Doch ehe wir zu dieser merkwürdigen Entwickelungsepoche übergehen, möge es uns zur Vervollständigung unseres Gemäldes erlaubt sein, noch einen Blick auf den Gang seiner politischen Ueberzeugungen zurück zu werfen. Schiller's Freiheitsideen blieben im Wesentlichen unverändert, wie er sie früher in seinen Dramen und in dieser Periode in seinen

historischen Schriften so glänzend ausprägte. Aber allmählig, besonders seit er der Geschichte entsagt hatte, zog sich seine Betrachtung von den politischen Gegenständen zurück, die er übrigens für die wichtigsten und eines denkenden Menschen würdigsten hielt — „denn was," ruft er aus, „ist dem Menschen wichtiger, als die glücklichste Verfassung der Gesellschaft, in der alle unsere Kräfte zum Treiben gebracht werden sollen?"[1] Die Fundgruben, welche ihm die Philosophie eröffneten, versprachen ihm schönere Schätze, von denen er bald allein die Veredlung des Menschen, so wie eine dauerhafte gute Gestalt des öffentlichen Lebens hoffte. Nachdem er seinen Freiheitssinn und in geringerem Grade auch das Humane seiner Natur dichtend ausgesprochen, und die Ansprüche dieser beiden Elemente in der Geschichte nachgewiesen hatte, verfolgte er dieselben philosophirend, indem er einerseits in der Aesthetik aus dem Freiheitsprinzip die Grundideen der Erhabenheit und der Würde, und aus der Humanität die Schönheit und Anmuth hervorgehen ließ, andererseits in der Moral aber das Freiheitsprinzip in der Form des Kant'schen Pflichtgebotes auffaßte und durch das Humanitätsprinzip die Kant'sche Sittenlehre erweiterte. So wurde ihm dann das sittlich Schöne der Centralpunkt, von dem ihm allein jede bessere Form des politischen und kirchlichen Lebens auszugehen schien, zumal da er sich in seinen Erwartungen von der französischen Revolution[2] bald arg getäuscht sah. Als das Schicksal Ludwigs des Sechszehnten entschieden werden sollte, wollte er eine Denkschrift für den König schreiben, von welcher er einigen Eindruck auf die „richtungslosen Köpfe" seiner Richter erwartete. „Außerdem," fügt er bei, „ist gerade dieser Stoff sehr geschickt dazu, eine solche Vertheidigung der guten Sache zuzulassen, die keinem Mißbrauch ausgesetzt ist. Der Schriftsteller, welcher für die Sache des Königs öffentlich streitet, darf bei dieser Gelegenheit schon einige wichtige Wahrheiten mehr sagen, als ein anderer, und hat auch schon etwas mehr Kredit"[3]. Aber

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Theil 1, S. 337.
[2] Siehe Theil 2, S. 144.
[3] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Theil 2, S. 99.

ehe dieser Gedanke zur Ausführung kam, war das Urtheil über den unglücklichen König gefällt, und Schiller zog sich aus dem äußern Leben, wo ihm seine letzte Hoffnung verfallen war, ganz in die Welt des Geistes zurück. Die Kant'sche Philosophie gewährte vielen edeln Deutschen, was viele edle Franzosen in der Revolution suchten. In Stuttgart soll Schiller 1793 zu seinem Freunde von Hoven die merkwürdigen Worte gesprochen haben[1]: „Die eigentlichen Prinzipien, welche einer wahrhaft glücklichen bürgerlichen Verfassung zu Grund gelegt werden müssen, sind noch nicht so gemein unter den Menschen; sie sind (indem er auf Kant's Kritik der praktischen Vernunft, die eben auf dem Tische lag, hinwies) noch nirgends, als hier. Die französische Republik wird eben so schnell aufhören, als sie entstanden ist; die republikanische Verfassung wird in einen Zustand der Anarchie übergehen, und früher oder später wird ein geistvoller, kräftiger Mann erscheinen, er mag kommen woher er will, der sich nicht nur zum Herrn von Frankreich, sondern auch vielleicht von einem großen Theil von Europa machen wird."

So trug alles dazu bei, seinen Blick von der politischen Welt abzuwenden, ungeachtet sein Herz fortwährend für alle große Erscheinungen des öffentlichen Lebens schlug, wenn sich ihm solche zeigten. Nachdem er in einem schönen Familien- und Freundeskreis zu einem ruhigen Ebenmaß und Genuß der Kräfte seines Geistes und Herzens gelangt war, übersah oder ertrug er die mißfälligen, barbarischen Formen des Staates und der Kirche, gegen welche er früher angestürmt hatte, und er fügte sich, indem er seinen himmlischen Beruf erfüllte, mit gefaßter, wenn auch trauernder Seele in das Unabänderliche. Wie weit in's äußere Leben hineinstrebend seine Kraft früher war, so tief senkte sie sich jetzt in's innere. Diesen Zug nach Innen aus einer Welt, in welcher er sich Zeitlebens als einen Fremdling fühlte, wurde durch seine Kränklichkeit vermehrt. Nachdem dem praktischen Riesengeist die äußere Welt verkümmert oder abgeschnitten war, suchte er im edeln Bunde mit wenigen Gleichstrebenden in der innern denkend

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Theil 2, S. 109.

und dichtend seinem Thätigkeitstrieb zu genügen. Dieß ist der Inhalt seines folgenden Lebens.

Wir haben bisher dargestellt, wie Schiller in seiner ersten Lebensperiode sein poetisches Talent dramatisch und lyrisch ausprägte; ferner wie er zuerst niederreißend, dann aufbauend seinem Freiheitssinn Geltung zu verschaffen suchte; dann wie das humane Element seines Herzens durch Liebe und Freundschaft unter glücklichern äußern Verhältnissen zur reinen Blüthe reifte; und endlich, wie sein wissenschaftlicher Trieb sich durch Geschichte im äußern Leben zu orientiren und sich hierauf durch Philosophie auch über sich selbst und sein höchstes Interesse, das Erhabene und sittlich Schöne, zu verständigen suchte.

So hatte er also seine Grundanlagen [1] gleichmäßig entwickelt, das ihm von der Natur auferlegte Bildungsgeschäft im Wesentlichen vollendet. Nach einigen weitern Vorbereitungen gelangte er bei der glücklichen Zeit an, wo er zum zweiten Mal Dichter sein konnte. Seine innigste Jugendneigung, ja seine Jugend selbst kehrte ihm verschönert zurück, und wie er früher die Gaben der Dichtkunst bloß einem Naturdrang verdankt hatte, so empfing er sie jetzt aus den Händen der edelsten Kultur. Wir werden diesen Uebergang zur Poesie im nächsten Theile betrachten. Es ist, nach Wilhelm's von Humboldt Ausspruch, vielleicht der seltenste Wendepunkt, den je ein Mensch in seinem geistigen Leben erfahren hat [2].

[1] Siehe Theil 1, S. 50.

[2] Der Raum gestattet nicht, die oben (Thl. 2, S. 29 und S. 338 u. 339) erwähnten Stücke (denen ich noch eine interessante kleine Anmerkung über Angelika Kaufmann aus der Neuen Thalia, Bd. 3, Heft 3, S. 574, beifügen möchte) hier abdrucken zu lassen. Es muß genügen, diese bisher verschollenen köstlichen Erzeugnisse des Schiller'schen Geistes seinen Verehrern empfohlen und die Nachlese-Sammler auf sie hingewiesen zu haben. In einer vollständigen Ausgabe der Werke Schiller's sollten solche Darstellungen nicht fehlen.

